A 603915

THE GIFT OF
Deutsche Verein
7-25-06

Digitized by Google

F.F.&C.

838
P76 pt
1904

Der Pfarrer von Breitendorf

Zweiter Band

Digitized by Google

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin

Es erschien von

Wilhelm von Polenz

Romane

Der Büttnerbauer — **Thekla Lüdekind**
Der Grabenhäger — **Liebe ist ewig**
Wurzellocker

Novellen

Die Unschuld — **Die Versuchung**
Karline — **Reinheit**
Wald — **Luginsland**

Theater

Andreas Bockholdt — **Heinrich v. Kleist**
Junker und Fröhner

Reisebilder

Das Land der Zukunft
oder
Was können Amerika und Deutschland voneinander lernen?

Wilhelm von Polenz

Der Pfarrer von Breitendorf

Roman in zwei Bänden

Zweiter Band

Dritte Auflage

Berlin, 1904, F. Fontane & Co.

Alle Rechte
vor allem das Recht der Überſetzung
vorbehalten

Zweiter Band

148981

I.

Eine Stimmung unzufriedener Zerfahrenheit war über Gerland gekommen, — ein Erfolg seines letzten Besuches in Annenbad.

Ihm war zu Mute wie einem Menschen, der das Haus des Nachbars brennen sieht und weiß, daß seine eigene Behausung mit Stroh gedeckt ist. Das altbewährte Mittel, in angestrengter Thätigkeit die Zweifel zu ersäufen, wollte diesmal nicht recht verfangen. Es war etwas wie ein Reif auf seine Freudigkeit gefallen; mitten in einer Amtshandlung begegnete es ihm, daß er den tollen Wunsch in sich aufsteigen fühlte, laut aufzulachen. Am schlimmsten stand es mit dem Gebet, er konnte es zu keiner Inbrunst, keiner unbefangenen Hingabe bringen. Die Flamme des Opfers schwelte am Boden hin, als halte sie ein feindlicher Wind danieder.

Und seine Freude am Konfirmationsunterricht war in das gerade Gegenteil umgeschlagen. Die Vorbereitung der Hauptstücke führte ihn auf tausend Fragen und Zweifel;

Symbole, die ihm bisher heilig in der Ehrwürdigkeit ihres grauen Alters gewesen waren, sahen ihn auf einmal in heller Tagesbeleuchtung mit befremdend nüchternen Zügen an. —

Über Kleinigkeiten stolperte er und blieb an einem Worte, einer Wendung im Bibeltext oder Katechismus hängen, über die er früher glatt hinweggelesen hatte.

Mit der naiv freudigen Hingabe an den Stoff war es zu Ende; es gab ein Aufdruseln und Wiederzusammenflicken — eine Arbeit, bei der mehr Maschen fielen, als aufgenommen wurden.

Ganz anders trat er jetzt vor die Kinder, nicht mehr frei und freudig, sondern mit dem Gefühle schwerer Verantwortung belastet. Er wollte nicht, daß die jungen Seelen etwas einbüßen sollten, sie durften es nicht empfinden, daß er ein anderer geworden war; nach wie vor wollte er ihnen das beste geben — und so schraubte er sich zu Gefühlen hinauf, die er nicht empfand.

Dabei hatte er immer die Empfindung, die Kinder müßten ihn durchschauen — als würden sie matter, weil ihres Lehrers Begeisterung matt geworden. Er war mißtrauisch gegen sich und andere.

* * *

In jene Zeit fielen Ereignisse innerhalb der Gemeinde, die bald seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und ihn über die unfruchtbare Trostlosigkeit dieser Stimmung hinwegrissen.

Bei einem Gange durchs Dorf traf er gänzlich un-

verhofft auf die Paſtorin Menke. Als er die bekannte Geſtalt der Witwe etwa fünfzig Schritte vor ſich in einer Wegekrümmung auftauchen ſah, durchzuckte ihn heftiger Schreck. Sie bemerkte ihn etwas ſpäter; für einen Augenblick machte ſie Halt, offenbar unſchlüſſig, was ſie thun ſolle. An ein Ausweichen war nicht mehr zu denken; ſo überwand er denn ſeine Verlegenheit und blickte ihr im Entgegengehen ſcharf ins Geſicht. Auch ſie hatte ſich inzwiſchen gefaßt, ſie ſchien die Beleidigte ſpielen zu wollen; mit zurückgeworfenem Kopfe und gerümpfter Naſe kam ſie heran.

Was mochte ſie in Breitendorf wollen?

Gerland ſtellte die Frage an den Gemeindevorſteher, den er bald darauf traf. Er erfuhr von ihm, die Witwe ſei bereits am vorigen Sonntage, — den der Geiſtliche in Annenbad verbracht, — nach Breitendorf gekommen, angeblich um das Grab ihres verſtorbenen Gatten zu beſuchen. Sie wohnte bei ihrer Buſenfreundin, der Frau des Gutsbeſitzers Finke.

Der Gemeindevorſteher ließ dann noch einige zweideutige Bemerkungen fallen, von dieſem Weibsſtücke, das nur Stänkereien ins Dorf bringen wolle. Aber die Gemeinde werde ſich an ihrem Paſtor nicht irre machen laſſen. — Mehr war nicht aus dem vorſichtigen Manne herauszubringen.

Die Witwe hatte ihn verleumdet, das war klar. Welcher Art die Verleumdung ſein mochte, lag auf der Hand; wenn anders der alten Regel zu trauen, daß man den Nächſten nur gar zu gern des eigenen Unrechts bezichtigt.

Auch daß ſie bei den Finkes wohnte, war wohl kein Zufall. Sie mochten ſich dort alle recht hübſch zuſammenfinden, die Clique ſeiner Widerſacher in der Gemeinde. —

Paſtorin Menke ſchien für einige Zeit in Breitendorf bleiben zu wollen. Gerland bemerkte ſie am nächſten Sonntage in der Kirche. Mit blumengeſchmücktem Hut und Seidenmantille, paradierte ſie im Schiff des Gotteshauſes.

Mancherlei geringfügige Anzeichen deuteten auf ihre geheime Minierarbeit: der Gutsbeſitzer Finke, Mitglied des Gemeinderates, grüßte den Geiſtlichen nicht, als ſie ſich zufällig begegneten; an der Thür des Pfarrhauſes entdeckte er eines Morgens ein zotiges Bild mit Kreide angezeichnet.

Das Bewußtſein, klug gehandelt zu haben, ließ keinen rechten Haß in ſeiner Seele aufkommen. Lächeln mußte er, wenn er an ſie dachte, — mitleidig, ohne Groll. In dieſem Spiele ſtand der Erfolg zu deutlich auf ſeiner Seite.

Eines Abends ſaß Gerland an ſeinem Schreibtiſche, die Lampe brannte bereits ſeit Stunden — er war mit kirchlicher Verwaltungsarbeit beſchäftigt — als ihn ein Geräuſch vom Garten her aus ſeiner Rechnerei riß. Summendes Durcheinander von Stimmen — eine Art mißtönender Geſang. — Sollten es Betrunkene ſein? —

Gerland wollte den Lärm überhören, aber das ging nicht; immer zudringlicher wurden die unharmoniſchen Töne. Dazwiſchen halbunterdrücktes Gekicher und übermütiges Schreien und Pfeifen. Jetzt glaubte er etwas

wie einen Refrain herauszuhören: „Pfarr“ und darauf „Narr“!

Es war klar — das galt ihm. Eine Katzenmuſik in optima forma.

Wie hatte er ſich zu verhalten? — Die Sache ihren Gang gehen laſſen — nicht darauf achten, ſich die Ohren zuſtopfen — thun, als ſei nichts vorgefallen? — Nein! Das hätte ausgeſehen, als fürchte er ſich; die Leute meinten wohl gar, er ſei gänzlich ohne Stachel.

Wie er war, lief er die Treppe hinab. Klingelnd und dröhnend flog die Hausthür hinter ihm ins Schloß. — Der Geſang war jäh abgebrochen; er hörte noch einige Pſts — Stimmengeflüſter, und Schritte, die ſich ſchnell entfernten.

Sehen konnte er zunächſt gar nichts, bis ſich ſeine Augen an das Nachtdunkel gewöhnt hatten. Er tappte auf gut Glück die Stufen hinab und that einige Schritte in den Garten. Vor ihm duckten ſich ein paar dunkle Geſtalten, dann hörte er den Gartenzaun knacken und kniſtern. Es waren Männer, ſoviel konnte er jetzt ſchon erkennen; einer verlor in der Haſt ſeinen Hut, mußte zurück, um ihn aufzuheben. Gerland ſprang zu, kam aber zu ſpät, um den Flüchtling zu greifen. Wie ein Affe kletterte die lange Geſtalt an den Latten empor. Als der Burſche über dem Zaune ſchwebte, hob ſich ſein Kopf ſcharf vom hellen Himmelsrande ab, nur für einen Augenblick, der zum Erkennen genügte.

Einen ſolchen Kahlſchädel und eine ſolche Naſe gab es nur einmal im Kirchſpiel.

Gerland war derartig betroffen durch die gemachte

Entdeckung, daß er an ein weiteres Verfolgen der Störenfriede gar nicht dachte. — Wenzel, Kantor Wenzel! — Jede Täuschung war ausgeschlossen.

Der Geistliche ging ins Haus zurück. — Es war zu außerordentlich. Ein Mensch, den er bisher immer zu seinen Getreuen gezählt. Wieviel Gutthaten hatte er dem Lehrer erwiesen! Der schwer kompromittierte Mann war sein besonderer Günstling gewesen. Noch kürzlich hatte er auf eine Anfrage von seiten der Schulbehörde, bezüglich des Kantors, im günstigen Sinne geantwortet.

Unwillkürlich ging er zu seinem Schreibtische und entnahm ihm das Heft, in dem er die Charakterbeschreibungen seiner Beichtkinder niedergelegt. — Wenzel! — Wieviel Hoffnung er an den Mann verschwendet hatte; — es war beschämend.

Kopfschüttelnd schloß er das Heft wieder weg; hatte er den Menschen irgend einmal gekränkt? Er sann nach; nichts fand sich in seinem Gedächtnisse. Es war der pure, blanke Undank, die Auflehnung der Gemeinheit gegen die Güte, der Roheit gegen die Kultur.

Nachdem die erste Erregung verflogen war, überlegte der Geistliche, welchen Gebrauch er von der Entdeckung machen wolle. Daß er das Vorkommnis nicht ignorieren könne, war von vornherein klar. Sein Ansehen der Gemeinde gegenüber war gefährdet, wenn er eine solche Beleidigung ungeahndet hingehen ließ.

Es gab mehrere Wege, die er einschlagen konnte, um sich Genugthuung zu schaffen. Der eine war: Anzeige bei Gericht zu machen; den verwarf er bald. Die gerichtliche Untersuchung des Falles würde wahrscheinlich wenig ergeben und viel böses Blut hervorrufen.

Es blieb ihm noch eine andere Möglichkeit, er konnte Wenzel bei der Schulbehörde anzeigen. Eine zeitlang erwog der Geiſtliche dieſen Gedanken ernſtlich; verdient hätte der Mann das ſicherlich, ſein Kerbholz war voll. — Aber ſchließlich ſiegte das Mitleid in Gerlands Seele; er wußte, daß ſolche Anzeige den Abſchied des Kantors nach ſich ziehen mußte. Ein Reſt von Sympathie für Wenzel war immer noch in ſeinem Herzen geblieben. —

Schon ſeit einiger Zeit hatte Gerland den Religionsunterricht in der Schule nicht mehr viſitiert; nicht umſonſt ſollte Wenzel ihn heute abend daran erinnert haben, daß er beſonderer Kontrolle bedürfe. Der Geiſtliche nahm den Stundenplan zur Hand; die erſte Stunde bei den Kleinen war Religionsunterricht. ‚Gut, ich werde mich einfinden, Herr Kantor, morgen früh.‘ —

Die Sache kam anders, als Gerland ſie ſich im Geiſte zurechtgelegt hatte.

Am nächſten Morgen begab er ſich beizeiten zur Schule; zu ſeinem Erſtaunen ſah er durch die Scheiben des zur ebenen Erde gelegenen Schulzimmers, daß die Kinder ſich balgten. Zwanzig Minuten nach ſieben Uhr und der Unterricht noch nicht begonnen!

Als der Geiſtliche eintrat, fand er das Katheder leer und die Klaſſe in größter Unordnung. Einige Knaben ſprangen ſchnell auf ihre Plätze zurück. Eine arge Balgerei ſchien ſtattgefunden zu haben; mehrere Köpfe waren tüchtig zerzauſt, unter den Mädchen gab es verweinte Geſichter.

„Wo iſt euer Lehrer, ihr Kinder?“ fragte der Geiſtliche.

Eine verlegene Pauſe entſtand. Die Kinder ſahen einander verdutzt an, ſie ſchienen ſich in der Seele ihres Lehrers zu ſchämen. —

Gerland ſtand mit verdüſterter Miene im Mittelgange, der die Knabenabteilung von der der Mädchen trennte.

Hinten im äußerſten Winkel ſteckten ein paar Bengel die Köpfe zuſammen. „Sag's ack — ſag's ack!" — Ein Knabe wurde von ſeinen Nachbarn mit Püffen traktiert.

„Was habt ihr mit dem da — was ſoll er denn?"

„Dar weeß es, wu dar Lahrer is; — dar hat's vurhin derzahlt."

„Was weißt du, mein Kind?" fragte Gerland in aufmunterndem Tone und ging dem Knaben entgegen, welcher von den andern nach vorwärts gedrängt wurde.

Der Kleine blickte mit ſcheuer Miene zu Boden; er wollte nicht mit der Sprache heraus.

Endlich platzte ein anderer los: „Der Lahrer leit ein Wirtshauſe — beſuffen!" —

Einige Kinder kicherten; die meiſten blieben ſtill und hingen in atemloſer Spannung an den Zügen des Geiſtlichen.

Gerland war erbleicht. „Was — was ſagſt du da?"

„Dar hat 's derzahlt," erklärte der Sprecher und wies auf den ängſtlichen Knaben vor Gerland — „dar is aus 'n Kretzſchame — dar Lahrer is beſuffen und leit bei uns ei der Gaſtſtube, hat 'r geſagt." —

Gerland ſtand eine Weile wie erſtarrt. Welch ein Schaden iſt hier angeſtiftet! — das war der einzige Gedanke, den er zu faſſen vermochte. Dann mechaniſch vorwärts ſchreitend, begab er ſich aufs Katheder. „Setzt euch auf eure Plätze, Kinder!"

Nachdem alle ihre Plätze inne hatten und die Klasse das Bild musterhafter Ordnung bot, sprach Gerland ein lautes Gebet: Worte des Dankes für die glücklich und gesund verlebte Nacht.

Die Ironie, welche in diesen Worten liegen konnte, fiel Gerland in diesem Augenblicke nicht ein; noch weniger den Kindern, die, wie Kinder stets in solchen Momenten, ganz unter dem Banne des Außergewöhnlichen standen.

Der Geistliche ließ sie ein bekanntes Kirchenlied anstimmen. Während des Gesanges sammelte er sich selbst.

Durch Fragen unterrichtete er sich bald darüber, an welcher Stelle des Unterrichtes sich die Klasse gegenwärtig befand. Joseph in Ägyptenland, war das letzte Pensum gewesen. Der Geistliche erzählte ihnen die Geschichte von Josephs Wiedersehen mit seinen Brüdern, gab ihnen eine leichtfaßliche Erläuterung des Geschehnisses, und hatte ihre Aufmerksamkeit bald ganz erobert.

Gegen Schluß der Stunde merkte er an den Mienen der dem Fenster zunächst sitzenden Kinder, daß draußen etwas Ungewöhnliches vor sich gehe. Unwillkürlich blickte er hinaus. Eine hagere Gestalt wankte schlotternd heran, mit vertiertem Ausdruck nach den Klassenfenstern stierend.

Gerland verließ sofort das Katheder und eilte zur Thür; so sollte die Klasse ihren Lehrer nicht sehen.

Im Hausflur kam ihm Wenzel entgegengestolpert. Vor dem Geistlichen machte er mit der blöden Miene des ertappten Sünders halt.

„Kantor Wenzel," sagte Gerland und dämpfte seine Stimme soviel wie möglich — „gehen Sie auf Ihr Zimmer,

legen Sie ſich! Ich werde Ihren Unterricht heute übernehmen — verſtehen Sie!“

Der Betrunkene wollte etwas erwidern; er machte einen ſchwachen Verſuch, den Nüchternen zu ſpielen. Er taſtete nach Gerlands Hand, und als dieſer, angewidert von dem durchdringenden Branntweingeruch, zurücktrat, lallte er: „Betrunken — nee, betrunken bin ich nich — Herr Paſtor! — Etwas Medizin — mir war nicht recht wohl — etwas Medizin — weiter nichts — Herr Paſtor,— auf Ehre!“ —

Gerland überwand ſich und faßte den Schwankenden unter den Arm. Er führte ihn ein paar Stufen hinauf, und hieß ihn, ſich am Treppengeländer feſthalten; dann wiederholte er ſeine Mahnung, daß er ſich legen und ruhig verhalten ſolle.

Unter Beteuerungen, daß er nur ein wenig Medizin zu ſich genommen habe, weil er krank geweſen ſei, ſtolperte der Betrunkene die Treppe hinauf.

Gerland erteilte an dieſem Tage den Unterricht in ſämtlichen Fächern.

Abends ſetzte er dann ein Schreiben an die Schulbehörde auf. Die Beteiligung Wenzels an der nächtlichen Ruheſtörung vor ſeinem Hauſe erwähnte er nicht, aber den Zuſtand, in welchem er den Lehrer am Morgen betroffen, ſchilderte er ohne Abſtrich.

Die Behörde war ſchnell mit ihrem Eingreifen. Der Kreisſchulinſpektor ſelbſt erſchien am Platze; eine Unterſuchung des Falles wurde eingeleitet.

Es ergab ſich, daß Wenzel mit einer Anzahl Geſinnungsgenoſſen die Nacht bei Kartenſpiel und Trunk im

Kretzſcham verbracht hatte. Intereſſant war es für Gerland, die Zuſammenſetzung dieſer Geſellſchaft zu erfahren. Sämtlich waren es Leute, denen er wohl zutrauen konnte, ſich an der Katzenmuſik vor ſeinen Fenſtern beteiligt zu haben. Herklotz, der Schuſter, ſein Gegner aus der Gemeindeverſammlung, fehlte nicht unter ihnen. Sie mochten nach vollbrachter Heldenthat ihren Triumph im Kretzſcham gefeiert und dabei zu viel des Guten gethan haben. —

Der Erfolg der Unterſuchung war, daß Wenzel ſeines Amtes enthoben und ein anderer interimiſtiſch an ſeinen Platz geſetzt wurde, bis die Stelle ausgeſchrieben ſein und die Gemeinde ſich für einen neuen Kantor entſchieden haben würde.

Wenzel verſchwand ohne Sang und Klang aus Breitendorf. Auch die Witwe bekam Gerland nicht mehr zu Geſicht; am Tage nach dem Auftritte vor dem Pfarrhauſe hatte ſie das Dorf verlaſſen. —

Etwa eine Woche mochte vergangen ſein, als der alte Gärtnergewendbauer beim Pfarrer erſchien, um das Pachtgeld für den Pfarracker, welchen er in Nutzung hatte, abzuliefern.

Der Gärtnergewendbauer war ein kleines, krummbeiniges, dürres Männchen, mit ſpitzem Kopfe und rotumränderten Augen. Unter vielem Ächzen und Räuſpern holte er aus ſeinem Schafwollpelze einen alten Lederbeutel hervor, der neben Tabakrollen auch Geld enthielt. Langſam klaubte er die Münzen zuſammen, und zählte dann die harten Thalerſtücke, nebſt einigem Nickel und Kupfer in regelmäßigen Reihen auf den Tiſch.

Dieſe Manipulation koſtete Zeit. Als Gerland ſchließ-

lich durchgezählt und erklärt hatte, es ſtimme, nahm der Alte mit einem wehmütigen Blicke Abſchied von ſeinem Gelde. Dann ſackte er den Beutel wieder ein, griff nach der Mütze, ging aber noch nicht.

Wie es ſchien, hatte er noch etwas auf dem Herzen.

Der Bauer räuſperte ſich und meinte: „Na, de Paſtern Menke war nu alſo och wieder furt — ju ju!“ Dann fuhr er ſich mit dem Handrücken über das Geſicht, wo es ſtets irgend etwas Feuchtes abzuwiſchen gab.

Als Gerland keinerlei Miene machte, auf dieſe Einleitung des Geſpräches einzugehen, fuhr der Bauer fort: „Se wohnt ei der Stadt, de Paſtern Menke, ſagn ſe. — Na, ich will nur nu machen, daß 'ch heem kima. — Laben Se wuhl, Herr Paſter!“ —

Er ſchob auf ſeinen krummen Beinen nach der Thür; dort blieb er ſtehen, drehte ſich raſch um, und, mit einer verſchmitzten Miene, in der ſich Schadenfreude, Neugier und Klatſchſucht die Wage hielten, meinte er: „De Leite ſagen, ſe wird ſich Kanter Wenzeln heiraten.“

Jetzt fiel Gerland doch aus ſeiner wohlerwogenen Rolle des Schweigens. „Was ſagen Sie! — Paſtorin Menke will den Kantor heiraten?“

Solch direktes Fragen liebt der Bauer nicht. Der Alte war viel zu vorſichtig, von ſeinem Nebenmenſchen etwas auszuſagen, worüber er möglicherweiſe zur Rechenſchaft gezogen werden konnte.

„De Leite ſag'n 's ack, Herr Paſter; ich weeß eegentlich niſcht niche, ees denkt'ch nur ſuwas, weil duch zwiſchen Wenzeln und der Paſtern Liebſchaft war. — Das wern Se duch och wiſſen, Herr Paſter?“ —

„Was ſoll ich wiſſen?“ fragte Gerland, ehrlich entſetzt.

„Nu freilch!“ meinte der Alte und wurde lebhafter; ſeine Äuglein leuchteten auf, er trat näher zu dem Geiſtlichen heran und ſprach halblaut: „Die hoan ſchun bei Labzeiten vun ſel'gen Pfarrn zuſammde geſtackt — die beeden. Nu hat ſen 'n richt'g neigeritta, dan Wenzel — denn ſchlacht war dar ne — wenn er och ſaufen that, aber die hat an Teifel in Leiba — und Se kinna fruh ſen, Herr Paſter, daß Se die ſu heila lus gewurn ſein. Ju ju, zwiſchen dar Menken und Wenzeln is Liebſchaft, da kinna Se a jeds hier fragen — doas wiſſen mer alle.“ —

Das Vernommene beſtätigte dem Geiſtlichen manches, was er früher zwar geſehen, wobei er ſich jedoch nichts gedacht hatte. — Als habe man eine Grube voll eklen Unflats unter ſeinen Füßen geöffnet, ſo kam es ihm vor.

II.

Dieſe Ereigniſſe hatten viel Aufregendes für den jungen Geiſtlichen. Alles andere war vor der Herbheit der eignen Erfahrungen in den Hintergrund getreten. Fröſchels tragiſches Geſchick, erſchien ihm bereits wie ein fremdes, beinahe unverſtändliches. Etwas wie ein Nebel hatte ſich zwiſchen ihn und jenen gelegt — der feine Dunſt, der über den weiter gleitenden Strom der Zeit ſich breitet und die Züge alles Vergangenen langſam verwiſcht. —

Fröſchel ſelbſt brachte ſich dem Freunde wieder ins Gedächtnis.

Gerland kam aus der Schule zurück, wo er der Einführung des neuen Lehrers beigewohnt hatte, da fiel ihm, als er ins Wohnzimmer trat, eine vertraute Geſtalt ins Auge: Fröſchel, ein Buch in der Hand.

„Das nenne ich mir eine Überraſchung!“ rief Gerland und ſtreckte dem Diakonus beide Hände entgegen. — Im erſten Augenblicke wußte er nicht, wie er es mit

dem „Du“ halten ſolle, das ſich neulich in einer Stimmung beſonderer Erregung zwiſchen ihnen eingefunden hatte.

Fröſchel überhob ihn dieſes Zweifels. „Wenn du geſtatteſt, bleibe ich bis zum Abend bei dir, Gerland; meine Mutter iſt verreiſt.“

„Aber natürlich, lieber Freund! Bleibe eine Woche — bleibe ganz! Du haſt übrigens außerordentliches Glück, heute habe ich Gebratenes zu Tiſch — was nicht oft der Fall iſt.“ Gerland verſuchte zu ſcherzen, um ſich und dem Freunde über die erſte gezwungene Stimmung des Wiederſehens hinweg zu helfen.

Fröſchel lächelte trübe. Er zeigte mehr denn je ſein ungeſundes, mißgeſtimmtes Ausſehen. „Ich habe hier ein wenig in deinem Schleiermacher geleſen.“ —

„Du ſagſt, deine Frau Mutter ſei verreiſt?“

„Ja, auf einige Tage. Eine Jugendfreundin von ihr liegt im Sterben und will ſie vor ihrem Ende noch einmal ſehen.“

Das Geſpräch von neulich und das, was ihm gefolgt, wurde nicht erwähnt. Gerland kannte den leicht verletzten Charakter Fröſchels jetzt zur Genüge, um jede Frage zu vermeiden, die ihn irgendwie peinlich hätte berühren können.

Ob er ſich mit der Mutter ausgeſprochen — ob alles beim alten geblieben war? Gerland wartete, daß der Diakonus ſelbſt eine Aufklärung in dieſer Richtung geben ſolle. —

Nach Tiſch unternahmen ſie einen gemeinſamen Spaziergang. Gerland hatte für den Nachmittag einen Beſuch bei der alten Märzliebs-Hanne in Eiba angeſetzt. Der Kirchenſtand der Alten war ſchon ſeit einigen Sonntagen

leer geblieben, und als der Geiſtliche ſich nach ihr erkundigte, erfuhr er, daß ſie ein böſes Bein habe und bettlägerig ſei.

Es war ein klarer Märztag, die Winterſaaten leuchteten ſaftig grün neben dem toten Braun der Ackerſcholle. In Gräben, hinter Zäunen, am Waldrande, überall, wo die Sonne nicht hindrang, lagen Streifen körnig-ſchmutzigen Schnees, — wie verachtete Kleiderfetzen, die der ſcheidende Winter zurückgelaſſen. Die Salweiden an den Rainen trieben ihre ſamtweichen Kätzchen. Über dem Niederwald am Rand des Nadelholzes lag ein matt lilaer Schimmer; Birken und Erlen bereiteten die Frühlingstoilette vor.

Den Geiſtlichen erinnerten dieſe Lenzesanzeichen daran, daß er vorm Jahre um dieſe Zeit etwa nach Breitendorf gekommen ſei. Er rechnete genauer nach und fand, daß er gerade heute den Jahrestag ſeines Einzuges in die Parochie begehe — ihm kam die Zeit viel länger vor. Er erwähnte Fröſchel gegenüber dieſe Entdeckung.

„Und du biſt zufrieden — du fühlſt dich hier an deinem Platze?“ meinte Fröſchel.

Gerland bejahte nach einigem Überlegen. „Ich kann mit dieſem erſten Jahre zufrieden ſein.“

„Wohl dir! Ich will dir wünſchen, daß du nie anders denken mögeſt.“

Jetzt würde wohl eine Ausſprache folgen, dachte Gerland; aber der andere ſchwieg. —

In Eiba angelangt, wies Gerland den Freund nach einer Anhöhe, von der man eine ſchöne Ausſicht auf das Thal und die umliegenden Berge genoß. Dort wollte

er ihn nach kurzem Beſuche bei der alten Märzliebs-Hanne wieder treffen. Er eilte dem bekannten Häuschen zu.

Man hatte die alte Frau unter dem Dache in einem Bretterverſchlag untergebracht. Nebenan war Heu aufgeſpeichert, deſſen ſcharfer Geruch den ganzen Raum durchdrang. Die Greiſin lag in einer wurmſtichigen, mit Stroh ausgefüllten Lade, die man notdürftig zur Bettſtätte hergerichtet hatte. Ein ſchmutziges, an mehreren Stellen durchlöchertes Laken war alles, womit ſie ſich gegen die Kälte ſchützen ſollte.

So fand der Geiſtliche ſeine alte Freundin vor. Er erkannte ſie kaum wieder; die Züge waren verfallen, ihre Sprache glich nur noch einem Krächzen.

Dem jungen Manne krampfte ſich das Herz zuſammen bei dieſem Anblick. Waren das Menſchen, die eines ihrer Angehörigen ſo verkommen ließen? Noch nie hatte er das Fehlen einer Gemeindeſchweſter in der Parochie ſo ſchmerzlich empfunden, wie an dieſem vernachläſſigten Lager.

Ein Geruch herrſchte in der Nähe der Kranken, der ihm faſt das Atmen unmöglich machte. Sie habe ein „bieſes Been", erzählte die Alte. Mit ihren zu hautüberſpannten Knochen abgemagerten Armen zog ſie die Decke weg — ein unbeſchreiblicher Anblick bot ſich dem Auge des Geiſtlichen.

Gerlands erſte Frage war, welchen Arzt ſie gerufen habe. Die Alte wollte nicht recht mit der Sprache heraus; ſchließlich geſtand ſie ein, daß ſie ſich von der Tonchen, der Beſprechfrau, behandeln laſſe.

„Sahn Se, Herr Paſter, ich kunnte Se duch gurnich mih furt uf das meſchante Been, und hernachen that's och

ſu ſiere ſchwella — und a hella Jaucha lief raus — dernoa wußt'ch mer kennen Rat ni mih, und de Tonchen hat duch ſicke gute Heelſalbe. Doa hat ſe mer a Brinkel dervun gegahn — de Tonchen."

„Und verſpüren Sie denn irgend welche Beſſerung?" fragte Gerland.

„Nee, baſſer is es ſu racht no ne gewurn, Herr Paſter; aber de Tonchen meenta, erſcht müßt's ſchlachter warn — dernoa ufn Neimund würd's heelen, meent ſe."

„Was ſoll denn Ihr Leiden mit dem Neumonde zu thun haben?"

„Nu ſahn Se, Herr Paſter, ſe hat merſch duch beſprocha, mei Been, im erſta Viertel."

„Wie, Sie haben ſich beſprechen laſſen! — Eine chriſtlich geſinnte Frau wie Sie, Frau Heinze, hängt ſolchem Aberglauben an?"

Die Alte wurde verlegen. „Nee nee, Herr Paſter," beteuerte ſie, „Se müſſen nich denka, mir hoan Teifelswark getrieba. Nee nee! De Tonchen is och ene Frumme, die batet immer zun lieben Gutt, weil ſe ees beſprecha thut. Und dar lieba Gutt kann duch niſcht dodergegen hoan. Ar geit 's ar duch och worim ſe bitt. Neilch dan Blitzerbauern ſei Klenner, den hat ſe och beſprucha — de Tonchen, dar hoat an Knuchenfraß gehoat dar Kleene, und mit den is glei baſſer gewurn, och uf 'n neien Mund. Und an Duchter dirft'ch's gurne erſcht weeſen, mei bieſes Been, ſunſte is mit dar Heelkraft glei verſpielt — verſtiehn Se! A Duchter darf gurne ei's Haus, ſinſte is mit dar Sympathie aus — ſagt de Tonchen." —

Der Geiſtliche ſah ein, daß hier mit gutem Rate nichts

auszurichten ſei; er beſchloß zu handeln. Da er aber Fröſchel nicht allzulange warten laſſen wollte, verſchob er ſein Eingreifen auf morgen. —

Er eilte, den Diakonus aufzuſuchen. Schon von weitem fiel ihm die charakteriſtiſche Figur des Freundes auf: ſeine hohen Schultern, der kleine Kopf auf kurzem Halſe. Er ſtand dort in den Anblick der Landſchaft vertieft; ganz nahe kam Gerland an ihn heran, bis jener ihn bemerkte.

„Entſchuldige, daß ich dich ſo lange habe warten laſſen, lieber Fröſchel. — Eine ſchöne Ausſicht, nicht wahr?“ —

Fröſchel antwortete nicht. Gerland blickte erſtaunt in das Geſicht des Freundes; es ſah verändert aus — verräteriſche Tropfen erzählten, daß er geweint habe.

„Lieber Fröſchel!“ — rief Gerland. — Sein Herz ſchwoll in Mitgefühl dem Freunde entgegen.

Aber der Diakonus wandte ſich mit verdüſterter Miene ab. „Wem gehört das große Haus dort?“ fragte er ſchnell in rauhem Tone.

Gerlands Blick folgte der ausgeſtreckten Hand. „Das Haus — einem gewiſſen Doktor Haußner — Weshalb?“

„Ich wollt's nur wiſſen. — Übrigens, es wird kühl — wir gehen beſſer.“ — Sie ſchritten bergab, auf dem Wege nach Eichwald.

Gerland brannte vor Begier, den Seelenzuſtand des Freundes zu erforſchen. „Was fehlt dir, Lieber, — warum willſt du mirs verheimlichen?“ brachte er endlich heraus.

„Frage mich nicht, Gerland! — Ich verſpreche dir, daß du es in Bälde erfahren ſollſt.“ —

Die Worte waren bedeutungsvoll, faſt in feierlichem

Tone gesprochen worden. Gerland fühlte, daß hiernach alles weitere Forschen unzart erscheinen mußte, er hatte sich zu bescheiden.

Sie schritten am Haußnerschen Grundstücke vorbei. Gerland hatte bis zu diesem Tage, Fröschel gegenüber, des Arztes nicht mit einer Silbe erwähnt. Jetzt gab es sich von selbst, daß er dem Freunde von dieser eigenartigen Bekanntschaft erzählte.

Er berichtete die Geschichte Haußners, wie er sie von Pfarrer Valentin erfahren hatte. Gerland nahm unwillkürlich an, Fröschel müsse Interesse, ja Sympathie für den Freigeist empfinden.

Aber der Diakonus schien heute in einer abwesenden, traumverlorenen Stimmung; Gerland merkte bald, daß er seiner Erzählung wenig Aufmerksamkeit schenke. —

Beim gedämpften Schimmer der Studierlampe saßen die beiden dann noch eine Stunde beisammen. Gerland machte den Versuch, den Freund aufzuheitern; er holte sein „Seelen-Herbarium" hervor, wie er die eigenen Aufzeichnungen über die Beichtkinder benannt hatte, und las dieses und jenes vor, mit Absicht Charakteristiken wählend, die lichte Seiten aufwiesen. Es gab ja genug Gestalten in der Kirchfahrt, die eines humoristischen Anstrichs nicht entbehrten: die „Tonchen", der „taube Tobis", der „Gärtnergewendbauer" und andere mußten herhalten, für den wohlgemeinten Zweck, Fröschel zu unterhalten.

Der Diakonus saß auf dem Sofa und rieb, seiner Gewohnheit gemäß, die Finger gegen einander, in sich zusammengesunken, als laste eine unsichtbare Bürde auf seinen

Schultern. Hin und wieder lächelte er mechaniſch zum Vortrage ſeines Freundes.

Gerland hielt im Leſen inne, da ihm der vergrämte Ausdruck dieſes bleichen, hohläugigen Geſichtes Bedenken einflößte. — Ob es jenem nicht vielleicht zu viel werde, fragte er.

Fröſchel bat ihn, fortzufahren; es thue ſo wohl, einen glücklichen Menſchen zu ſehen, meinte er. Den Geiſtlichen berührte ſein weiches, reſigniertes Weſen ganz fremdartig.

Als Fröſchel aufbrach, war es ſchon dunkel. Gerland wollte ihn ein Stück Weges geleiten, aber der Diakonus lehnte die Begleitung ab.

Feuchtwarme Nachtluft empfing ſie, als ſie aus dem Pfarrhauſe traten. Der Himmel war bedeckt mit Wolkenfetzen — es lag Regen in der Luft.

Gerland öffnete die Gartenpforte nach der Dorfſtraße hinaus; noch eine Weile blieben die Männer beieinander ſtehen — Fröſchel ſchien ſich ſchwer von dem Freunde zu trennen.

Plötzlich ergriff er Gerlands Hand; es war, als kämpfe er mit einem außerordentlichen Entſchluſſe. — Ein Bekenntnis — eine Frage — irgend ein Geheimnis ſchien ſich losringen zu wollen von ſeiner Seele.

Und — es kam doch nicht dazu; er ließ die Hand wieder fahren und verſchwand mit einem leiſen „Lebwohl!“ in der Dunkelheit.

Gerland blieb wie gebannt auf ſeinem Platze ſtehen. In der finſteren Nacht war nichts zu erkennen; nur als jener durch den Lichtkegel ſchritt, den ein ſpät erleuchtetes Fenſter auf die Dorfſtraße warf, ſah er die Umriſſe der bekannten Geſtalt noch einmal flüchtig.

Wunderbar ſcharf prägte ſich gerade dieſes Bild dem Gedächtniſſe Gerlands ein, ſo daß es unzertrennbar für ihn wurde mit der Perſönlichkeit Fröſchels und ganz von ſelbſt emportauchte, ſo oft er ſpäter an ſeinen armen Freund zurückdachte.

III.

Durch Bitten und Drängen hatte es Gerland bei den Angehörigen der alten Märzliebs-Hanne durchgesetzt, daß die Greisin aus dem Verschlage hinabgeschafft wurde in das Kämmerchen neben der Wohnstube. Dort lag sie an derselben Wand, im selben Bette, wo ihre Enkelin Christel vordem gestorben war.

Der Geistliche besuchte die alte Frau täglich.

Die Kranke war sehr redselig. Sich mitzuteilen, schien ihr große Erleichterung zu gewähren.

Sie erzählte mit Vorliebe aus ihrer Jugendzeit. Über Leute und Geschehnisse von vor siebenzig Jahren sprach sie wie über Gegenwärtige. Die letzten Jahrzehnte mit ihren Erlebnissen schienen ihr weit entfernter zu liegen — die berührte sie nur selten. Schon daraus glaubte Gerland schließen zu dürfen, daß sie einer baldigen Auflösung entgegengehe.

Oft wußte sie von Verstorbenen zu erzählen, mit denen sie in der Nacht Verkehr gehabt hatte. So war ihre Nichte,

Chriſtel, einmal bei ihr geweſen, angethan wie ein Engel, und hatte ihr vom Himmel erzählt.

„Se kenn merſch gleba, Herr Paſter, dohie ein Stiebel is ſe gewaſen — 's Chriſtel. Ne ſu ſchiena, wie die aber ging — urdentlich mit a Fliegeln, wie de ſaal'gen Engel — und ganz weeß — ganz weeß war ſe gekledt. Hernoa that ſe darzahlen, 's Madel, vun Herrn Chriſtus — und vun heil'gen Geiſte, und vun a heil'gen zwölf Apoſteln. Alle kannte die — man ſullt's nich gleba — ſu a kleenes Dingla. Mir is ganz anderſch zu Mute gewurn, wi 'ch 's Madel ſu darzahlen hierte — gerade wie ei dar Kircha. — Und ſicke ſchiena Wurta findt Se da — 's Chriſtel — ſicke ſchiena Wurta, nee nee! — Ich hoa iber ſe geſagt: Chriſtel, bleib ack hier, oder nimm 'ch glei mitta. Aber als 'ch, und 'ch that nach er greifa, da war ſe furt — niſcht ne geſahn und gehiert ho 'ch vun er mih."

In der Nacht darauf war die Alte ſelbſt im Himmel geweſen, nicht im Traum, ſondern, wie ſie wiederholt verſicherte, in Wirklichkeit. Sie gab Beſchreibungen von der Erſcheinung Gottes, des Heilandes, der Engel und der Seligen, die nichts an Deutlichkeit zu wünſchen übrig ließen.

Gerland wollte ihr anfangs Einhalt thun; es erſchien ihm wie Blasphemie, wenn ſie Gottvater ſelbſt in ihrem Dialekte redend einführte, aber die Alte ließ ſich nicht beirren. — Sie ſei im Himmel geweſen, verſicherte ſie, und habe das alles mit eignen Augen geſehen und mit eignen Ohren gehört.

Schließlich ließ der Geiſtliche ſie gewähren; ja er lauſchte ihren Berichten mit wachſendem Wohlgefallen.

So war es doch eigentlich das Ideale: ein ſchlichtes Gemüt, dem nichts unglaublich war, das ohne Kritik die bibliſche Legende wörtlich nahm. Ein einfach kindlicher Verſtand, dem ſein Gott nicht ein fernes, hinter Wolken der Metaphyſik thronendes, kunſtvoll konſtruiertes Weſen bedeutete — der im lieben Gott einen Mann in weißem Barte, einen Bekannten und Vater ſah. War ein ſolcher Seelenzuſtand nicht der wahre Boden für den Glauben? Wenn man dahin hätte zurückkehren können, zu dieſem Gotte unſerer Vorfahren, den die Theologie dem Auge in faſt unabſehbare Fernen gerückt hatte! — Und am Lager dieſer alten Chriſtin fühlte der gelahrte, mit Erfolg durch harte Examina geſchrittene Pfarrer und Doctor licenciatus, wehmutsvolles Heimweh nach ſeinem Kinderglauben, den er im Religionsunterricht der Schule und den Vorleſungen der Univerſität eingebüßt. —

Auch der Teufel ſpielte in den Erzählungen der Alten eine große Rolle.

„Neilch war der Bieſe bei mer, nächtens — ich hoe zun geſagt: ‚Hebe dich weg vun mir, Satan!‘ Sahn Se, das kunnt er ne vertragen — da ſak er glei, daß 'ch a Chriſtenmenſch wor, und ar machte daß ar furt kam, der Verſucher. Se gleben merſch wuhl ne, Herr Paſter? Nee, Se kenn merſch gleba — ich tu ſe niſcht vurliega. Ich kenn' dan Bieſen gar wuhl — der is manchmal bei mer gewaſt, och ſchun frieher — ich kenn 'n. Und mit dar Tonchen is es grade a ſu, zu der kimmt ar och, der Verſucher. Neilch darzahlt 'ch 's dar, daß 'ch den Bieſen geſahn hätte — du, Tonchen, ſagt 'ch, heute Nacht is ener bei mer gewaſt — ſagt 'ch — mit an feierruten Geſichte und an

zweezipplichten Barte. — Und da ward de Tonchen duch fragn: Hatte dar och Beene wie a Ziegenbuck? — Ju ju! sagt 'ch. A feierrutes Gesicht, an zweezipplichten Bart und Beene wie a Ziegenbuck. Dos is dar Versucher, sagt de Tonchen; bei mir is dar och schun ofte gewast. Dernoa wußt 'ch's, daß ar dar och derschienen war, dar Versucher." —

Als trete ihm ein Stück unverfälschten Mittelalters entgegen, so ward es Gerland zu Mute, als er die Alte sprechen hörte. — Er störte sie nicht in ihrem Bericht. Stumm saß er an ihrem Lager und ließ sich von ihr vorerzählen.

Ihr Leben war voll von Wundern gewesen. Einmal war ihr die Scheuerbürste abhanden gekommen, niemand wußte, wo sie hin sei — sie nahm an, daß der Teufel seine Hand im Spiele gehabt habe — dann war die vermißte Bürste auf einmal des Abends zum Fenster hereingeflogen. Ein andermal waren im Garn auf dem Webstuhle eine Menge Knoten — wie von böswilligen Händen verfitzt — da hatte sie zum lieben Gott gebetet, und am nächsten Morgen war alles wieder in schönster Ordnung gewesen. Nachbarsleute aber wollten in derselben Nacht Licht in der Stube gesehen haben — und doch hatte keine Lampe gebrannt.

So häufte sich Wunderbericht auf Wunderbericht. Gerland zweifelte nicht daran, daß sie von der Wahrhaftigkeit ihrer Erzählungen völlig durchdrungen sei.

Was bedeutete dieser Alten, daß sie auf halb verfaultem Stroh, in einer dunklen Kammer, geplagt von Schmerzen, dem Tode entgegensiechte! Sie hatte ihren

Glauben; ſie war der beruhigenden Zuverſicht voll, daß im Jenſeits Freuden ihrer warteten, die ſie für alles, was ſie hienieden entbehrt und gelitten, reichlich entſchädigen würden. Ihr machte die „bange Grabesnacht" keine Gedanken. —

Wer dereinſt ſo ſterben könnte, getroſt und ſeiner Sache ſicher, dachte der junge Geiſtliche bei ſich.

Doktor Herzner war inzwiſchen auf Gerlands Aufforderung hin von Färbersbach herüber gekommen und hatte die alte Frau aufgeſucht. Er beſtätigte die Vermutung des Geiſtlichen, daß die Kranke einem ſchnellen Ende entgegengehe.

Herzner ſpeiſte im Pfarrhauſe. Gerland hatte eine gewiſſe Vorliebe für den jungen Arzt. Anfangs hatte ihn zwar das derbe Weſen und der Cynismus des Mediziners abgeſtoßen, aber der natürliche Witz und die unverkennbare Tüchtigkeit des Mannes gewannen allmählich ſeine Sympathie.

Der Geiſtliche erkundigte ſich bei dem Arzte, ob der alten Märzliebs-Hanne durch irgend etwas — vielleicht durch ſtarken Wein — Linderung zu ſchaffen ſei. Herzner verzog den Mund zu einem kauſtiſchen Lächeln. — Um den Wein ſei es ſchade, meinte er; in ſpäteſtens einer Woche ſei es ja doch alle mit der Alten — Gerland möge ihn lieber ſelbſt trinken.

„Sie ſind überhaupt viel zu menſchenfreundlich," meinte Herzner. „Laſſen mich da extra von Färbersbach herüberkommen. Ich muß Ihnen natürlich den Wagen und meine Zeit anrechnen — eine Maſſe Unkoſten — und alles das für nichts und wieder nichts. Laſſen Sie doch die alten

Leute in Ruhe, wenn ſie ſterben wollen. — Was haben Sie eigentlich von Ihrer Philanthropie?“ —

„Darauf könnte ich Ihnen mit ſchönen Tiraden antworten, aber ich weiß, daß Sie darüber lachen würden. Ich will Ihnen nur einen meiner Gründe nennen, und der iſt ſelbſtiſcher und ſehr menſchlicher Natur: das Wohlthun macht mir Vergnügen — beglückt mich.“

„Nun meinetwegen! — Es giebt ſchließlich noch verrücktere Sports in der Welt, als den.“ —

Über Tiſch blickte Herzner ſein Gegenüber plötzlich mit klugen Augen forſchend von der Seite an: „Was iſt denn eigentlich aus der hübſchen Witwe geworden, die Sie damals hier hatten, als ich Sie behandelte?“

Der Geiſtliche ahnte, daß die Frage nicht harmlos ſei und war auf ſeiner Hut. Mit dem Anſchein ziemlicher Gleichgiltigkeit gelang es ihm, zu antworten: „Sie meinen die Paſtorin Menke. — Die hat mich verlaſſen; ihr Gnadenhalbjahr war abgelaufen.“

„Hm — wiſſen Sie, daß die betreffende Dame heiraten will, und das ſehr bald?“

„Wen denn?“

„Einen gewiſſen Wenzel. Der ſoll ja hier bei Ihnen Kantor geweſen ſein.“

„Natürlich — ja —“

Der Arzt lächelte, als habe er ſeine Hintergedanken.

„Das junge Paar wird nach Färbersbach ziehen; ſie haben dort bereits gemietet.“ —

Die Nachricht hatte einen peinlichen Beigeſchmack für den Geiſtlichen. — Die beiden einzigen Feinde, deren er

ſich bewußt war, hatten ſich gefunden, und in ſolcher Nähe von ihm würden ſie ſich niederlaſſen. — —

* * *

Am Abend desſelben Tages erhielt Gerland einen Brief. Die Handſchrift war ihm halb und halb bekannt; doch wußte er im Augenblick nicht, auf wen er raten ſolle. Er entzifferte den Poſtſtempel: „Annenbad“. Alſo konnte nur Polani oder Fröſchel der Schreiber ſein.

Als er das Kuvert aufgeriſſen, fielen ein paar eng beſchriebene Briefbogen heraus. Die Unterſchrift lautete: Moritz Fröſchel.

Neugierig, was der Diakonus ihm zu ſagen habe, begann Gerland zu leſen:

„Mein lieber Freund!

Ich habe mir ausgerechnet, daß Du meinen Brief morgen abend haben wirſt. Wenn Du dieſe Zeilen in der Hand hältſt, bin ich nicht mehr am Leben. — Ich weiß, Du entſetzt Dich. — Laß es gut ſein — der Entſchluß iſt gefaßt, nicht übereilt, ſondern nach reiflicher Überlegung. — Als ich Dich neulich beſuchte, war ich bereits im reinen damit. So gern hätte ich Dir einen Wink gegeben — aber, die Beſorgnis, Du möchteſt mir hindernd in den Arm fallen, hieß mich ſchweigen. — Man wird nach den Motiven meiner That forſchen; ich ſehe ſie ſchon wittern und ſchnüffeln, die Herren Vorgeſetzten und Amtsbrüder — wie ſie über den Abtrünnigen zu Gerichte ſitzen und ſich blähen werden in moraliſcher Entrüſtung — wie ſie die Augen verdrehen

und ausrufen werden: ‚Sehet, ſo vergehet der Gottloſe!‘ —

Die Motive meiner That! — wenn auch Du danach fragen ſollteſt — ſo erinnere Dich unſeres Geſpräches von neulich, Gerland! — Dies iſt ja nur das natürliche Ende eines langen, fruchtloſen Kampfes — ich ziehe nur ein Fazit. Mir ſelbſt erſcheint das, was ich thue, ſo furchtbar einfach, ſo durchaus notwendig. Dir, in Deiner optimiſtiſchen Freude am Daſein mag das unverſtändlich, mag das wohl gar frivol klingen. — Ich kann Dir verſichern, Gerland, mir iſt ſehr ernſt zu Mute. Ich ſehe keinen Ausweg — nach keiner Seite — höchſtens den, das Leben leicht zu nehmen, und dazu iſt mir die Anlage verſagt. Wer könnte beſchreiben, mit einem faßbaren Ausdrucke umgrenzen, was auf mir laſtet! — Ich kann es nicht. Es iſt mein von Grund aus verfehltes Daſein, das wie ein bergabeilender Stein unaufhaltſam dem Ende entgegenſtürzt. Es ekelt mich, zu leben — und zehnfach ekelt es mich, als ein Heuchler zu leben. Es iſt ſchwer, es iſt furchtbar ſchwer, die Rolle des Prieſters zu agieren. Den Dummen ſpielen für Geld, das iſt doch das erniedrigendſte Handwerk, das es giebt. — Ich weiß, man kann mir viele und gerechte Vorwürfe machen: Warum ergriff ich den Beruf? Warum harrte ich ſo lange in ihm aus? Ja, warum that ich es? — Aus Schwäche, Schwäche, Schwäche! — — Ich will in dieſer Stunde ihr nicht fluchen, die mir das Leben gab. — Wenn ich ihr doch den Schmerz, den Vorwurf erſparen könnte! Aber, ich weiß es, ſie hat einen Tröſter: ‚Der Herr iſt gerecht in allen ſeinen Wegen. Was er thut, das iſt

wohlgethan.‘ — Wer ſo ſprechen kann mit aufrichtiger Seele, der wird auch noch über den Tod des abtrünnigen Kindes hinwegkommen. Ja, wenn man ihr das mit gutem Gewiſſen nachſprechen könnte! — Wie lieblich, wie bequem muß das Leben für die Kinder Gottes dahinfließen. Das, mein Freund, iſt das Furchtbare für uns, die wir uns ſelbſt ausgeſtoßen haben aus dem Lande, da Milch und Honig fließt — die Erinnerung, die geheime Sehnſucht, die wir ſtets nach dem Verlaſſenen bewahren. Wir verlorenen Söhne ſind belaſtet mit dem Heimweh nach dem Vaterhauſe — belaſtet mit dem noch quälenderen Gefühle, daß wir unſer beſtes Teil verſcherzt haben — leichtſinniger noch als Eſau; denn was tauſchten wir ein für die geſicherten Güter des Glaubens und die Anwartſchaft auf das ewige Heil? Ein Erkennen, das in einem ignoramus gipfelt, ein Sehen, das an dem dunklen Punkt im Auge ſcheitert, ein Forſchen, das nach kurzem Wege überall an verſchloſſene Thüren führt. — Für Sicherheit Zweifel, für Ruhe Unraſt, für die ſüße, kindliche Hoffnung der ewigen Seeligkeit die bittere, kalte Troſtloſigkeit des Nichts. Mag ſein, daß ſpätere Zeiten dieſen Widerſpruch löſen mögen, — was nutzt das uns, uns, die wir hineingeſtellt ſind in das Zwielicht! Unglückliche Zwittergeſchöpfe, aufgepäppelt mit all den Wärmemitteln der dualiſtiſchen Weltanſchauung — angefüllt in jungen Jahren bis zum Platzen mit eudämoniſtiſchem Supranaturalismus. Und dann, wenn das Leben, der große Empiriker, all dieſe künſtlichen Hüllen und Binden und Präſervativs gegen den Unglauben von unſerem alſo verweichlichten

Geiſte reißt, dann ſtehen wir da in bitter kalter Luft, für die wir nicht abgehärtet waren. Und dort, wo ſich der Märchenbau der chriſtlichen Mythologie erhob, ſteht die mechaniſche Weltanſchauung — nüchtern und abſtoßend für unſer verwöhntes Auge. Und nichts — nichts iſt da, um dieſes kahle Brettergerüſt zu verkleiden, nichts als Kompromiſſe. Davon freilich giebt es genug, in den unendlichſten Arten und Unterarten, mit prächtigen, großklingenden Namen — herrliche, in allen Farben ſchillernde Exemplare. Der eine will aus Vernunft die Offenbarung annehmen, der andere auf die Offenbarung hin zur Vernunft gelangen. Ein anderer hat ſich zur doppelten Buchführung entſchloſſen, ſammelt Erkenntnisſätze und fromme Gefühle in getrennte Scheuern und ſchließt, wenn er von einer zur andern will, hübſch hinter ſich ab. — Nein, dieſe Hinterthüren mag ich nicht! Für den Myſtizismus ſehe ich zu ſcharf, für den Materialismus fehlt mir der Leichtſinn, und dieſes neueſte Allheilmittel des religiöſen Empirismus iſt mir lächerlich. Vom Erkennen ſo lange wegnehmen und dem Glauben zulegen, bis die Wage richtig ſpielt, daran hindert mich — wie ſoll ich es nennen — ein gewiſſer Ernſt — ein Anſtandsgefühl, das mir angeboren ſein muß, denn in theologiſcher Schulung habe ich es ſicherlich nicht erlernt. —

Und ſo ſtehe ich denn thatſächlich an der äußerſten Peripherie — dort, wo alle Wege in die Wüſte enden — wo die Luft zum Atmen ausgeht. —

Wozu erzähle ich Dir alles das — wozu? Kein Menſch kann den andern verſtehen. Wir ſind allein —

ganz allein, gerade dadurch, daß wir leben. Vereinigung mit dem Stoffe, aus dem wir ſtammen, das iſt mir eigentlich, ſo lange ich denken kann, als das natürlichſte erſchienen, und nur mancherlei anerzogene und angewöhnte Lügen haben mich über dieſes echte Gefühl hinweggetäuſcht.

Über dieſen Punkt habe ich einiges aufgeſetzt, auch manches andere Blatt iſt vorhanden. Ich habe das alles zuſammengelegt, Du wirſt das Paket in meinem Schreibtiſche finden, rechter Hand, im oberen der kleinen Fächer. Bitte, nimm die Manuſkripte an Dich, noch ehe andere unberufene Hände darüber geraten. Ich übergebe meinen ſchriftlichen Nachlaß Deinem Gewahrſam und Deiner Diskretion.

Meine Mutter iſt verreiſt, ein Brief an ſie liegt auf der Schreibtiſchplatte.

Leb' wohl! Du haſt das Zeug dazu, auf dieſer Welt relativ glücklich zu werden. Ich vertraute Dir mehr als andern, weil Du, obgleich anders denkend, doch nie einen Verſuch gemacht haſt, mich geiſtig zu beeinfluſſen. Leb' wohl!

Dein

Moritz Fröſchel."

IV.

Gegen ſieben Uhr abends hatte Gerland Fröſchels Brief erhalten, um acht Uhr bereits ſaß er im Wagen des Gärtnergewendbauers; — die Fahrt ging nach Annenbad.

Er befand ſich in einer Aufregung ſondergleichen; die Gedanken wogten wild, wie ſein fieberiſch erregtes Blut. Tauſenderlei drängte ſich gleichzeitig von allen Seiten — Gleichgiltiges und Banales eingemengt in ernſteſte Erwägungen. Und gerade der Kontraſt zwiſchen den albernen Fratzen ſeiner Phantaſie und dem furchtbaren Ernſte des Ereigniſſes hatte etwas unheimlich Beängſtigendes.

Ein Gedanke hob ſich wie ein ſchreckliches Haupt aus der tobenden See ſeiner Gefühle: wie würde er Fröſchel finden? —

Im Innerſten hegte Gerland die Überzeugung, daß er zu ſpät komme. Wer einen ſolchen Brief geſchrieben, der hatte auch nicht gezaudert, auf das Wort die That folgen zu laſſen.

Er verſuchte es, ſich den Freund zu vergegenwärtigen.

Und mit einem Male ſtand der kleine Diakonus vor ihm mit dem kränklich müden Ausdrucke in ſeinem Knabengeſichte. Wie mochte dieſes Geſicht jetzt ausſehen?

Der entſetzliche Gedanke beherrſchte ihn ganz. — Ob er's mit Gift — mit der Piſtole — ausgeführt, oder gar? — — Eine häßliche Neugier hielt ihn in dämoniſchem Banne. —

Tief über das Geſchehnis in ſeiner ganzen Bedeutung nachzudenken, dazu war Gerland bisher gar nicht gekommen. Wie ein Schlag hatte es ihn getroffen, betäubend; zur Empfindung wirklichen Schmerzes war er noch viel zu zerfahren.

Einmal verſuchte er zu beten; aber eine Welle fremdartiger Gefühle wuſch dieſen Verſuch hinweg. Dann zog er Fröſchels Brief wieder hervor, ſeine Aufmerkſamkeit zwingend, las er das Schreiben von neuem — verſuchte in den geheimſten Sinn jedes einzelnen Satzes einzudringen.

Als er geendet, war er hoffnungslos; er wußte es jetzt beſtimmt, er konnte nur einen Toten finden. So furchtbar der Gedanke war, Gerland fing bereits an, ſich an ihn zu gewöhnen, ja mit ihm als einer Thatſache zu rechnen.

Aufſehen würde dieſer Fall machen — außerordentliches Aufſehen — der Selbſtmord eines Geiſtlichen! Was für Vermutungen und Kontroverſen — wieviel müßiges Gerede und Geſchreibe, würde ſich an dieſes Ereignis knüpfen. —

Daß Fröſchel ihm ſeinen ſchriftlichen Nachlaß übertragen, erfüllte Gerland im geheimen doch mit Stolz. Zugleich war er im höchſten Grade auf den Inhalt dieſes Nachlaſſes geſpannt.

Ob die Mutter ſchon wußte, was ſich ereignet hatte — und wie würde ſie es ertragen?

Und als er ſich den Schmerz dieſer Mutter um ſolch einen Sohn vergegenwärtigte, wurde dem Geiſtlichen mit einem Male die Größe des Verluſtes klar, den auch er erlitten hatte. —

Die Pferde waren gut gelaufen; der Bauernknecht hatte, aus Erſparnisrückſichten, oder weil es ihn kitzelte, eine behördliche Verordnung zu übertreten, keine Laterne angezündet. Im Walde war es dunkel, wie im Keller, aber die Pferde fanden ihren Weg.

Endlich war der Wald zu Ende, im Thale blitzten lichte Punkte auf — Annenbad. Bald hielt der Wagen vor dem Diakonat.

Gerland muſterte die Front des Hauſes — durch verſchloſſene Läden blitzte ein Lichtſtreif. Er zog an der Hausklingel — ſeine Nerven waren ſo erregt, daß ihn der bloße Klang erzittern machte. Lange mußte er warten, dann öffnete ein weibliches Weſen mit mürriſchem Geſichte.

Die Frage, die ihm in dieſem Augenblicke auf den Lippen lag, wagte Gerland nicht zu ſtellen. Er fragte: „Sind ſchon Leute gekommen?"

Die Frau war offenbar aus dem Schlafe geſtört; ärgerlich gab ſie zur Antwort, es wären Herren oben.

Gerland ſtolperte die dunkle Stiege hinauf und klingelte zaghaft an der Vorzimmerthür. Sein Blut hämmerte ſo heftig, daß er die einzelnen Herzſchläge zu hören vermeinte.

Polani war's, der ihm öffnete.

„Wie ſteht 's?" fragte Gerland noch in der Thür.

„Hoffnungslos! — Der Arzt hat ihn aufgegeben."

Die Thür zum Wohnzimmer war offen geblieben. Gerland ſah einen Mann in Hemdsärmeln; ohne zu fragen nahm er an, daß es der Arzt ſei. — Sich weiter umblickend, erkannte er im Hintergrunde des Zimmers, auf dem Sofa ausgeſtreckt, eine Geſtalt — halbzugedeckt.

Gerland trat näher — zagend — kaum wagte er hinzublicken. — Der Kopf ſchien unverſehrt, die Züge geiſterhaft bleich und gedehnt, wie bei einem Toten.

„Er lebt noch?“ fragte Gerland. Der Arzt, ein älterer, graubärtiger Mann, nickte.

„Wie —“ Gerland ſtockte — er wußte nicht, auf welche Weiſe er das ausdrücken ſollte. „Wie — hat er's denn ausgeführt?“ fragte er ſchließlich.

„Mit dem Revolver,“ erwiderte der Arzt. „Zweimal in die Bruſt — der eine Schuß ungefährlich — wahrſcheinlich der erſte, der andere durch die Lunge. Innere Verblutung! — Noch in dieſer Nacht wird's zu Ende ſein.“

Gerland war tief erſchüttert. Merkwürdigerweiſe rührte ihn am meiſten der Gedanke, daß Fröſchel gerade in dieſem Zimmer das Ende gefunden. Sein Blick ſuchte die frommen Bilder an der Wand; dort hingen ſie: Geburt, Kreuzigung, Auferſtehung, Himmelfahrt, ſchauten mit ernſten Augen herab auf den Sterbenden. Zu ſeinen Häupten erhob ſich das große, ſchwarze Ebenholzkruzifix mit dem weißen Elfenbeinkorpus. — Gerland entſann ſich des Geſpräches, das er mit Fröſchel in eben dieſem Zimmer gehabt, und jener anderen Auseinanderſetzung mit der Mutter. Bei dieſen Erinnerungen übermannte ihn die Rührung; er ging in eine Ecke des Zimmers und weinte ſich aus. —

Jemand trat hinter ihn; eine Hand legte ſich auf ſeine Schulter — es war Polani. Er ergriff Gerlands Rechte und drückte ſie. Mit einem Blick gen Himmel meinte Polani: „Es iſt ſehr traurig, lieber Gerland — ſehr traurig.“

„Iſt die Mutter unterrichtet?“

„Ich habe telegraphiert, daß er gefährlich erkrankt ſei. Die ganze Wahrheit konnte ich ihr doch nicht mitteilen. — Ich fürchte, die Frau wird das nicht überleben. Es iſt traurig — tief traurig! — Übrigens, eine Frage, lieber Gerland: auf welchem Wege haben Sie denn eigentlich davon erfahren?“

„Er hat an mich geſchrieben.“

„Wer?“

„Nun — Fröſchel. Der Brief datiert von geſtern; ich erhielt ihn heute abend und fuhr ſofort hierher.“

„Und — da hat er ihnen wohl Mitteilung gemacht — in dem Briefe — von ſeiner Abſicht?“ —

„Jawohl!“

„Haben Sie den Brief bei ſich, Gerland?

„Allerdings!“

„Darf ich ihn leſen?“

Gerland zog das Schreiben hervor und reichte es dem Amtsbruder.

Während Polani in dem Brief vertieft ſtand, trat Gerland zu dem Arzte. „Iſt er bei Bewußtſein?“ fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Nein!“ war die Antwort.

„Glauben Sie, daß er viel gelitten hat, Herr Doktor?“

„Während der erſten Stunden jedenfalls.“

„Wann hat er 's denn ausgeführt?"

„Am frühen Morgen wahrſcheinlich. Gefunden wurde er erſt im Laufe des Nachmittags. Das Quartier war leer, niemand hatte die Schüſſe gehört. Mir iſt erſt vor einigen Stunden die Meldung zugekommen, ſofort kam ich herüber. Ein hieſiger Kollege hatte bereits die Kugel entfernt, ſie ſaß im Rücken unter der Haut. Aber es iſt alles umſonſt; der Blutverluſt, während der Stunden, wo er hier gelegen, iſt zu groß geweſen."

„Iſt er ſeitdem noch einmal zu vollem Bewußtſein gekommen?"

„Jawohl — vorhin, während der Operation — ſo ſagte mir der Kollege."

Der Arzt widmete ſich jetzt wieder dem Kranken, maß den Puls und ſah nach den Bandagen.

Unter den Händen des Doktors ſchlug Fröſchel plötzlich die Augen auf, groß und glänzend. Gerland ſtellte ſich ſo auf, daß er in das Geſichtsfeld des Liegenden kam; aber Fröſchel ſchien ihn nicht zu erkennen, wenigſtens deutete keine Veränderung der Mienen darauf.

„Darf ich ihn anreden?" wandte ſich Gerland flüſternd an den Arzt.

„Immerzu! — Aber es wird keinen Erfolg haben."

Gerland rief einigemale den Namen des Freundes mit deutlicher Stimme. Der ſtarre Geſichtsausdruck blieb unverändert — und dabei dieſe glänzenden Augen mit dem eigentümlich durchdringenden, tiefen Blicke — ein unheimliches Phänomen.

Der Arzt bereitete eine Eiskompreſſe für die Stirn und legte ſie auf, dann nahm er den Schirm von der

Lampe, der bis dahin das Licht gedämpft hatte, und ließ den vollen blendenden Strahl dem Liegenden in die Augen fallen.

Jetzt schlossen sich die Augenlider, zwinkernd, und öffneten sich wieder. Durch die Muskeln um Mund und Nase ging ein Zittern, die Finger begannen zu spielen. Es war klar, das Bewußtsein begann sich einzustellen.

Gerland erneuerte seine Versuche, des Sterbenden Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Nach längerer Zeit schien sich etwas wie Verständnis in den Zügen zu regen. Der Mund öffnete sich, aber ein Ton kam nicht hervor. In der Kehle arbeitete es, wie man deutlich am Muskelspiel des Kehlkopfes erkennen konnte. Der Sterbende machte Anstrengungen zu sprechen. Die Nasenlöcher vibrierten, die Augäpfel schienen herausdringen zu wollen.

Gerland trat dicht an das Lager heran und beugte sich über den Freund. Dann sagte er, jede Silbe betonend: „Ich bin 's, lieber Fröschel, dein Freund Gerland aus Breitendorf. — Verstehst du mich?" — Gerland wartete. Etwas wie Verständnis glaubte er aus den Mienen des Liegenden herauslesen zu können. Er fuhr fort: „Hast du noch irgend was auf dem Herzen — einen Wunsch — lieber Freund?"

Weiter kam Gerland nicht, denn jetzt bereitete sich offenbar etwas Außerordentliches in dem Zustande des Sterbenden vor; die Augen verdrehten sich, die Hand krampfte in die Decken, die Gesichtszüge verzerrten sich, wie im furchtbarstem Schmerze.

„Helfen Sie stützen!" rief der Arzt, und schob dem Sterbenden den Arm unter den Rücken. Gerland griff

zu. Ein paarmal hob und ſenkte ſich Fröſchels Bruſt; ein Röcheln, ſcharf wie ein Raſſeln, drang aus dem weit geöffneten Munde, dann ein Ruck durch den ganzen Körper — und ein dunkler Strahl ſchoß aus dem Munde, ſo daß Gerland entſetzt einen Schritt zurückſprang. — Eine zweite und eine dritte Ergießung erfolgten. Dann ſank der Körper zurück, ſchlaff, ganz beſudelt mit Blut, die Züge entſtellt, die Augen weit offen, mit verdrehten Pupillen ins Leere ſtarrend.

„Das iſt der exitus," ſagte der Arzt, zog den Arm unter dem zuſammengebrochenen Körper hervor und erhob ſich.

Gerland ſtand bebend. — In ſo entſetzlicher Geſtalt war ihm der Tod noch nie in den Weg getreten. Der jammervolle Anblick ſchnitt ihm ins Herz, und doch war er wie gebannt; er konnte das Auge nicht von der entſtellten Maſſe wenden.

Der Arzt hatte die Hand des liegenden Körpers ergriffen; wie es ſchien, forſchte er noch einmal nach dem Pulsſchlage. Gerland hing an den Zügen des Mannes, die nichts als ſachliches Intereſſe wiederſpiegelten.

Nach einiger Zeit legte der Arzt die Hand auf die Bruſt zurück, mit einer gewiſſen feierlichen Sorgfalt.

„Tot?" fragte Polani.

Jener nickte und machte ſich darüber, ſeine Kleidung zu reinigen.

Gerland ſtand wie betäubt. Wie aus weiter Ferne klangen die Worte Polanis, der dicht neben ihm ſtand, an ſein Ohr: „Kommen Sie, Gerland — wir wollen ihm die Augen zudrücken."

Er überließ es dem anderen, dieſen letzten Liebesdienſt

vorzunehmen. Wie ein Traum erſchien es ihm, daß Polani an der Leiche niederkniete. Jetzt beten! — Das hätte für ihn gar keinen Sinn gehabt.

Der Arzt rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Er hatte ſeine Sachen zuſammengepackt und erklärte, daß er nach der Kreisſtadt zurückwolle. Es ſei bereits ein Uhr vorüber, meinte er, nach der Uhr ſehend; dann warf er noch ein weißes Tuch über die Leiche und entfernte ſich.

Polani und Gerland blieben allein bei dem Toten zurück.

Eine Zeit lang ſchwiegen beide, jeder ſeinen eigenen Gedanken nachhängend.

„Die Sache wird ſehr viel unliebſames Aufſehen machen," ſtieß Polani plötzlich hervor.

Gerlands Gedanken hatten ſich in ganz anderen Sphären bewegt.

„Sehr unliebſames Aufſehen wird die Sache machen," wiederholte Polani. „Man wird mir vorwerfen, ich hätte es als erſter Geiſtlicher an der gehörigen Wachſamkeit fehlen laſſen. Aber ich bitte einen Menſchen, wer konnte denn ſo etwas ahnen! Daß er nicht poſitiv, ja daß er ziemlich frei ſei in ſeinen Anſchauungen, daß wußte man ja. Und ich habe mich's keine Mühe verdrießen laſſen, ihn auf den rechten Weg zu führen — im Vereine mit ſeiner Mutter — dafür habe ich Zeugen. Sie müſſen das auch wiſſen, Gerland."

Polani ſeufzte.

Gerland vermochte kein Mitleid mit dem andern aufzubringen. Ja, er konnte ſich nicht helfen; Polani war ihm in dieſem Augenblicke widerlich.

„Rätſelhaft bleibt die Sache doch!“ fuhr Polani fort, nichts ahnend von den Empfindungen, die er in dem anderen wachgerufen. „Der Brief an Sie, Gerland, nimmt auf Geſpräche Bezug. — Hat er Ihnen denn jemals Andeutungen gemacht über ſein Vorhaben?“ —

„Hätte er es doch gethan! — Er läge vielleicht jetzt nicht hier.“ —

„Und die Manuſkripte, von denen er ſpricht. — Wollen Sie denn nicht nach denen ſehen, lieber Gerland? Vielleicht könnten die uns Aufſchluß geben über ſeine eigentlichen Beweggründe.“ —

Die Manuſkripte! — Gerland hatte in der Erregung der letzten Stunden den Auftrag ſeines Freundes gänzlich vergeſſen.

Der Schreibtiſch war bald entdeckt, nebenan im Arbeitszimmer.

Vor dieſem Schreibtiſche ſitzend, ſchien Fröſchel die That ausgeführt zu haben. Man hatte ihn am Boden neben dem Stuhle zuſammengekauert aufgefunden. Auf der Platte lag ein verſiegelter Brief: „Nur von meiner Mutter zu eröffnen!“ — ſtand darauf geſchrieben.

In dem oberſten Fache der rechten Seite — genau wie es der Tote geſchrieben — fanden ſie die Manuſkripte. Eine Anzahl dünner Hefte und loſer Bogen in einem Umſchlage zuſammengeſchnürt.

Gerland nahm das Paket an ſich und verſenkte es in eine Taſche.

* * *

Polani war gegangen. Gerland hatte ihm noch die Treppe hinab geleuchtet, dann kehrte er in das Zimmer zurück.

Endlich allein mit der Leiche des Freundes! —

Er konnte es ſich nicht verſagen, das Tuch abermals von dem Körper zu heben. Einige Blutſpuren verdarben ihm den Anblick. Suchend blickte er im Zimmer umher; Waſſer und Schwamm waren zur Hand, und ſo machte er ſich daran, das Geſicht zu reinigen. Dann breitete er das Tuch nur ſo weit wieder über den Körper, daß der Kopf unverhüllt blieb.

Gerland verſenkte ſich ganz in den Anblick dieſer Züge; die Spuren des Schmerzes waren bereits daraus gewichen. Der Anblick war friedlich. Das Geſicht hatte den Ausdruck kindlicher Zufriedenheit angenommen, der dem Charakter des Verſtorbenen doch ſo fremd geweſen. —

Der Geiſtliche kniete nieder. Anfangs ſprach er angelernte Formeln, wie ſie ihm aus ſeiner Praxis an Sterbebetten und Totenlagern im Gedächtniſſe waren — allmählich aber nahm ſein Gebet höheren Schwung; bis es in eine Anſprache an den Toten ſelbſt überging.

Wie zu einem Gegenwärtigen ſprach er, den Blick auf dieſe friedlichen Züge gerichtet, die nur von leichtem Schlummer umfangen ſchienen.

„Lieber Freund," ſagte er, „du biſt nun gegangen. Mich allein fandeſt du würdig, dein Geheimnis zu erfahren; du wußteſt wohl, daß ich fähig ſei, dich zu verſtehen. Wenn du jetzt ein Geiſt biſt — wenn etwas mehr von dir geblieben iſt, als das, was hier liegt — ſeieſt du wo du ſeieſt — gieb mir ein Zeichen! — Teile dich mit — ver-

rate mir auf irgend einem Wege das, was du weißt, damit ich nicht in dieſer Finſternis weiter tappen muß, in der wir hier gelaſſen ſind. — Bei unſerer Freundſchaft beſchwöre ich dich, gieb mir ein Zeichen!“ —

Hier hielt er inne: die Anſtrengung, die er gemacht, war außerordentlich. Seine Seele hatte er ausgeſchickt, um die des Freundes zu ſuchen. Für Augenblicke gab er ſich der Empfindung hin, jener müſſe ihn gehört haben — müſſe ſich ihm mitteilen.

Eine Erſcheinung würde ihn nicht erſtaunt haben — ſein Auge, ſein Ohr wartete auf irgend eine außerordentliche Enthüllung.

Alles blieb ſtumm. Das Geſicht des Toten lag unbewegt in ſtarrer Ruhe. —

Gerlaud kam zurück aus ſeiner Extaſe zur Nüchternheit. Die Wellen des Empfindens ebbten ruhiger. —

Es gab keine Brücke nach jener unbekannten Welt. Wir beſaßen keine Organe, um uns mit der großen Sphynx des Jenſeits zu verſtändigen.

Die heilige Schrift überlieferte zwar allerhand Wunderberichte: die Auferweckung der Toten und die große Verheißung der Auferſtehung alles Fleiſches.

Herrliche Worte. Troſt und Labſal für den, der ſie glaubte.

Und hier lag das große Dilemma; glauben mußte man können. — Dieſe wunderbare Verheißungen verſanken wie die Herrlichkeit einer Märchenwelt für den Zweifler Glauben, — oder, ohne dieſe ſüße Muſik mit dem Leben fertig werden, das war die Alternative.

Und in dieſem Konflikte war der Tote zu Grunde gegangen. —

Gerland erhob ſich, er zog das Paket hervor und löſte den Faden. Beim Scheine der Lampe, die das Geſicht des Toten geiſterhaft beſchien, las er Bekenntnis um Bekenntnis, das jener dem Papiere anvertraut hatte. —

Und da ward es ihm wahrhaftig, als dränge eine Stimme von jenſeits des Grabes zu ihm herüber. —

V.

Der Morgen war heraufgekommen: durch die herabgelaſſenen Vorhänge drängte ſich fahles Licht in das Zimmer; Gerland löſchte die Lampe aus.

Er war übernächtig. Das Zimmer mit ſeiner liebloſen Unordnung machte in der blaſſen Beleuchtung des anbrechenden Tages einen unendlich troſtloſen Eindruck.

Die Leiche hatte er jetzt wieder ganz zugedeckt; er wollte nicht Zeuge der unausbleiblichen Veränderung ſein, die mit dieſen Zügen bald vor ſich gehen mußte.

Seine Uhr hatte er nicht aufgezogen; ſie war gegen vier Uhr ſtehen geblieben. Er ahnte nicht, wie ſpät es ſei. Endlich wurde Leben im Hauſe, das beruhigte ihn. Gerland ſehnte ſich danach, menſchliche Geſichter zu ſehen nach dieſer Nacht.

Aus dem Hausflur tönten Stimmen herauf, Thüren gingen, bald ertönten auch Schritte auf der Treppe und im Vorzimmer. Der Lokalarzt und die Leichenfrau traten auf.

Nach kurzer Verständigung überließ sie Gerland ihren Geschäften; er wollte an die frische Luft gehen.

In der Küche war Leben. Der aromatische Geruch gebrannten Kaffees traf den Vorüberschreitenden, das wirkte anreizend auf seinen Appetit. Er dachte daran, daß er am Abend vorher nichts genossen habe, und bat die Aufwartung um etwas Frühstück. Die Person erkannte ihn, hielt es für nötig, einigemale die Schürze an die Augen zu führen, und fragte dann, ob der Herr Pfarrer wisse, wann Frau Oberlehrer zurückkommen werde. Gerland konnte ihr bloß mitteilen, was er darüber während der Nacht von Polani erfahren hatte.

Er überließ die Person ihren Jeremiaden und begab sich durch die hintere Hausthür in den kleinen, an das Diakonat anstoßenden Garten. Frische Morgenluft umfächelte sein unbedecktes Haupt. Er blickte nach dem Himmel aus; es versprach ein schöner Tag zu werden. Hier in geschützter Lage sproßten wahrhaftig schon die ersten Frühlingsblumen: Schneeglöckchen, Leberblümchen, Krokus, in kleinen von Buchsbaum umsäumten Quartieren. Harmlos zutraulich streckten sie ihre jungen Köpfchen der aufsteigenden Sonne entgegen. —

Gerlands Gedanken waren bei der Mutter des Toten, deren Ankunft er jeden Augenblick erwarten durfte.

„Sie wird das nicht überleben," hatte Polani gesagt. Auch Gerland vermochte sich keine Vorstellung zu machen, wie sie den Schlag ertragen würde. Der einzige Sohn — und welch ein Sohn! — Sie liebte ihr Kind, und die Liebe hatte in diesem selbstbewußten Charakter eine ganz besondere verhängnisvolle Form angenommen; unterjochen

hatte ſie ihn wollen — Vernunft und Willen des Sohnes in Bahnen zwingen, die ihr als die rechten erſchienen. Bei Hunderten wäre ihr das gelungen, aber nicht bei ihm, der ſelbſt zuviel von ihrer geiſtigen Selbſtändigkeit geerbt hatte, und der mit dem freieren, rückſichtsloſeren Verſtande des Mannes die letzte Schranke bald überflog, vor der die weibliche Zahmheit anbetend Halt machte.

Von dem frühzeitig verſtorbenen Vater hatte der Knabe die traurige Mitgift eines zweifelnden, unzufriedenen, grübelnden Sinnes ins Leben mitbekommen. Mit Stumpf und Stiel wollte die Mutter die ſkeptiſche Anlage, die ihr ein Greuel war, bei dem Kinde ausrotten — ſie wollte den Zweifel von vornherein abſchnüren, daß er gar nicht erſt in das junge Reis dringen könne — und darum hatte ſie den Sohn der Kirche dargebracht. Der Prieſtertalar, meinte ſie, ſei der beſte Schutz gegen die Verſuchungen moderner Häreſie. Sie ahnte nicht, daß ſie dadurch den Feuerbrand zur Pulvermine heranbringe. — In der erzwungenen Beſchäftigung mit dem Supranaturaliſtiſchen, für das ſeiner Natur die Organe fehlten, wurde aus religiöſer Gleichgiltigkeit Haß gegen die Religion, in der er nur eine Feſſel erblicken konnte. Ein Blick hinter die Kuliſſen der Dogmatik machte ihn vollends zum Ketzer. Sein nüchterner, ſcharfer Verſtand, gereizt durch den Schematismus einer gemüt- und gedankenloſen Theologie, erhob ſich zum Widerſpruch — und bald war das fadenſcheinige Gewebe von der ſcharfen Säure durchätzt und zerlöchert. — Aber nicht bei Vernichtung der Hülle blieb er ſtehen, mit ihr zerſtörte er den in der Tiefe verborgenen edlen Kern — verlor in dieſem Prozeſſe Glauben — Hoffnung — Lebensfreude.

gann er, und verfing ſich in Redensarten, die in ihrer Geſuchtheit dieſes Schlimmſte nur allzu deutlich durchblicken ließen.

„Er iſt tot!“ ſagte ſie tonlos — ſo, daß es geradezu ruhig klang.

Gerland ſchwieg. Sie ſenkte das Haupt und verharrte eine Weile ſo — nur an dem Zittern, das ihren ganzen Körper konvulſiviſch bewegte, erkannte er den Grad ihrer Bewegung. Dann warf ſie den Kopf plötzlich zurück — mit hilfeflehenden, verſtörten Blicken, den Mund geöffnet, das Kinn krampfartig bewegend, als wolle ſie ſprechen — die Augen ohne Thränen.

Der Anblick ſchnitt ins Herz. — Und dabei wußte ſie das Schrecklichſte noch immer nicht.

Oder ahnte ſie etwas? — Das Entſetzen in ihren Zügen — die Beängſtigung, die ſie keine Worte finden ließ, deuteten darauf hin.

„Aber — Moritz war ja gar nicht krank, als ich fortging.“

„Ihr Sohn — Frau Oberlehrer — iſt — iſt nicht eines natürlichen Todes geſtorben.“ —

Sie packte ſeinen Arm und preßte ihn mit ſolcher Gewalt, daß er heftigen Schmerz empfand.

„Selbſt — ſelbſt!“ — mehr brachte ſie nicht hervor.

Gerland nickte und wandte das Geſicht ab. — Alles blieb ſtill. — Als er wieder nach ihr hinblickte, erſchreckte ihn der Ausdruck: ein leerer, irrender Blick — ſtarre, wie im Schrecken verſteinerte Züge. — Er fürchtete einen Augenblick für ihren Verſtand.

„Frau Oberlehrer — aber, Frau Oberlehrer —“

Einige unartikulierte Töne wurden laut. Sie ſchnappte nach Luft — machte den Verſuch aufzuſtehen. Ihr Blick war nach der Thür des Wohnzimmers gerichtet; dorthin wollte ſie. — Aber ſie kam nicht weit — knickte ein — Gerland ſprang hinzu, ſchob ihr den Stuhl unter, dann lief er ſelbſt in das Zimmer und rief die Leichenfrau.

Von unten kam auch das Mädchen jetzt herbei — man war um die unglückliche Mutter bemüht. Die Frauen ſchafften die Ohnmächtige in ihr Schlafgemach. —

* * *

Die Kunde von dem außergewöhnlichen Ereigniſſe mußte ſich ſchnell verbreitet haben. Die verſchiedenſten Leute kamen, Neugierige aller Art. Bald glich das Diakonat einem Bienenkorb.

Auch die offiziellen Perſönlichkeiten traten auf; der Bürgermeiſter, der Amtsrichter, der Superintendent in Begleitung Polanis.

Es war ein Zuſammenlauf profaner und geiſtlicher Perſonen, wie ihn das kleine Haus wohl noch nicht erlebt haben mochte. — Unendlich viel wurde argumentiert, debattiert, Müßiges gefragt und Unnützes geſchwätzt. — Der Fall werde ſehr viel unliebſames Aufſehen erregen, das war das Wort, welches, wie eine gegebene Parole, von Mund zu Mund ging.

Aus den benachbarten Ortſchaften kamen eine Anzahl Geiſtlicher herbei, zu denen das Außerordentliche gerüchtweiſe gedrungen war. Mit beſtürzt neugierigen Mienen traten die Herren auf. „Weshalb hat er ſich denn er-

ſchoſſen?" war die Frage, auf die jeder zuerſt Antwort haben wollte. — „Religöſer Zweifel halber!" — hieß es. Verdutzte Geſichter, beunruhigtes Durcheinanderflüſtern, ſcheue Blicke nach der Leiche, die inzwiſchen aufgebahrt worden war.

Es wurde viel getuſchelt und mit den Köpfen geſchüttelt. „Religöſe Zweifel!" welchen Ausdruck naiven Staunens zeigten die meiſten Mienen bei dem Worte.

Auch der katholiſche Ortsgeiſtliche erſchien; ein großer, ſtarker Mann mit einer ſoliden Bauernphyſiognomie und der ſelbſtbewußten Würde im Weſen, welche Rom den niedrigſten ſeiner Diener verleiht.

Er trat nahe an die Leiche heran, machte faſt unmerklich das Zeichen des Kreuzes und murmelte ein kurzes Gebet. Ernſt ruhte ſein Blick auf dem Angeſicht des Toten; doch beſaß er Haltung genug, um ſich äußerlich kein Zeichen des Triumphes anmerken zu laſſen. Die Schar der evangeliſchen Kollegen beobachtete den Fremdling voll nervöſer Unruhe. Mit einem leichten Neigen des Kopfes nach den Klerikern hin, entfernte ſich der Mann ſchweigend, wie er gekommen war. —

In einer Ecke des Zimmers ſtanden die wichtigen Perſönlichkeiten bei einander: der Superintendent, Polani und die Vertreter der weltlichen Behörden. Mit gewichtigen Mienen beſprachen ſie den Fall und ſeine möglichen Folgen. —

Gerlands größte Sorge war immer noch, wie es der Mutter gehen möge; der Arzt war inzwiſchen bei ihr geweſen. Es hieß, ſie habe ſich von ihrem Anfalle erholt, ſei aber noch ſehr ſchwach und weine viel. Später brachte das Dienſtmädchen die Kunde, Frau Oberlehrer wünſche

den Herrn Pfarrer Polani zu sprechen. Polani leistete dem Rufe ungesäumt Folge. —

Die Offiziellen blieben noch länger in lebhafter Diskussion bei einander stehen; Gerland empörte ihr rücksichtslos lautes Durcheinanderreden in Gegenwart der Leiche.

„Er hat Schriften hinterlassen — jawohl — er hat Schriften hinterlassen," — hörte Gerland aus dem Stimmengewirr heraus; das näselnde Organ des Grafen war nicht zu verkennen. „Jawohl — Polani hat die Manuskripte selbst gesehen!" —

Gerland schoß das Blut in die Wangen, als er vernahm, wie das ihm anvertraute Geheimnis des Toten bereits in aller Munde war.

Gleich darauf hörte er seinen Namen nennen und bemerkte, daß man auf ihn blicke. Der Superintendent trennte sich von der Gruppe und kam auf Gerland zu, ihn mit verbindlicher Miene begrüßend: „Eine traurige Veranlassung — lieber Pfarrer Gerland — eine traurige, tief beklagenswerte Veranlassung, die uns heute hier zusammenführt, lieber Amtsbruder." — Dann kam die halblaut gesprochene Aufforderung zu einem Gespräche unter vier Augen.

Sie traten ins Nebenzimmer, das leer war. Fröschels Schreibtisch stand noch mit geöffneter Klappe, wie ihn Gerland verlassen hatte. Der Superintendent ließ sich daran nieder.

Nachdem der alte Mann seinem Schmerze über den Fall unter vielem Seufzen, Kopfschütteln und feuchten Blicken nach oben genügenden Ausdruck gegeben, fragte er: „Übrigens — Pastor Gerland — Sie haben den Un-

glücklichen ja wohl, wie ich höre, näher gekannt — nicht wahr?"

„Er war mein Freund, Herr Superintendent."

„Hm — dann könnte man also annehmen, daß Ihnen der religiöse Standpunkt des Toten nicht ganz unbekannt gewesen ist — Herr Pfarrer?" —

Gerland fühlte die persönliche Bedeutung wohl heraus, die für ihn in dieser Frage seines Oberen lag. Nur für einen Augenblick kam ihm die Versuchung, hier mit Vorsicht zu Werke zu gehen; dann beschloß er, der Wahrheit die Ehre zu geben. „Allerdings, Herr Superintendent; ich war mit den religiösen Zweifeln Fröschels vollauf vertraut — er hatte mich selbst eingeweiht."

„So, so — hm — wissen Sie, mein lieber Pastor — wissen Sie, was ich da eigentlich von Ihnen erwarten konnte? — Daß Sie mir Meldung von dem machten, was Sie erfahren. — Das hätte ich von Ihnen erwartet, und konnte und durfte ich erwarten von jedem meiner Diöcesanen. Denn hier kamen höhere Interessen in Betracht, die der Kirche. Wenn ich rechtzeitig avertiert worden wäre, hätte ich Schritte thun können — man würde auf den jungen Menschen aufgepaßt — würde ihn zum guten geleitet haben — es hätten sich Wege gefunden, das Schlimmste zu verhüten. So hat man nichts erfahren, und das Unglück, der Skandal ist da — großer Schaden ist angerichtet. Gerade in unserer Gegend, wo der Katholizismus soviel Macht besitzt, ein solcher Fall! — Wie wird man diese Affäre ausnutzen was für Waffen wird man daraus gegen uns schmieden! — Die Katholiken, die immer behaupten wollen, der Protestantismus sei nur die Vorstufe zur Irreligiosität. —

Iſt das nicht Waſſer auf ihre Mühle? Ich ſehe ſie ſchon mit Fingern auf uns weiſen, höre wie Rom ſich brüſtet: ſeht da habt ihr's, eure Prieſter fallen bereits dem Atheismus anheim. — Und oben iſt man gerade jetzt ſo ſehr empfindlich — ſo ſehr nervös in ſolchen Dingen. Die Affäre wird aufs peinlichſte berühren — ich weiß das. Und auf wen wird ſchließlich die ganze Schuld kommen? — Auf mich!"

Gerland ſchwieg dazu. Alles Reden ſchien hier verlorene Mühe. Fröſchel auf den rechten Weg zurückführen — große Worte! Dieſer Alte ſah wahrhaftig nicht danach aus.

Der Superintendent fuhr jetzt in milderem, väterlichem Tone fort: „Nehmen Sie ſich eine rechte Lehre aus der ganzen Sache, lieber Amtsbruder! Ihr jungen Leute ſeid heutzutage alle zu einer freieren Auffaſſung geneigt. Ich kenne dieſe Beſtrebungen gar wohl. Kritiſch-hiſtoriſche Auffaſſung des Dogmas — Reinigung der Symbole — Weiterentwickelung des Reformationsgedankens — und unter welcher Flagge die Neuerungsgelüſte immer ſteuern mögen! — Mit Kleinigkeiten fängt es an — man treibt allerhand Wiſſenſchaften nebenbei, ſpielt den gelehrten, aufgeklärten Mann, lieſt moderne Bücher, ſtatt in der Schrift zu forſchen und ſich theologiſch weiterzubilden — ſo kommt man Schritt für Schritt von der ewigen Wahrheit ab, bis man endlich draußen ſteht in der Nacht."

Der Superintendent legte das Prälatengeſicht in ernſte Falten und blickte ſorgenvoll drein.

„Herr Superintendent," begann Gerland, „ich wollte mir erlauben, das eine zu bemerken — zur Verteidigung

meines Freundes Fröschel — Frivolität kann ihm nicht wohl zum Vorwurfe gemacht werden. Er hat schwer mit sich gerungen, dessen bin ich Zeuge. Ehrlich hat er gesucht und gekämpft."

„Wollen Sie seine That beschönigen, Pfarrer Gerland!"

„Nein, Herr Superintendent, ich wollte versuchen, sie zu erklären; als Freund des Verstorbenen glaubte ich ein Recht dazu zu haben." —

Die runden Augen des Superintendenten nahmen einen erstaunten Ausdruck an. Er maß Gerland mit mißtrauischen Blicken.

„Ich höre, Pfarrer Gerland, Sie haben einen Brief von dem Verstorbenen erhalten, den er kurz vor seinem Ende geschrieben hat. Aus verschiedenen Gründen würde es mich interessieren, diesen Brief zu lesen. — Ferner erfahre ich, daß der Tote eine Anzahl Manuskripte hinterlassen hat, in deren Besitz Sie sich gesetzt haben, Herr Pastor." —

„Mein Freund hatte mir in seinem Briefe den Auftrag gegeben, die Manuskripte ohne Verzug an mich zu nehmen, Herr Superintendent."

„Jedenfalls würde es mir von Wert sein, Einsicht in diese Manuskripte zu nehmen. Haben Sie die Schriftstücke bei sich?"

„Jawohl, Herr Superintendent! Aber ich weiß, es wäre nicht im Sinne des Verstorbenen, wenn der Inhalt seiner Schriften bekannt würde."

„Ich habe Sie bereits vorhin darauf hingewiesen, Pfarrer Gerland, daß höhere Interessen vorliegen. Vieles in dieser unseligen Affäre ist noch im dunklen. Diese

Schriftstücke können uns vielleicht am ersten Aufschluß darüber geben, was eigentlich den unglücklichen Menschen zum Selbstmord getrieben hat. Es werden bereits jetzt allerhand Hypothesen aufgestellt über die Motive seiner That. Besonders aus dem römischen Lager wird es an Verdächtigungen nicht fehlen, und auch oben wird man eine befriedigende Antwort verlangen — nun — da muß man sich also rechtzeitig vorsehen — vorbereiten. Man muß doch etwas Stichhaltiges erwidern können. Und dazu mag vielleicht der Nachlaß diese oder jene Handhabe bieten."

„Ich halte mich nicht für berechtigt, Herr Superintendent, ein Geheimnis zu brechen, das der Tote gewahrt wissen wollte."

Der Prälat war aufgestanden und ging erregt im Zimmer auf und ab. Die Blicke, mit denen er den jungen Geistlichen maß, waren nicht besonders freundlich.

Dann schien er es für rätlich zu halten, andere Saiten aufzuziehen. — Plötzlich vor Gerland stehen bleibend, legte er diesem beide Hände auf die Schultern und begann in vertraulichem Tone: „Mein lieber Pfarrer, ich denke, Sie werden sich die Sache noch überlegen; ich lasse Ihnen Bedenkzeit, Sie werden sich davon überzeugen, daß Sie keine Pflicht verletzen, wenn Sie mir die Schriftstücke anvertrauen. Es ist ja nur um der guten Sache willen. — Um die kirchliche Autorität — um Ruf und Ansehen unseres Standes handelt es sich — verstehen Sie? — um das Renommee des geistlichen Standes, der arg genug gelästert und angefeindet wird in unserer Zeit. — Morgen erwarte ich eine Antwort hierauf."

Er versuchte sogar, huldvoll zu lächeln, aber seine

blinzelnden Augen ſtraften ihn Lüge; dort leuchtete etwas von geheimem Ärger und verſtecktem Groll. Gerland fühlte inſtinktiv, daß er ſich dieſem Manne für immer verdächtig gemacht habe. —

Gleich darauf öffnete ſich die Thür, Polani trat ein.

Gerland begann zu empfinden, daß er überflüſſig geworden ſei. Er ſah allerhand unlautere Kräfte am Werke, das traurige Ereignis in ſelbſtiſcher Weiſe auszubeuten.

Noch einen Blick warf er in das Zimmer, wo die Leiche aufgebahrt ſtand. Ans Kopfende war das große Kruzifix geſtellt worden, das den Toten hoch überragte. Und immer noch die frommen Bilder an den Wänden, auf dem Betpulte: Bibel und Geſangbuch. — Wohin das Auge blickte, Zeichen des religiöſen Sinnes der Frau, die hier hauſte. —

Die Leiche hatte nach wie vor ihren kindlich freundlichen Ausdruck. Niemand, der's nicht wußte, konnte von dem kleinen, kreisrunden Loche auf der Bruſt etwas ahnen, das einen Proteſt bedeutete gegen den falſchen Frieden der Umgebung.

Gerland mochte das zufrieden lächelnde Geſicht nicht länger anſehen. Er wußte, wie zerriſſen, gefoltert, verzweifelt die Seele geweſen, die in dieſer Hülle gelebt; der Ausdruck erſchien ihm wie eine Grimaſſe.

* * *

Im Vorzimmer traf Gerland auf Dornig. „Höre mal, Gerland, du mußt mir die Geſchichte erzählen!" rief der Pfarrer von Färbersbach. „Du warſt ja befreundet

mit ihm, — weshalb, zum Teufel — hat ſich der Menſch eigentlich erſchoſſen?“

Gerland gab einige kurze Andeutungen über die ſeeliſche Verfaſſung ſeines toten Freundes, denen Dornig mit Kopfſchütteln zuhörte.

Offenbar war ihm einer ſolchen Erſcheinung gegenüber nicht recht behaglich zu Mute. Er begann zu erzählen, auf welche Weiſe das Gerücht von Fröſchels Ende zu ihm gedrungen ſei. Schon am frühen Morgen war's in Färbersbach verbreitet worden. Dornig hatte ſich ſofort aufgemacht, ſeinen Weg über Breitendorf nehmend. Dort erfuhr er, daß Gerland bereits am Abende zuvor nach Annenbad gefahren ſei.

„Die Sache zieht Blaſen,“ bemerkte Dornig, während ſie auf der Straße dem nahen Marktplatz zuſchritten. „Ich habe im Adler gefrühſtückt; wir waren wohl unſerer zehn Geiſtliche; kommſt du nicht mit zu Tiſch, Gerland? Wir haben ein ſeparates Zimmer beſtellt.“

Gerland hatte Dornig im Verdacht, daß er das traurige Ereignis als eine kapitale Gelegenheit anſehe, ſich auf ſeine Weiſe Unterhaltung zu ſchaffen; aber er fühlte in der That Hunger und ſchloß ſich dem anderen an.

Im ſeparaten Zimmer ſaß eine ſtattliche Korona von Schwarzröcken. Eſſen und Unterhaltung waren bereits im Gange. Natürlich drehte ſich das Geſpräch der Hauptſache nach um den „Fall Fröſchel“.

Gerland nahm Platz, wo er gerade einen Stuhl leer fand. Sein Nachbar war einer von jenen verkümmerten Studierzimmererſcheinungen, wie man ſie nicht ſelten unter den evangeliſchen Klerikern findet.

Der Superintendent, den Gerland hier anzutreffen gefürchtet hatte, war nicht zugegen; er speiste, wie man gelegentlich erfuhr, bei Polani.

Gerland sah sich um; er kannte die wenigsten der Anwesenden. Ihm schräg gegenüber saß ein junger Mann, der durch seinen modischen Anzug und den wohlgepflegten braunen Vollbart auffiel. Gerland kam das Gesicht bekannt vor, er entsann sich, den Mann bei Gelegenheit einer Pastoralkonferenz gesehen zu haben. Er war erst kürzlich in die Gegend gekommen und hatte trotz seiner Jugend eine der reich dotiertesten Pfarrstellen in der Provinz inne.

Irgend eine unangenehme Erinnerung knüpfte sich für Gerland an diesen Menschen, über deren Grund er sich eine Zeit lang vergebens Rechenschaft zu geben versuchte. Endlich fiel's ihm ein: Fröschel hatte ihm von diesem Amtsbruder erzählt und ihn als den Typus des rücksichtslosen Strebers und Pfründenjägers hingestellt, der sich das Studium des Pfarralmanachs zur besonderen Aufgabe mache.

Pfarrer Roßbach — so hieß der bärtige Geistliche — führte an diesem Ende des Tisches das große Wort.

Er habe Fröschel besser gekannt, als irgend einer der Anwesenden, behauptete er. — Von Gerlands Freundschaft mit dem Toten schien er nichts zu ahnen.

Er sei mit Fröschel schon auf der Schule und später auch auf der Universität zusammen gewesen. Das Bild, welches er von dem Verstorbenen zeichnete, war kein sonderlich liebenswürdiges. Schon als Schüler sei Fröschel mißtrauisch, verstockt und menschenscheu gewesen. Weder mit Lehrern noch mit Mitschülern habe er sich zu stellen ver-

mocht. Auf der Universität sei das noch schlimmer geworden. Wenn er gelegentlich einmal mit den Kommilitonen zusammengekommen, habe Fröschel durch sein spöttisches Wesen alle verletzt. Sein geistiger Hochmut sei grenzenlos gewesen. — Worauf er sich eigentlich soviel eingebildet, wäre gar nicht zu ersehen. Denn wenn er auch die Examina ganz leidlich bestanden, so habe er es schließlich nicht einmal zum ersten Geistlichen gebracht. — Kein Wunder — denn als Prediger sei er ja die reine Null gewesen.

Es lag Naivität darin, wie der vom Glücke begünstigte Streber über die Mißerfolge des toten Amtsbruders sich lustig machte. — Ja freilich, ein Stellenjäger war Fröschel nie gewesen, das war richtig.

Gerland glaubte es dem Andenken des Toten schuldig zu sein, dieses leichtfertige Urteil zu berichtigen.

Pfarrer Roßbach nahm eine sehr erstaunte Miene an, als hier dem Verstorbenen plötzlich ein gänzlich unerwarteter Verteidiger entstand.

Ein älterer Geistlicher, mit magerem, bartlosem Gesicht und dunklen, fanatischen Augen, der nicht weit von Gerland saß, mischte sich plötzlich in die Diskussion: „Dieser Fröschel soll womöglich noch zum Märtyrer gestempelt werden!“ rief er. „Ich mag das Wort unglücklich, auf ihn angewandt, gar nicht hören. Ruchlos — ja — geradezu ruchlos ist seine That.“

Er blitzte Gerland mit seinen dunklen Augen vernichtend an.

„Das ist ein hartes Urteil über einen Toten, Herr Amtsbruder,“ erwiderte Gerland mit erkünstelter Ruhe. Innerlich kochte er gegen die dünkelhafte Intoleranz.

„Hartes Urteil!“ rief der andere, und sein mageres Gesicht färbte sich plötzlich dunkelrot. „Ein solcher Fall kann gar nicht hart genug beurteilt werden. — Mitleid ist hier geradezu Sünde.“

„Ich dachte, das Christentum sei die Religion des Mitleids,“ hielt Gerland dem Eiferer entgegen.

Aber mit diesem Worte schien er den Mann an einer empfindlichen Stelle verletzt zu haben. Puterrot im Gesicht, beugte er sich über den Tisch und rief, seine Rede mit hitzigen Gesten begleitend: „Ich kenne diese Richtung: Toleranz — und nichts als Toleranz, bis schließlich vor lauter Toleranz Unrecht zu Recht, und Sünde zur Großthat wird. Das ist sentimentale Schwäche! Durch diesen Geist ist unsere protestantische Kirche soweit heruntergekommen — wie sie jetzt dasteht — ein Spott der Welt!“ —

Von verschiedenen Seiten wurde Widerspruch gegen diese Behauptung laut.

„Allerdings ist die protestantische Kirche heruntergekommen — geradezu jämmerlich heruntergekommen!“ rief der Zelot und wandte sich den neuen Gegnern zu.

„Beweise!“ wurde ihm entgegengerufen.

„Beweise wollt ihr! — Genießen wir irgend welche Achtung bei der Laienwelt? — Sind wir nicht nach und nach aller Machtmittel entblößt worden? — Ja, spielen wir denn überhaupt noch irgend eine Rolle im öffentlichen Leben?“

„Macht und Ansehen sind nicht die Güter, auf die Christus die Seinen hingewiesen hat,“ erwiderte ihm Gerlands bleicher Nachbar. „Es stünde besser um den

Proteſtantismus, wenn er die Kirche nur in den Herzen ſeiner Anhänger aufgebaut hätte, ſtatt ſo mancherlei von den Machtmitteln der mittelalterlichen Hierarchie beizubehalten. Unſer Herr und Heiland hat von einer etablierten Landeskirche nichts gewußt. ‚Im Geiſt und in der Wahrheit‘ ſollten wir ihn anbeten — das war ſein Wille.“ —

„Wie, Sie wollen unſerer evangeliſchen Kirche auch noch die wenigen Rechte, die ſie beſitzt, verkümmern — damit ſie ganz ein Geiſt ohne Leib — ganz zum Schemen wird? Sie iſt das Aſchenbrödel ſowieſo. — Das weltliche Regiment, das, wie jetzt die Sachen liegen, uns nur duldet, müßte uns unterthan ſein. Unſere Stellung einer ecclesia tolerata iſt unwürdig. Ich beſtreite dem Staate das jus inspectionis. Wir müſſen uns ſelbſt regieren, eher wird es nicht beſſer.“

„Das iſt römiſch gedacht,“ hielt man ihm vor.

„Allerdings! Und Rom kann uns darin ein Beiſpiel ſein, wie man konſequent und ohne einen Schritt nachzugeben, ſeine Stellung wahrt. Freilich, dort iſt Disziplin, dort iſt Feſtigkeit, und dort iſt Autorität.“

„Und dort iſt Geld!“ rief Dornig von der anderen Seite des Tiſches herüber.

„Das iſt nicht zum Lachen!“ rief der Eiferer und wandte ſich der anderen Tiſchecke zu, wo Dornig inmitten einer Anzahl jüngerer, offenbar zu Ulk aufgelegter Amtsbrüder ſaß. „Daß unſere Kirche arm iſt, wie die Kirchenmaus, muß leider wahr ſein; aber auch das bedeutet nur ein Symptom. Nichts ſind wir — wir haben keinen Einfluß, weder auf das öffentliche noch auf das private Leben.“

„Wer so herb tadelt, müßte wenigstens Vorschläge zur Besserung haben," meinte jemand.

„Gewiß, die werde ich auch vorbringen."

„Na — lassen Sie mal anhören, Herr Amtsbruder!" rief einer von Dornigs Kumpanen dazwischen.

„Das jus circa sacra gestehe ich dem Staate gern zu, aber ich bestreite ihm das jus in sacra ganz energisch. Die weltliche Oberhoheit muß uns in unseren Rechten und Privilegien schützen, sie muß uns nach außen das Ansehen verschaffen, das uns gebührt; aber sie darf sich nicht in unsere inneren Angelegenheiten mischen, denn dazu fehlt ihr die Berufung. — Ich verlange auf der einen Seite Wegfall aller öffentlichen Bevormundung, wie sie durch das Laienelement in Ministerien und Synoden so unerträglich geübt wird, auf der anderen Seite fordre ich Wiedereinsetzung der Kirche in ihre alten Rechte. Die Jugenderziehung muß wieder unser ausschließliches Privileg werden — auf die Jurisdiktion müssen wir einen entscheidenden Einfluß bekommen; nur so können wir wieder ein christliches Geschlecht und christliche Zustände bekommen. Die Wiedereinführung von Tauf- und Trauzwang ist eine ganz selbstverständliche Forderung für jeden, dem das Heranwachsen von Heiden in unserem Volke eine Schmach erscheint. Um den Einfluß auf die Laienwelt, den wir fast ganz eingebüßt haben, wiederzugewinnen, müssen die Kirchenstrafen wieder eingeführt werden; nach innen und außen brauchen wir eine straffere Organisation, eine gute Disziplin — ein strammes Kirchenregiment." —

„Und vor allem einen Papst," warf Dornig dazwischen.

„Nein, keinen Papst, aber eine Regierung, die endlich

einmal die Behauptung, wir hätten ein christliches Staatswesen, zur Wahrheit macht."

Ein heftiger Streit entzündete sich bei dieser Frage, an der sich jetzt ziemlich die ganze Tischgesellschaft beteiligte; jeder ritt sein Steckenpferd. Der eine sah das Heil in der Staatskirche, der andere in der Trennung der Kirche vom Staate, ein dritter pries das Gemeindeideal, ein vierter das allgemeine Priestertum — einer plaidierte für das Episkopalsystem, der andere für die Presbyterialverfassung. — Soviel Köpfe, soviel Sinne; einig war man sich nur in einem Punkte, daß der gegenwärtige Zustand einer Wandlung dringend bedürfe.

Die Amtsbrüder unter sich! — Gerland hatte stets ein Grauen davor gehabt; es lag so etwas Würdeloses darin, wie man, sobald die beobachtenden Laien fehlten, das priesterliche Dekorum an den Nagel hängend, sich aneinander rieb. —

Er sehnte sich nach frischer Luft.

„Du wirst doch nicht etwa schon gehen!" rief ihm Dornig zu, als er bemerkte, daß der Amtsbruder seine Zeche berichtigte. „Ich weiß hier in Annenbad ein sehr anständiges Lokal, wo man abends hingehen kann." —

Aber selbst diese Aussicht vermochte Gerland nicht zum Bleiben zu bewegen.

„Du bist wirklich ein toller Philister geworden!" damit entließ Hochwürden von Färbersbach den Amtsbruder von Breitendorf.

VI.

Zwei Tage ſpäter zu früher Stunde befand ſich Gerland wieder auf dem Wege nach Annenbad.

Wie groß doch das Anpaſſungsvermögen des Menſchen ſelbſt dem Herbſten gegenüber iſt! Das Ende ſeines Freundes Fröſchel, der heute beerdigt werden ſollte, hatte für Gerland ſchon nichts Außergewöhnliches mehr; er hatte ſich an die Thatſache gewöhnt. Wie die Muſchel den hineingeworfenen Splitter ſofort mit einem Überzuge bedeckt, ſo umkleidete ſein Geiſt die ſchmerzliche Erfahrung eifrig mit allerhand ſubjektivem Empfinden. —

Wie ſie wohl das Begräbnis eingerichtet, wie weit ſie bei der Beerdigung des Selbſtmörders die kirchlichen Ehren gewähren würden? — Ob nicht wenigſtens Polani ein paar Worte über dem Grabe ſprechen, oder ob man ihn ganz ohne Sang und Klang einſcharren würde? —

Viel beſchäftigten ſich ſeine Gedanken auch mit der unglücklichen Mutter. Ob ſie wohl bei der Beſtattung zugegen ſein werde? — Welcher Art mochte ihre Gemüts-

verfaſſung ſein? Zwei Tage war es bereits her, daß ſie das Schreckliche aus ſeinem Munde erfahren — und zwei Tage ſind eine lange Zeit im Seelenleben des Menſchen.

Auf alle Fälle wollte er die alte Frau aufſuchen; aus dieſem Grunde war er ſo zeitig aufgebrochen. —

Kurz vor Annenbad kam ihm ein offener Zweiſpänner entgegen; Graf Mahdem ſaß mit einem anderen, Gerland unbekannten Herrn darin. Der Geiſtliche grüßte, und bemerkte, als er bereits einige Schritte vorbei war, am Ausſetzen des Hufgeklappers, daß der Wagen halte; er hörte ſeinen Namen rufen und ſah, als er ſich daraufhin umwandte, den Grafen abſteigen.

„Auf ein Wort, Herr Paſtor! Es iſt mir ſehr lieb, daß ich Ihnen begegne!“ rief der Graf. Er gab dem Kutſcher noch einen Befehl, wechſelte halblaut ein paar Worte mit dem Herrn im Wagen und kam dann auf den Geiſtlichen zu: „Nur ein paar Worte, Herr Paſtor!“ Es fiel Gerland auf, daß ſein Patron diesmal bei der Begrüßung den üblichen Händedruck wegließ.

Sie gingen auf dem ſandbeſtreuten Sommerwege zur Seite der Straße entlang, von dem Wagen, der halten geblieben war, langſam ſich entfernend. Der Graf hatte die Hände in den Taſchen ſeines Überziehers verſenkt und räuſperte ſich mehrfach, ehe er zu ſprechen begann.

„Sie gehen wohl zum Begräbniſſe dieſes Diakonus — — mir iſt der Name entfallen.“

„Fröſchel,“ ergänzte Gerland. — „Jawohl, Herr Graf!“

„Hm, — ja — eine böſe Sache — eine ſehr böſe Sache! — Wenn unter den Geiſtlichen ſo etwas vorkommt,

was ſoll dann eigentlich mit dem Volke werden? — Das führt mich gleich auf das, weshalb ich mit Ihnen zu ſprechen wünſchte, Herr Paſtor. — Durch den Superintendenten erfahre ich, daß dieſer Fröſchel Papiere hinterlaſſen hat — Manuſkripte und dergleichen — atheiſtiſchen Inhalts —"

„Herr Graf, ich glaube —"

„Ich weiß ſchon" — fiel ihm der Graf ungeduldig ins Wort — „atheiſtiſch — auf alle Fälle antireligiös — freigeiſtig — auf das Wort kommt es gar nicht an. Der Superintendent hat die Schriften ſo bezeichnet."

„Der Herr Superintendent kennt den ſchriftlichen Nachlaß des Verſtorbenen gar nicht, Herr Graf."

Der Graf nahm eine hochfahrende Miene an und meinte in ärgerlichem Tone: „Der Superintendent wird wohl wiſſen, was er ſagt, Herr Paſtor! Nach dem Vorleben und der ganzen — wie ſoll man ſagen — nach der ganzen geiſtigen Richtung dieſes Diakonus Fröſchel, iſt man wohl berechtigt, von antireligiöſer, atheiſtiſcher Geſinnung zu ſprechen. Ein gutgeſinnter Mann erſchießt ſich nicht. — Alſo, ich will mich auf weitere Erörterungen gar nicht einlaſſen — dazu habe ich weder Zeit noch Luſt! Der Superintendent hat Ihnen gegenüber den Wunſch ausgeſprochen, Herr Paſtor, von den beſagten Schriftſtücken Einſicht zu nehmen — wozu er als Vorgeſetzter vollſtändig berechtigt iſt! Und Sie haben ſich geweigert, dieſem Wunſche Ihres Oberen nachzukommen, Herr Paſtor! Ich weiß nicht, was Sie ſich dabei denken? Ich muß ſagen, daß ich mich ſehr gewundert habe, als der Superintendent mir dieſe Mitteilung machte, Herr Paſtor; die Sache hat mich äußerſt peinlich berührt. Als ich Sie auf die Breiten-

dorfer Stelle berief, nahm ich als ſelbſtverſtändlich an, daß Sie mein Vertrauen rechtfertigen würden; nun erfahre ich nicht nur dieſe Sache über Sie, ſondern auch, daß Sie überhaupt einer freien Richtung huldigen! — Nein — verſuchen Sie ſich nur gar nicht erſt reinzuwaſchen — die Thatſache, daß Sie mit dieſem Fröſchel ſo eng liiert waren, allein ſchon genügt, um die Vermutung zu beſtätigen." —

Gerland hatte wiederholt den Verſuch gemacht, den Grafen zu unterbrechen, — erfolglos. Der Magnat hatte ſeinen roten Kopf bekommen, und ſchnitt jede Einrede kurzer Hand ab.

„Das will ich gar nicht unterſuchen — ich will gar nichts weiter hören, Herr Paſtor!" —

Sie waren inzwiſchen umgekehrt und gingen auf ihren Fußtapfen zurück, dem Wagen zu.

„Ich bin orientiert — vollſtändig orientiert, Herr Paſtor. Die Sache gehört zwar nicht in mein Reſſort — aber — immerhin, als Ihr Patron, denke ich, ſteht mir das Recht zu, Ihnen meine Anſicht auszuſprechen. Ich habe gar keine Zeit — wie geſagt — — Adieu!" —

Damit beſtieg der Graf den Wagen und rief dem Kutſcher zu: „Weiterfahren!"

* * *

In der Parentationshalle begann ſich die Geiſtlichkeit zu verſammeln. Der Sarg war in der Mitte des kahlen Raumes aufgeſtellt — aller Blumenſchmuck weggelaſſen, auch die Kerzen fehlten. Kalt fiel das Mittagslicht über den kleinen, braunen Kaſten, gleichgiltig blickten die vier weißgetünchten Wände des nüchternen Raumes drein.

Als einer der erſten betrat Gerland die Parentationshalle. Nach und nach kamen die Amtsbrüder. Es ſchien, als würde die Ephorie ziemlich vollzählig vertreten ſein.

In allen Geſichtern malte ſich erwartungsvolle Neugier. Es war bekannt geworden, daß der Superintendent ſelbſt ſprechen werde; man war geſpannt, wie er ſich der Aufgabe entledigen werde. „Eine heikle Sache — eine ſehr heikle Sache!“ hörte Gerland hinter ſich äußern.

Es wurde viel mit gedämpften Stimmen durcheinandergetuſchelt. Außerordentliche Gerüchte waren im Umlaufe. Einer der Amtsbrüder hatte ein Zeitungsblatt mitgebracht, in welchem der Fall Fröſchel erörtert und in liberalem Sinn ausgebeutet wurde. Das Blatt ging von Hand zu Hand. Pfarrer Roßbach, der es liebte, ſich das Anſehen des Gut-unterrichtet-ſeins zu geben, behauptete, von maßgebender Seite erfahren zu haben, die Affäre habe höchſten Ortes äußerſt peinlich berührt, und von ſeiten des hohen Kirchenregiments ſei bereits eine eingehende Unterſuchung der ganzen Angelegenheit angeordnet worden.

„Die Sache kann dem Superintendenten hölliſch ans Bein laufen,“ meinte jemand.

„Er wird ſich ſchon zu helfen wiſſen, unſer Alter,“ erklärte ein anderer.

Gerlands Aufmerkſamkeit wurde von dieſen Geſprächen abgelenkt, als jetzt die ehrwürdige Patriarchenerſcheinung Pfarrer Valertins eintrat. Der Alte hatte in ſeinem entlegenen Gebirgsdörfchen von dem außerordentlichen Ereigniſſe vernommen und es ſich nicht nehmen laſſen, den weiten Weg von Göhdaberg nach Annenbad zurückzulegen;

zu Fuß — trotz ſeiner ſiebzig. Ein Wagen hätte die Kräfte ſeines Geldbeutels überſtiegen.

Gerland eilte ſofort auf Pfarrer Valentin zu, um ihm die Hand zu ſchütteln. Der alte Mann kannte nur das Faktum, die näheren Umſtände von Fröſchels That waren ihm unbekannt. Gerland lag daran, daß ſein verehrter Freund die Nachricht möglichſt ungefärbt und frei von dem, was der Klatſch bereits hinzugedichtet, erfahren ſolle. Er gab dem Amtsbruder in aller Eile einen kurzen Bericht.

Pfarrer Valentin war tief erſchüttert. Er drückte Gerlands Arm mit ſeinen zitternden alten Händen: „Gott ſei uns gnädig — Gott ſei uns allen gnädig!“ war ſein ſtereotyper Ausruf. Das gute Greiſengeſicht drückte in allen Zügen Ergriffenheit aus. — Hier iſt wirkliches Mitgefühl, ſagte ſich Gerland.

Die Seelenverfaſſung Fröſchels, die Tragik ſeines Daſeins zu begreifen — den Zuſtand eines Menſchen, der den Gottverluſt nicht zu ertragen vermochte — zu verſtehen, dazu war dieſer Alte, der den Zweifel nur von Hörenſagen kannte, wohl außer Stande. Aber Trauer, tiefe herzliche Trauer um die Vernichtung eines Menſchendaſeins, wehmütigen Kummer um einen Bruder, der vom rechten Wege abgeirrt und in der Nacht der Verzweiflung geendet, die empfand dieſes mitleidige, freundliche Gemüt. Ihm trübte theologiſche Voreingenommenheit ſicherlich nicht die Lauterkeit des echt menſchlichen Schmerzes. Neid, Eiferſucht, Gehäſſigkeit waren an dieſem milden Charakter gnädig vorübergegangen. Er hatte ſeine ſchlichte Frömmigkeit nicht herabgewürdigt zu Ketzer richtendem Fanatismus. Thun und Denken dieſes Alten war durchtränkt von evangeliſchem Geiſte;

ſein geſunder Sinn und ſein vortreffliches Herz hatten ihn bewahrt vor beſchränkt gehäſſiger Selbſtgerechtigkeit. —

Während Gerland noch mit dem Alten ſprach, entſtand plötzlich ein Flüſtern und Zuſammenſtecken der Köpfe unter den Amtsbrüdern. Durch die halbgeöffnete Thür ſah man den Superintendenten und Polani herankommen, beide im Ornat.

Die Geſpräche ſetzten aus, als der Oberhirte eintrat; er grüßte die Verſammlung mit ſtummem Neigen des Kopfes.

Nach ein paar halblauten mit Polani gewechſelten Worten nahm der Superintendent am Fußende des Sarges Aufſtellung, dem Toten zugewendet. Er faltete die Hände über dem Geſichte und verharrte ſo während Minuten — man hörte jeden Atemzug. Dann erhob der Prälat die Hände vom Angeſicht, wandte ſich der Verſammlung zu und begann zu ſprechen.

Einen bibliſchen Text legte er ſeiner Rede nicht zu Grunde. Er ſprach von den unerforſchlichen Ratſchlüſſen Gottes, an denen wir nicht zu deuten, die wir hinzunehmen hätten in demutsvoller Ergebenheit. Unerforſchlich ſeien die Wege der göttlichen Vorſehung, und die Wege, die er die Menſchen führe, unſerem Auge in Dunkel gehüllt. Ratlos, erſchreckt, betäubt, ſtünden wir armen Menſchenkinder an dieſem Sarge — niemand, als Gott allein wiſſe, was in der Seele dieſes Unglücklichen vor ſich gegangen ſei. —

„Dieſer Tote, den wir heute der Erde übergeben wollen, war einer der Unſeren, geliebte Amtsbrüder — ein verordneter Diener unſerer Kirche, ordiniert zu dem heiligen Berufe, eingewieſen in ſein Amt — ein Verwalter

des Wortes und der Sakramente — ein Hirt der Gemeinde — der sein Gelübde abgelegt hat, wie jeder von uns auf das heilige Evangelium von Christo und die Bekenntnisschriften unserer Konfession — der auf dieses Gelübde das heilige Abendmahl genommen, vor einer christlichen Gemeinde — ein eingeschworener Diener Gottes und seiner Sache. — — Und nun sehet, Geliebte, — sehet: hier liegt er, der Amtsbruder — der Diener der Kirche, der Haushalter über Gottes Geheimnisse, der das Evangelium lauter und rein verkündigen, die Verlorenen suchen, die Verirrten wiederbringen, die Schwachen stärken, und alle, die seines Amtes bedurften, auf den rechten Himmelsweg führen sollte. — Hier liegt er, der Hirte, der die Lämmer weiden, der die Herde schützen sollte vor dem Wolfe — hier liegt er, selbst eine Beute des bösen Feindes! — Der Haushalter erschlagen, aber nicht auf seinem Posten, nicht mit dem Gesicht gegen den Feind. Nein, zu unserem großen Schmerze, zu unserer tiefen Bekümmernis — wir müssen es aussprechen — dürfen mit der Wahrheit nicht zurückhalten — der Hirt war geflohen — der Haushalter hatte seinen Posten verlassen — der Krieger ist fahnenflüchtig geworden — der Schild des Glaubens, der Panzer der Gerechtigkeit, der Helm des Heils und das Schwert des Geistes, all die herrliche Rüstung, mit der Gott seinen Diener ausgestattet, sie ist befleckt, zerbrochen, geschändet. Der Knecht hat seinen Herrn, dem er Treue zugeschworen, verraten — zwar nicht um Mammons willen, aber doch um anderen schnöden Judassold — um jenes gleisnerischen Truggoldes willen, um dieser unechten Scheidemünze willen, die in unserer Zeit so oft für das echte Gold der Wahr-

heit ausgegeben wird. — Und wie jener Jünger ist er hingegangen in seiner Verzweiflung und hat seinen Leib, den Tempel Gottes, zerstört; hat dieses Leben, ein Geschenk des Ewigen, von sich geworfen in entsetzlicher Verblendung, weil er sich selbst zur Qual und zum Ekel geworden war. —

„Geliebte Brüder, meint ihr vielleicht, ich sollte nicht also streng ins Gericht gehen mit einem Toten? Glaubt mir, ich weiß es, dieser unser Bruder steht jetzt vor dem Antlitz dessen, der die Nieren prüfet und in das Herz siehet — ich weiß es! Aber meine Freunde, im Angesichte dieses Falles, eines Falles, der von nicht geringer Bedeutung ist der weit hinaus Aufsehen erregen und die Gemüter bewegen wird — im Angesichte eines solchen Falles, der den Widersachern unsrer Kirche neuen Stoff zur Lästerung und Anfeindung und Verdächtigung der Rechtgläubigen geben wird — im Angesichte eines solchen Falles, muß es ausgesprochen werden — offen und ohne Furcht: nicht ein Diener des Wortes, nicht ein Mitglied unserer Kirche war er, der die grauenvolle That begangen — nein! Mit diesem Manne hatte die Kirche, hatten wir nichts mehr zu schaffen; er war abgefallen, er hatte sich selbst losgesagt von unserer Gemeinschaft, er hatte sich ausgestoßen in seinem Herzen; er war nicht mehr der Unsere — und darum fällt auch uns die Schuld nicht zu, als hätten wir nicht gewacht, und nicht um ihn gesorgt. Heimlich, hinter unserem Rücken, hat er sich von uns gestohlen, ist übergelaufen in das Lager des Antichrists. Uns kann die Verantwortung für solches Thun, welches das Licht scheut, nicht aufgebürdet werden. Auf ihn allein, und auf das

Haupt derer, die etwa um ſein heimliches Denken und Sinnen gewußt haben — fällt die Verantwortung dieſer That. —

„Und nun laßt mich einer Perſönlichkeit gedenken, Geliebte, die zu ſchwach, zu gebeugt, zu tief im Innerſten getroffen iſt durch den Schmerz, um an dieſem Orte erſcheinen zu können, die aber im Geiſte mit uns iſt: der Mutter, der unglücklichen, beklagenswerten Mutter des Toten laßt mich gedenken.

„Auch ſie, die ſeinem Herzen am nächſten geſtanden, ſeine Mutter, die ihn geboren, die ihn geliebt und erzogen, die ihn der Kirche zugeführt hat, dieſe echte Chriſtin, die wir kennen als eine treue Magd des Herrn und erprobte Anhängerin unſerer Lehre, auch dieſe Frau ſteht ratlos vor ſolchem Ereigniſſe. Ihr Sohn, ihr geliebter Sohn, die Stütze ihres Alters, ihr Liebling, ihr Stolz, ihr einziges Kind — ihr Moritz — das Ebenbild ihres frühverſtorbenen geliebten Gatten — er, der ihren Herzenswunſch, ihr erträumtes hohes Ideal erfüllen ſollte, ein Diener des Herrn und ſeiner Kirche zu werden — dieſer ihr Sohn liegt vor ihr, abtrünnig — gottlos dahingefahren — ſelbſtentleibt. — Sie kann es nicht faſſen; dieſer junge, vielverheißende Stamm, an den ſich ihr dem Grabe zureifendes Leben anlehnen wollte, dieſer Stamm iſt umgemäht — und noch ſchlimmer, ſie muß erkennen, daß der, den ſie für fromm und gut gehalten, daß der innerlich angefreſſen war von dem Wurme des Zweifels. — Ihr Sohn iſt gottlos geweſen, und jetzt wo die Hülle gefallen, gähnt ſie die entſetzliche Leere dieſer Seele an — ausgebrannt, verzehrt bis aufs innerſte Mark durch den Unglauben.

„Und so hat diese Mutter die inhaltschwere Frage an mich gerichtet: Wie ist es möglich! Wie hat er mir das anthun können? — Ich habe ihr keine Antwort darauf geben wollen, der unglücklichen, schwer geprüften Mutter. Sie bedarf der Schonung; für ihr Ohr ist nicht alles bestimmt, was wir, seine Amtsbrüder, seine Vorgesetzten, von ihm urteilen. Aber wir — unter uns — wollen uns die Wahrheit offen gestehen, wir wollen nicht beschönigen und nichts verschweigen, wir wollen dieser Sache, die mancherlei Rätselhaftes enthält, bis auf den tiefsten Grund gehen.

„Der Tote war mir anvertraut, er war einer meiner Diözesanen. Der Fall ist mir tief ans Herz gegangen, glaubt mir das, meine Brüder. Mir ist es gewesen wie einem Vater, dem der Blitz einen Sohn vor den Augen erschlägt, — wie der Henne, der ein heimtückischer Raubvogel eines ihrer Küchlein raubt. Ich darf es sagen: im Laufe eines Lebens, das ich im Dienste unserer geliebten Kirche zugebracht, in meiner gesamten, langjährigen und an Sorgen nicht armen Amtsthätigkeit ist das die schmerzlichste Heimsuchung, die der Herr über mich geschickt hat. Viel und angestrengt habe ich nachgedacht, in den letzten Tagen; habe es nicht an Fleiß und Bemühen fehlen lassen, habe mit heiligem Ernste nachgeforscht, habe die Gewohnheiten des Toten, seine Lebensweise, sein körperliches und geistiges Wesen erkundet, habe mich vor allem auch mit Leuten besprochen, die den Toten gekannt, um eine Erklärung seiner rätselhaften That zu finden — eine Entschuldigung, wenn ihr so wollt, seiner Sünde — eine Antwort vor allem auf die Frage, die uns alle beschäftigt, und die noch oft an uns gestellt werden wird: welcher Art war der

Seelenzuſtand, die geiſtige Verfaſſung eines Menſchen, der eine ſolche That zu begehen vermochte? —

„Nun — und da hat ſich mir denn unwillkürlich ein Gedanke aufgedrängt — ein Gedanke, zunächſt außergewöhnlich, vor dem wir zurückbeben — aber der doch mehr und mehr unſere Seele erobert, ja der uns ſchließlich beruhigt, weil er das Schrecklichſte doch mildert und erklärlicher macht. — Vielleicht iſt einem von euch, liebe Amtsbrüder, dieſer Gedanke auch ſchon gekommen — er liegt nahe — und je mehr ich ihm nachſinne, deſto mehr nimmt er mich ein.

„Ich meine, iſt es nicht möglich, ja, iſt es nicht wahrſcheinlich und geradezu notwendig, anzunehmen, daß der Verſtorbene in der letzten Zeit ſeines Lebens und vor allem, als er die ſchreckliche That vollführte, die ſeinem Daſein ein Ende bereitete, daß er da nicht im Vollbeſitze ſeiner geiſtigen Kräfte — ſeines Verſtandes war? — Spricht nicht ſein ſcheues, verſtecktes Weſen dafür? — das Mißtrauen, die Schroffheit ſeines Gebarens, die Art und Weiſe, wie er ſich zurückzog von allem Verkehr — ſeine abweiſende Stellung den Amtsbrüdern gegenüber? — Iſt das natürlich bei einem jungen Menſchen, frage ich — eine ſolche menſchenfeindliche Weltflucht? — Und dann die Art, wie er ſeine Studien betrieb — nicht theologiſche — was ja näher für ihn gelegen hätte — nein, Studien auf den abgelegenſten Gebieten. — Studien, die keinerlei abſehbaren Zweck für ihn hatten, die ihm von keinerlei Nutzen waren — nein, die nur dazu führen konnten, ſeinen Geiſt zu verwirren, ſein Gemüt zu beunruhigen, ſeine Seele abzulenken von dem Heilswege und ihn ſelbſt untauglich zu

machen, für seinen heiligen Beruf. Ist das natürlich? — frage ich.

„Meine Lieben, dürfen wir angesichts solcher Thatsachen nicht mit Recht die Vermutung aussprechen: dieser unglückselige Mensch war, als er sich selbst entleibte, nicht bei klaren Sinnen — er hat nicht mit vollem Bewußtsein dessen, was er that, gehandelt.

„Und ist es so nicht auch viel besser — hat diese Annahme nicht viel Beruhigendes — entlastet sie nicht ihn, und wendet sie nicht das Odium von uns ab, als seien wir Mitschuldige an seinem Tode? — Dieser Vorwurf ist verkehrt und falsch, und doch wird er uns entgegengeschleudert werden — ich weiß es!

„Schon haben sich vermessene Stimmen erhoben, die behaupten, unsere Kirche und ihre Verfassung sei schuld an diesem Tode. Die Unfreiheit, der Glaubenszwang, der bei uns herrsche, sagen die einen, habe dieses Menschenleben auf dem Gewissen. Denen sei erwidert: unsere Kirche ist frei — wir zwingen, wir vergewaltigen niemanden — wer seine Ansichten mit den unseren nicht glaubt vereinigen zu können, der trete aus, wir halten keinen wider seinen Willen. —

„Aber da höre ich andere Stimmen, aus einem anderen Lager, die uns zurufen: die übergroße Freiheit, die bei euch herrscht, der Mangel an Disziplin in eurer Kirche, die Lehr- und Denkfreiheit in Glaubenssachen — die verhängnisvolle Nachwirkung der Reformation — das ist der Geist, aus dem heraus solche Thaten geschehen, das ist der Boden, auf dem der Unglaube gedeiht.

„Denen antworte ich: Es ist wahr, daß unsere evan-

geliſche Kirche nach Wahrheit und Erkenntnis forſcht, aber ſie lockert nicht die Bande göttlicher Lehre und Ordnung, ſondern ſie feſtigt und ſtärkt ſie in den Herzen ihrer Anhänger durch Verſtändnis und Liebe. Nicht aber kann unſere Kirche verantwortlich gemacht werden für die That eines unglückſeligen, beklagenswerten Menſchen, deſſen Geiſt umnachtet war.

„Meine Lieben, ich will euer Urteil nicht beeinfluſſen — für mich jedoch iſt es klar, und ſteht als unumſtößliche Thatſache feſt: der Verſtand des Beklagenswerten war verwirrt, er mußte verwirrt ſein. — Der Unglückliche wußte nicht, was er that, als er ſeinem Leben mit eigner Hand ein Ende bereitete. In Wahnſinn iſt er dahingefahren. —

„Stehen wir hier nicht vor einer erſchütternden Tragödie, liebe Amtsbrüder? — So endet der, welcher abfällt vom Glauben. ‚Die Thoren ſprechen, es iſt kein Gott‘ — aber Gott läßt ſich nicht ſpotten. ‚Der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr ſpottet ihrer.‘ Iſt das nicht ein Mene-Tekel in unſerer übermütigen, hoffärtigen Zeit die da meint, Gott ſei bereits abgeſetzt? — Der alte Gott lebt noch! Hier ſehen wir ſeinen Finger!

„Und eine Warnung für uns iſt es, liebe Amtsbrüder! Dahin gelangen wir, wenn wir die Überlieferung verachten, wenn wir der Autorität ſpottend, unſere eignen ſelbſterwählten Wege gehen. Mit kleinem fängt es an, mit kleinen Zweifeln; da wird dieſes oder jenes in Frage geſtellt, in dieſem oder jenem einer freieren Anſicht gehuldigt — bis eine Schranke nach der andern fällt, bis ſchließlich der Glauben verſcherzt iſt — bis man im Geſtrüpp der Irr-

lehre und des Zweifels nicht mehr weiß, wo aus wo ein — den Weg zum wahren Heil nicht wiederfindet. — Immer unlöslicher verwickelt ſich der Unglückliche in die Schlingen des Unglaubens — der Fuß ſtrauchelt — das Licht des Himmels verdüſtert ſich, und umgarnt, verſtrickt, hoffnungslos verirrt, verzagt er — ſinkt die Nacht der Verzweiflung über ihn — und ſein Ende iſt Selbſtmord.

„Und was bleibt uns nun zum Schluſſe übrig? — Worauf weiſt uns dieſes traurigſte aller Erlebniſſe? — Auf die Allmacht und Allweisheit unſeres Gottes weiſt es uns hin. Wer hier Gottes Walten nicht erkennen will, wahrlich, der muß mit Blindheit geſchlagen ſein! — Sehet hier den Prieſter — den abgefallenen, durch die Mächte moderner Irrlehre an ſeinem Gotte irre gewordenen Prieſter — in Verzweiflung, in dunkler Nacht des Unglaubens, in Wahnſinn hat er geendet.

„Tief erſchüttert ſtehen wir an dieſem Sarge. Wehe iſt uns um den Toten, wehe auch um ſeine Mutter, die mit dieſem Sohne alles verliert — alles, außer ihrer Gottesfurcht, und die wird ihr ein Troſt ſein und ein Stab in ihrem ſchweren Leid.

„Auf Gott blicken auch wir, Geliebte. Laßt uns beten!

„Allmächtiger, barmherziger Gott, deine Wege ſind eitel Weisheit und Güte und was du thueſt, iſt wohlgethan. Deiner Gnade und allgütigem Erbarmen empfehlen wir unſere Toten, — auch dieſen Toten. Wir wiſſen, daß deine Gerichte recht ſind, doch deine Gnade, o Vater, müſſe unſer Troſt ſein. Daß aber etliche nicht glauben, was liegt daran! Sollte ihr Unglaube deinen Glauben aufheben? Lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen, auf daß wir klug

werden. Ewiger, ſtarker Gott, du wolleſt uns im Glauben ſtärken, damit wir in deinem Gehorſam wandeln und dir zum Ruhme leben und dereinſt, wenn unſer Stündlein kommt, ſelig ſterben. Amen!“

Eine Bewegung ging durch die Reihen, als der Superintendent geendet. Es gab Augen, in denen Thränen blinkten; einzelne aus der Verſammlung näherten ſich dem Ephorus und ſchüttelten ihm die Hand. Pfarrer Roßbach äußerte wiederholt und ſo laut, daß es ſein Oberer wohl hören konnte: „Eine herrliche Anſprache, große — herrliche Worte!“ —

In der Thür erſchienen bereits die Träger. Ein Zug ſollte nicht ſtattfinden.

Während die Träger den Sarg nach dem Grabe ſchafften, ſtand man in Gruppen zu zweien und dreien umher, in Unterhaltung. Die Rede des Superintendenten war das Thema, welches alle beſchäftigte. Das allgemeine Urteil ſchien dahin zu gehen, daß er ſich ſeiner ſchwierigen Aufgabe in bewunderungswerter Weiſe entledigt habe.

Gerland war es während der Rede zu Mute geweſen, als müſſe er auftreten und ſeinem Oberen ins Wort fallen. Gab es denn noch Wahrheit und Gerechtigkeit im geiſtlichen Stande, wenn ſolche Worte geduldet wurden?! — Und niemand ſchien ſeine Empörung zu teilen. Im Gegenteil, man gab dem alten Manne recht; ſeine Worte ſchienen zu befriedigen, zu beruhigen. War das böſer Wille, bewußte Heuchelei, oder war es nur Gedankenloſigkeit, die ſich mit jeder Auslegung, auch der abſurdeſten, zufrieden giebt, wenn ſie nur bequem iſt — mundgerecht gemacht wird — und unangenehme Thatſachen verhüllt? —

Fröſchel in Wahnſinn geſtorben! Eine größere, plumpere Lüge war nie verbreitet worden. Gerland hatte der Atem geſtockt, als er merkte, worauf der Superintendent mit all den phraſenreichen Vorbereitungen hinaus wollte. — Fröſchel unzurechnungsfähig, in geiſtiger Umnachtung geendet! — Gerland hatte ſich umgeſehen; würde denn niemand dazwiſchen ſpringen! — Aller Mienen blieben ruhig, alle hingen ſie andächtig an den Lippen dieſes Alten, der es verſtand, in ſeinem ſalbungsvollen Redefluſſe Logik, Wahrheit, Thatſächlichkeit zu erſäufen und in einer trüben Flut davonzuſchwemmen.

Auf viele hatte er gewirkt. Waren denn dieſe Leute wirklich alleſamt Heuchler; oder gehörten ſie zu denen, die alles, was ſie gern hören, imſtande ſind, in voller Aufrichtigkeit zu glauben, wenn es nur ihrer Sache, ihrer Anſchauung, ihrem Vorteile angepaßt und förderlich iſt? —

Die Träger ſchienen inzwiſchen mit ihrem Geſchäfte fertig geworden zu ſein. Unter den umherſtehenden Amtsbrüdern gab's eine allgemeine Bewegung; nach einer entfernten Ecke des Friedhofes ging es — dort war das Grab ausgeworfen.

Ein ſanfter Frühjahrsregen ging nieder, die Männer knöpften ihre Überzieher feſter und wer einen Regenſchirm mit ſich führte, ſpannte ihn auf.

Am Grabe übernahm Polani, als Ortsgeiſtlicher, die Amtierung. Er ſprach einen kurzen Segen und das Vaterunſer. Weder Glockenläuten noch Geſang ertönten, während der Sarg hinabgelaſſen wurde. Auf das „Erde zu Erde, Aſche zu Aſche, Staub zu Staube", wurde die übliche Hand voll Erde nachgeworfen.

Damit war die kurze Feier beendet. Die Trauergesellschaft lief schnell auseinander, denn jetzt fing der Regen an stärker niederzugehen.

Gerland hatte sich mit dem alten Pastor Valentin zusammengefunden, sie wollten den Regen abwarten und dann den Heimmarsch antreten — ein gutes Stück des Weges hatten sie ja gemeinsam.

Während sie den langen, cypressenbepflanzten Hauptweg des Kirchhofes hinabschritten, hörte Gerland seinen Namen hinter sich rufen. Sich umwendend, erkannte er Polani, der ihm nachgekommen war. „Auf ein paar Worte, lieber Gerland."

Gerland erklärte dem alten Valentin, wo sie sich treffen wollten, ehe er sich Polani zur Verfügung stellte. Des starken Regens wegen traten sie unter ein Vordach, das den Eingang der Kirche schützte.

„Wollen Sie nicht zu uns ins Pfarrhaus kommen, lieber Gerland? — Meine Frau würde sich sehr freuen; Sie sind ein seltner Gast geworden bei uns!"

Gerland lehnte die Einladung mit deutlicher Kühle ab. Er war nicht gewillt, die Entfremdung, welche nach den letzten Vorgängen zwischen ihm und Polani Platz gegriffen hatte, irgendwie abzuschwächen.

„Schade!" meinte Polani. „Sie würden den Superintendenten bei uns getroffen haben." —

Gerland zuckte die Achseln. Er habe genug von dem Superintendenten gesehen in der letzten Zeit und vor allem gehört, erklärte er bitter.

„Sie fürchten vielleicht, Gerland, der Superintendent könnte nochmals das Ansinnen an Sie stellen, die bewußten

Manuſkripte herauszugeben. Seien Sie ohne Beſorgnis, das hat er ſich aus dem Kopfe geſchlagen — die Schriften des armen Fröſchel ſind ja ſchließlich auch belanglos."

„Jawohl! Ihr habt es ja fertig gebracht, ihn auch ohne Einblick in ſeine Schriften für verrückt zu erklären!" rief Gerland, der die angeſtaute Entrüſtung nicht länger zurückzuhalten vermochte.

Polani lächelte. „Lieber Gerland, an dieſer Auffaſſung des Superintendenten ſind Sie ſelbſt zum guten Teil ſchuld."

„Wieſo — ich?"

„Wenn Sie ihm, wie er es wünſchte, Einblick gewährt hätten in Fröſchels ſchriftlichen Nachlaß, ſo möchte er ſich vielleicht eine andere Anſicht über die geiſtige Verfaſſung des Toten gebildet haben."

„Das iſt wirklich ein ſtarkes Stück!" rief Gerland außer ſich. Die Erregung ſtieg ihm zu Halſe. „Einfach Verdrehung aller Thatſachen! Die Manuſkripte durfte ich nicht ausliefern, das wiſſen Sie ſehr gut, Polani, der Sie Fröſchels letzte Worte an mich geleſen haben. Ich lege Proteſt ein dagegen — hören Sie, Polani — ausdrücklichen Proteſt! Die Leichenrede war eine Schamloſigkeit — ein Theatercoup! Und ich will Ihnen ganz offen meine Anſicht ſagen, Polani, was hinter dieſem Theatercoup ſteckt: Angſt! Lächerliche, feige Angſt — weiter nichts! Angſt vor der vorgeſetzten Behörde, Angſt vor der öffentlichen Meinung. Die nackte Thatſache, daß ein Geiſtlicher der evangeliſchen Kirche am Glauben irre geworden und in Verzweiflung ſeinem Leben ein Ende gemacht hat, ſoll vertuſcht werden. Und da iſt man auf den wundervollen Aus-

weg verfallen, auszuſprengen: er ſei nicht zurechnungsfähig — er ſei nicht bei klarem Verſtande geweſen, als er die That vollführte. — Gut, ſehr gut! Aber ich kann dieſe Behauptung widerlegen — ich kann beweiſen, daß alles, was der Superintendent vorgebracht hat, leere Erfindung iſt. Ein Menſch, der wenige Stunden vor ſeinem Tode einen ſolchen Brief zu ſchreiben vermochte, wie ich ihn von Fröſchel in Händen halte, gegen deſſen Geiſtesklarheit kann nur böſer Wille, oder bewußte Heuchelei, Zweifel erheben. — Und Fröſchels nachgelaſſene Schriften! — Kirchenfreundlich ſind ſie allerdings nicht — das iſt richtig! — aber ich wünſchte manchem von uns die Logik und die Konſequenz des Denkens, die dort aus jeder Zeile ſpricht. — Ich brauchte dieſe Manuſkripte nur zu veröffentlichen, ich brauchte nur eins von ihnen drucken zu laſſen, und der Superintendent ſteht da gebrandmarkt als lächerlicher Lügner." —

Polani hatte ein eigenartiges, überlegenes Lächeln. „Das können Sie ja nicht, lieber Gerland."

„Warum nicht! Wenn es gilt, Fröſchels Andenken gegen Infamie zu ſchützen! Dafür würde ich ſchließlich auch riskieren, den Zorn des geſamten Kirchenregiments auf mich zu laden!"

„Und Sie können es doch nicht!" meinte Polani mild-ſpöttiſch. „Sie vergeſſen in Ihrem Eifer, aus welchem Grunde Sie ſelbſt dem Superintendenten Einblick in Fröſchels Nachlaß verweigert haben. Sie erklärten ſich für gebunden durch den Wunſch des Toten. Ich meine, das Hindernis, welches Sie Ihrem Oberen gegenüber geltend machten, muß doch wohl auch dem Publikum gegenüber Geltung haben." —

Das Argument war unwiderleglich; Gerland ſah das ſofort ein. Er hatte ſich verraunt in und in argen Widerſpruch gebracht. Es war noch ſehr gnädig von Polani, daß er ihn in äußerlich ſchonender Weiſe auf den Fehler aufmerkſam machte.

Die Überlegenheit dieſes aalglatten Gegners hätte einen zur Verzweiflung bringen mögen! Dieſe kühle, zielbewußte, temperamentloſe Ruhe war empörender noch als der geſchwätzige Eifer des ſenilen Superintendenten.

„Ich habe den jungen Menſchen mit tiefem Intereſſe beobachtet vom erſten Tage an, wo er hierher kam," ſagte jetzt Polani. „Er war mir — ich ſage es offen heraus — ein Problem. Ich habe meine Augen nicht von ihm gelaſſen. Und ſehr bald hat ſich mir die Überzeugung aufgedrängt, daß dieſes Gehirn anders organiſiert ſein müſſe, als das anderer Menſchen."

„Darüber haben Sie mir gegenüber nie ein Wort fallen laſſen? Ich entſinne mich noch ſehr genau der Worte, die Sie gebrauchten, als Sie mir zum erſten Male von Ihrem Diakonus ſprachen." —

„Ich auch, Gerland! — Ich entſinne mich gerade dieſer Worte ſehr gut. Ein außergewöhnlicher, hochbegabter junger Menſch — ſo ähnlich beſchrieb ich ihn wohl; dasſelbe ſage ich noch jetzt. Er war ein außergewöhnlich von Gott mit Gaben ausgeſtatteter Menſch — um ſo größer der Jammer um ſo viel vergeudete edle Kräfte. Aber ſehen Sie, Gerland, das war es ja gerade — wie ſoll ich es ausdrücken — überbildet, überreizt — überſpannt war dieſer Geiſt. Es war eine Art Höhenwahn, der ihn beſeelte. Das Einfache, das Rationelle, womit andere

Menſchen auskommen, genügte ihm nicht — er war ein geiſtiger Nimmerſatt — unzufrieden, ſkeptiſch — ein unruhiger Kopf; — über die Linie, wo dem geſunden Denken Schranken geſetzt ſind, wollte er hinaus — und ſo verflog er ſich ins Leere, wo die Luft zu dünn wird für menſchliche Lungen. Ich habe dem Vorgange mit geheimer Sorge zugeſehen." —

„Und warum, wenn Sie darüber wirklich ſo klar ſahen, ſind Sie denn nicht eingeſprungen — beizeiten?"

„Die Frage iſt durchaus berechtigt, Gerland. Als erſtem Geiſtlichen lag mir die Pflicht ob, den jungen Menſchen zu überwachen und ihm mit brüderlicher Liebe bei Seite zu ſtehen. Ich war mir dieſer Pflicht bewußt, und ich habe es auch verſucht, ihr nachzukommen. Freilich, wenn man eine Hand anbietet, ſo gehört eben dazu, daß der andere einſchlägt. — Fröſchel war mißtrauiſch von Natur; er hegte, ich weiß nicht welchen Argwohn gegen mich — den Verdacht wohl, ich könnte ihn geiſtig bevormunden und überwachen. Es war eine krankhafte Furcht vor Beeinfluſſung, eine Art Verfolgungswahn, wenn man will. Glauben Sie mir, Gerland, alle Funktionen ſeines Geiſtes waren übertrieben, überreizt. — Unnatürlich war auch ſein Verhältnis zur Mutter. Er liebte ſie — gewiß — aber ſelbſt die Liebe zur Mutter wurde vergiftet durch die argwöhniſche Furcht vor Beeinfluſſung. — Die Frau ſteht mir ſehr nahe. — Ich habe oft und ernſt mit ihr über den Sohn geſprochen, ſeine religiöſen Zweifel waren ihr ja kein Geheimnis. Sie hoffte auf den Einfluß der Zeit. — Ich ließ ſie bei ihrem Hoffen, aber teilen konnte ich es nicht. Mir ahnte Schlimmes für

dieſen Geiſt. Und meine Befürchtungen haben ſich ja bestätigt.“

„Und teilt denn die Mutter Ihre Anſichten — zweifelt ſie etwa auch an dem Verſtande des Sohnes?“

„Das iſt eine Frage, Gerland, auf die ich Ihnen die Antwort ſchuldig bleiben muß. — Die Frau kannte ihren Sohn beſſer, als irgend jemand. Und ich weiß, daß ihr heißeſtes Gebet geweſen iſt, der Herr möge den im Dunklen Irrenden zurückführen zum Lichte.“ —

Gerland war ſtill geworden; des anderen Worte gaben ihm zu denken.

Polani entging es nicht, daß er Eindruck gemacht hatte. „Wir ſprechen darüber noch ein andermal ausführlicher, lieber Gerland,“ ſagte er. „Ich habe es wohl gemerkt, daß Sie Vorwürfe gegen mich auf dem Herzen hatten, in den letzten Tagen — und das ſchmerzte mich aufrichtig. — Wie geſagt, wir ſprechen noch hierüber; vielleicht wird das ein Anlaß für Sie, mich aufzuſuchen. Das ſollte mich von Herzen freuen. — Ich muß jetzt heim. Auf Wiederſehen!“ —

VII.

Das erſte, was Gerland that, als er am Abende dieſes Tages vor ſeinem Schreibtiſche ſtand, war, die hinterlaſſenen Schriften ſeines toten Freundes hervorzuholen. Er wollte doch ſehen, wer recht habe: die Behauptungen derer, die Fröſchel zum Irren ſtempeln wollten, oder ſeine eigne innerſte Überzeugung, wonach dieſer Geiſt klar und geſund geweſen war und ſein Denken folgerichtig bis zum letzten Augenblicke. —

Und ſo blätterte er denn in den Manuſkripten. Als ihm dieſe kleine, ſteile, eigenſinnige Handſchrift vor die Augen kam, wurde ihm die ganze Eigenart des Toten wie mit einem Schlage lebendig. Er ſah das runde, blaſſe Knabengeſicht mit den matten, hinter den Brillengläſern verſunkenen Augen — ſah das ſpöttiſch-melancholiſche Lächeln um die ſchmalen Lippen zucken — ſah ihn die Fingerſpitzen in nervöſer Haſt gegeneinander reiben.

„Krankhaft, anormal, überreizt, überſpannt“ — all die Worte, die der beredte Polani auf den Toten ange-

wandt hatte, ſchwirrten Gerland im Kopfe. Dazwiſchen ertönte das ölige Organ des Superintendenten: „Der Verſtand des Beklagenswerten war verwirrt; er mußte verwirrt ſein!“ —

Und das Geſicht des Toten lächelte dazu, bitter ironiſch, als wolle er ſagen: Hatte ich ſie nicht erkannt, die Welt, aus der ich ging? —

Gerland las noch einmal die Titel der einzelnen Aufſätze, ſich ihren Inhalt vergegenwärtigend: „Göttliche Vorſehung und menſchliche Freiheit.“ — „Der Menſch ein Geſchöpf oder ein Schöpfer Gottes?“ — „Über den jüdiſchen Kern der chriſtlichen Ethik.“ — „Warum wir einen ſogenannten chriſtlichen Staat haben.“ — „Vom Lachen der Auguren.“ —

Ein kleines Heftchen, nur wenige Seiten ſtark, fiel ihm in die Hand, das er bisher überſehen hatte; jede Überſchrift fehlte.

Er las da folgendes:

„Neulich kam mir ein intereſſantes Dokument zur Hand: meine erſte Predigt. — Ich hatte ſie fein ſäuberlich ausgeſchrieben; denn ich wollte ſie bei mir tragen, im Falle ich ſtecken bleiben ſollte. Ich nehme die Blätter vor und leſe da unter anderem:

‚Denn daß man weiß, daß Gott ſei, iſt ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen geoffenbaret, damit daß Gottes unſichtbares Weſen, das iſt, ſeine ewige Kraft und Gottheit, wird erſehen, ſo man das wahrnimmt, an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt; alſo, daß ſie keine Entſchuldigung haben.‘ —

„Wir nehmen Gottes Geiſt wahr an ſeinen Werken,

und dieſe Werke ſind die Welt und die Menſchheit. Damit iſt nicht nur gemeint die äußere Erſcheinung dieſer Welt, ſondern der Geiſt, der in ihr lebt und webt, die ewigen Geſetze, die ſich uns in der Natur offenbaren — vor allem aber auch das ewige Geſetz, das wir in uns ſelbſt tragen. Gott wird uns offenbar nicht nur im Urſprung der Welt, in ihrer Erhaltung und weiſen Regierung, ſondern auch in uns ſelbſt, in unſerer Vernunft, die nach einem ewigen Grunde alles Seins verlangt, in unſerem Gewiſſen, deſſen Mahnung auf ein überirdiſches, dieſe Welt regierendes Geſetz hinweiſt, in unſerem Heilsbedürfnis, das nach einer Erlöſung verlangt, in unſerem geſamten Geiſtes- und Seelenleben, das die Unſterblichkeit zur Bedingung hat." u. ſ. w. — Glaube ich das? — Nein! — Habe ich das damals geglaubt, als ich es niederſchrieb, um es ein paar Tage darauf der Gemeinde zum beſten zu geben? — Nein! Habe ich irgend einen dieſer leichtfertig hingeworfenen Sätze bewieſen? — Nein! — Konnte ich ſie überhaupt beweiſen? Dreimal nein!

„Das führt mich mit einem Schritte auf den Grundirrtum, den wir alle begehen, Freunde wie Feinde des Chriſtentums, daß wir die Berechtigung, oder Nichtberechtigung der Religion beweiſen wollen. Als ob hier etwas zu beweiſen möglich, oder auch nur notwendig wäre. Jeder Verſuch einer Glaubensrettung oder einer Glaubensverneinung ſcheint mir ein Schlag in die Luft. Religion iſt eine innere Thatſache des menſchlichen Geiſtes, ſie iſt eine Eigenſchaft, eine Fähigkeit; dadurch, daß ſie in Wirkſamkeit tritt, beweiſt ſie ſich ſelbſt.

„Der Glaube iſt etwas eminent Praktiſches. Er iſt

eine Thätigkeit und hat wie jede menſchliche Thätigkeit, ihren Zweck.

„Die Entwickelung des Religionsbedürfniſſes liegt in der prähiſtoriſchen Zeit. Wir ſehen die Menſchheit als eine religiös begabte Gruppe in die Geſchichte eintreten. Der Fromme wird ſich über das Woher des Religionsbedürfniſſes nicht den Kopf zerbrechen; für ihn iſt der Menſch nach Gottes Ebenbild geſchaffen und darum von Natur religiös. Der, welcher nicht an Wunder glaubt, muß hier ſeine Zuflucht zur Hypotheſe nehmen. Durch Analogie wird er darauf geführt, daß die Mutter der Religion die Not iſt. Wann fühlen wir am ſtärkſten das Bedürfnis, in die Spuren unſerer Ahnen zurückzufallen — religiös zu werden? — In Zeiten der Not; und das trifft für den Einzelnen, wie für ganze Völker. Religion iſt der Balken, nach dem der Arm ſich ſuchend ſtreckt, wenn die Wogen hochgehen. Oder anders ausgedrückt: der Glaube fängt da an, wo die Macht des Menſchen aufhört. Glaube iſt alſo ein Produkt menſchlicher Schwäche.

„Vor allem will der Menſch Hilfe gegen das Leben ſelbſt. Von dem Augenblicke an, wo er über ſich und die Welt nachzudenken begann, ſcheint er das Leben als eine Bürde empfunden zu haben. Da nun aber neben dieſem Lebensekel eine merkwürdige Lebensluſt und ein eingefleiſchtes Glücksbedürfnis in der menſchlichen Bruſt wohnen, ſo hat der anſchlägige Kopf des Menſchen mancherlei erfunden, um ſich über die Lebensqual hinweg zu helfen. Die beliebteſte Medizin aber bleibt immer die Betäubung durch Illuſion.

„Das menſchliche Hirn iſt ungemein erfindungs- und

phantaſiereich, beſonders wo es gilt, ſich ſelbſt zu täuſchen. Nirgends hat es ſich anſchlägiger erwieſen, als im Aufſtellen religiöſer Syſteme.

Alle entſpringen ſie der einen Wurzel: Glücksbedürfnis des Menſchen.

Neu, genial und epochemachend war die Art und Weiſe, wie der Nazarener das Erlöſungsbedürfnis der Menſchen befriedigen wollte. Gott, ein liebender Vater; die Menſchen ſeine Kinder und unter ſich Brüder. Dieſes Leben unwert und nur eine Prüfung für ein beſſeres Jenſeits. Das Reich Gottes ſchon auf dieſer Welt: in der Gotteskindſchaft, der Bruderliebe, in Herzensreinheit, Verachtung der Welt und ihrer Güter und im Streben nach Gottannäherung.

Dieſe Lehre übertraf alles bisher an religiöſen Erfindungen Dageweſene in zwei Punkten, durch offenes Eingeſtehen ihres wahren Grundes: Lebensnot, Gefühl der Endlichkeit, Unzuläſſigkeit aller anderen Hilfsmittel, Furcht vor dem Nichtſein; zweitens durch Veredelung, Verfeinerung der in dieſer Not angebotenen Hilfe. Die Hilfe war nicht mehr eine materielle, ſondern eine geiſtige. Sie ſollte nicht mehr in einem ſinnenfälligen Eingreifen der Gottheit in das Einzelleben beſtehen, ſondern in gegenſeitiger Liebe. — Hingabe von ſeiten des Menſchen, Hinneigung von ſeiten Gottes. Der himmliſche Vater bot ſeine Gnade an. Und nun kam der feinſte Zug des Syſtems: dem Menſchen war es überlaſſen, ob er die dargebotene Hand annehmen oder ausſchlagen wolle. Die Freiheit des Individuums wurde gewahrt, freilich nicht ohne daß die Lehre ſich dadurch in Widerſprüche verwickelt hätte; die göttliche Vor-

ſehung und Vorausbeſtimmung widerſpricht der menſchlichen Freiheit.

Die ideale Lehre Chriſti von der Gotteskindſchaft aller Menſchen wurde aber ſehr bald vergröbert, verfinſtert und verfälſcht. Schon ſeine Jünger und ſeine Biographen begannen damit. Aus dem Menſchenſohne, dem Knechte Gottes, wurde eine Gottheit gemacht. Sein Reich der Brüderlichkeit ward eng eingegrenzt, und nur die, welche an Jehovah, den Vater, und ihn, den Sohn, glaubten, ſollten darin Platz haben. Paulus trat auf mit ſeiner Theorie von der Sündhaftigkeit und der Sühne. Den Wundergarten Chriſti verwandelte der praktiſche, in jüdiſcher Geſetzesherrlichkeit aufgewachſene Römer in nützliches Ackerland. Und Johannes giebt dem ganzen, damals ſchon in ſeinen größten und freieſten Gedanken vergröberten Syſteme einen beſonderen, überſinnlich metaphyſiſchen Anſtrich durch die Idee vom fleiſchgewordenen Logos.

Taufe, Abendmahl und andere Symbole werden feſtgelegt; zu Gott dem Vater und Gott dem Sohne noch eine dritte göttliche Perſon hinzugedichtet — und die chriſtliche Mythologie iſt fertig. Der Gott, von dem Chriſtus ſelbſt geſagt: ‚Gott iſt ein Geiſt; die ihn anbeten, die müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten‘, war unter ihren groben Händen zu einer anthropomorphen Figur geworden mit einem Metathronos, dem Sohne, und einem Diener, dem heiligen Geiſte.

Und an dieſer Trinitätslehre ſetzen jene widerlichſten, geiſtloſeſten aller Religionsſtreitigkeiten ein, welche die an Aberwitz ſo reiche Geſchichte der Theologie aufzuweiſen hat. Ob Apologeten, ob Monarchianer — ob ebjonitiſch,

ob patripassianisch, ob modalistisch — ob Arianer, ob Athanasianer — den so einfachen Sinn der Gottessohnschaft Christi wollte und konnte keiner dieser eifernden Silbenstecher verstehen. Nur eins ist an der ödesten aller religiösen Zänkereien interessant: wie weltliche Macht, verquickt mit kirchlicher Hierarchie, auf Konzilen und Synoden die Frage, wieviel Götter, wie geartet und in welcher Rangordnung künftig existieren sollten, durch Mehrheitsbeschlüsse und Machtsprüche entschieden und damit die Grundlage des offiziellen Christenglaubens festgelegt hat.

Und der Rest ist nur noch Ausbauen, Verbauen, Abbrechen, Stützen, Wiederaufrichten, neues Einreißen und Restaurieren.

Das Christentum war unter theologischer Führung glücklich am entgegengesetzten Ende der Lehre seines Begründers angelangt: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt.‘ —

Gewiß muß die Auflehnung der Reformatoren gegen diese Veräußerlichung und Geistesknechtung eine Läuterung genannt werden; aber der Protestantismus war eine halbe Reform, er that das Reinigungswerk nicht gründlich. Nicht den einigen, von Christus gepredigten Gott stellte er her, vor der Trinitätslehre machte er schonend Halt; die Wunder, die Inspiration, die Symbole und andere Mythen, nahm er mit hinüber aus dem Pseudochristentum des Mittelalters. So blieb auch diese religiöse Revolution in den Kinderschuhen stecken, sie versandete und verflachte, und der Grundsatz: Rechtfertigung allein durch den Glauben, verknöcherte, da eben dieser Glaube von neuem an den Buchstaben gebunden wurde. Und nicht einmal das gelang den Reformatoren, die Religion auf eigne Füße zu stellen,

sie aus der verderblichen Verquickung mit anderen Mächten zu befreien. Sie bedurften des weltlichen Armes zum Schutze der Religion, und so verrieten sie unbewußt den Reformationsgedanken. In der widernatürlichen Umarmung von Kirche und Staat mußte der Geist erdrückt werden. Der Staat thut nichts umsonst; für den Schutz, den er gewährt, verlangt er eine Gegenleistung, und diese heißt: Stützen seiner Autorität. Und so entstand das widersinnige Gebilde der Landeskirche; die Religion erniedrigt zur Magd der Politik — benutzt als Damm gegen allerhand gesellschaftsfeindliche, staatsgefährliche Regungen — recht eigentlich eine Ausgeburt der Angst.

Nach wie vor wird eine rein geistige, innere, private Angelegenheit des Menschen, sein Glaube, zu einer offiziellen, der Einmischung weltlicher Mächte preisgegebenen Frage gemacht. Aller Kirchlichkeit, ob katholisch, ob lutherisch, ob reformiert, ist eines gemein: Bindung des Geistes an die Lehrautorität.

Wieder der große Grundirrtum: als ob sich der Glaube binden ließe — als ob man ihn einbläuen oder künstlich erzeugen könnte. Allerdings das Lippenbekenntnis — das Namenchristentum, die lassen sich wecken und durch künstliche Mittel am Leben erhalten.

Auf diesem faulen, lügnerischen Grunde ruht unsere jetzige Kirche. Darum glaube ich nicht an ihren Bestand. An dem Widerspruche gegen ihr eigenstes Wesen, an der Veräußerlichung und Verweltlichung, an der Lüge wird sie zu Grunde gehen. Die Füße derer, die sie begraben werden, sind vor der Thür." —

VIII.

Am nächsten Morgen erschien ein Mann im Pfarrhause, dessen Physiognomie Gerland nicht unbekannt war, doch wußte er nicht sofort, mit welchem seiner Parochianen er diese ausgemergelte Gestalt, das hohlwangige, bartlose Webergesicht identifizieren sollte. Der Mann mußte ihm erst seinen Namen nennen: Karl Heinze aus Eiba. — Richtig! der Sohn der alten Märzliebs-Hanne.

„Nun was bringen Sie mir, Heinze? — Vor allem, wie geht es Ihrer Mutter?"

„Ich wollt ack, Herr Paster — und de Mutter is och gastern gesturba." —

Die Nachricht kam niederschmetternd und, obgleich die Alte in der letzten Zeit sichtbar dem Ende entgegengegangen war, überraschend für Gerland.

„Warum haben Sie mich denn nicht rufen lassen?"

„Mer wullten — und mer hoan och nach Se geschickt, Herr Paster. De Mutter that gor su sihre batteln — nee, wenn 'ch ack und 'ch kinnt an Pfarrn nuch a engstes Mal

ſahn, bevur 's alle werd. — Gih ak und ruf den Herrn Paſter, ſagte de Frue über mich. Und ich bin och und ha och. — Aber mir ſagt's dar Küſter ſchun uf'n halben Wage, Se wiern ne derhema, Se wiern ſalber uf ne Leicha — ſagte der Küſter. Nu do bin 'ch umgekahrt, uf heme zu." —

„Wann war denn das, Heinze?"

„Gaſtern ei dar Fruh, und uf'n Mittch is ſe geſturba." —

Gerland war es leid um die alte Frau; die Ereigniſſe der letzten Tage hatten es ihm unmöglich gemacht, ſie aufzuſuchen. Und nun war ſie geſtorben, ohne ſeinen Zuſpruch, ohne daß er ihr die letzte ſchwere Stunde hätte erleichtern können. Nun war ſie tot, ſeine alte Freundin, an deren Frömmigkeit und naiver Gottesfurcht er ſich ſo oft erfreut und erbaut hatte. —

Er fragte den Sohn nach den näheren Umſtänden ihres Todes, aber aus dem ſchwachköpfigen Menſchen war nicht viel herauszubekommen; er mochte auf dem Wege zum Pfarrhauſe bereits eingekehrt ſein, wenigſtens ſprach verdächtiger Branntweingeruch, den er verbreitete, dafür. Es fiel dem Geiſtlichen ſchwer, mit ihm das zum Begräbnis Nötige zu verabreden. —

Gerland eilte ſchnurſtracks nach Eiba hinauf.

Der äußeren Erſcheinung des Hauſes merkte man nicht an, daß hier das älteſte und würdigſte Familienmitglied am Tage zuvor verſchieden war und noch unbeerdigt liege; alles ging ſeinen gewohnten Gang. Das älteſte Mädchen hockte barfuß und in Hemdsärmeln hinter dem Webſtuhle, wie gewöhnlich, wenn der Geiſtliche kam, ſich mit halb ver-

legenem, halb dreiſtem Lächeln hinter der Lade verkriechend. Eines ihrer Kinder ſaß am Spulrad und ſpulte. Die Hausfrau bereitete das Eſſen zu. An ſie wandte ſich Gerland mit ſeinen Fragen.

Aus dem ungeſchminkten Berichte dieſer derben Frau erfuhr er ungefähr folgendes: Die Kranke war während der letzten Tage nicht mehr imſtande geweſen, die dargereichte Nahrung bei ſich zu behalten. Immer ſchwächer war ſie infolgedeſſen geworden und hatte oft ſtundenlang bewußtlos gelegen. Einige Male ſchon hätten ſie geglaubt, die Mutter ſei tot, aber ſie habe ſich doch wieder „gerappelt". Die Tonchen ſei dageweſen und habe ihr einen Thee gekocht, und als ſie den auch nicht bei ſich behalten, habe die Kräuterfrau erklärt, das ſei ein ſicheres Zeichen, daß es alle mit ihr werde. In der Nacht hätte die Mutter viel „Traume geſahn vun lieben Gutt und vun Herrn Chriſtus, und dan Engeln" — auch mit der verſtorbenen Enkelin ſchien ſie wieder Verkehr gehabt zu haben — und mit dem Herrn Paſtor hätte ſie ebenfalls lebhafte Zwieſprache gehalten. Am Morgen ſei ſie dann zu ſich gekommen und habe nach dem Geiſtlichen verlangt. Auch die Tonchen hätte geraten, nach dem Pfarrer zu ſchicken, denn den Abend würde ſie nicht überleben. Um ihr noch eine Freude zu bereiten, habe man ihr ihre Lieblingsſpeiſe „Wuchteln" zubereitet, aber ſie habe das Eſſen zurückgewieſen und erklärt, daß ſie nur noch den heiligen Leib ihres Erlöſers genießen wolle. Daraufhin habe man nach dem Pfarrer geſchickt; aber die Antwort war gekommen, der ſei auswärts. Nachher habe es geſchienen, als ob es der Mutter angſt würde. Immer wieder hatte ſie nach dem Verbleib

des Geiſtlichen geforſcht und dann auf einmal gefragt, ob denn Gertrud Haußner noch nicht zurück ſei und ob die nicht wenigſtens zu ihr kommen wolle? Man hätte nach Eichwald geſchickt, um der Mutter den Gefallen zu thun, und Gertrud ſei auch gekommen. —

„Wie denn!“ fragte Gerland, der ſeinen Ohren kaum traute, „Doktor Haußners Tochter?“

„Ju, ju! Haußners ſein duch wieder zurücke, a Tage a zahne.“

„Und Fräulein Haußner war hier?“

„Ju, ju! Glei is ſe gekumma, — de Gertrud — weil mer ſe rufa ließa.“

Gerland war aufs äußerſte überraſcht. Doktor Haußner und Gertrud wieder in der Gegend! — Und das erfuhr er ſo gelegentlich.

„Se is ju immer ſu ſihre gutt zu dar Mutter gewaſt, woas de Gertrud is,“ — hieß es.

Die letzten Stunden der alten Frau bekamen doppeltes Intereſſe für den Geiſtlichen, ſeit er wußte, daß Gertrud um ſie geweſen war. Er ſuchte nun erſt recht alles was auf ihr Abſcheiden Bezug hatte in Erfahrung zu bringen.

Die Mutter hatte ſich von Gertrud aus Bibel und Geſangbuch vorleſen laſſen, wurde berichtet, manchen Vers habe ſie anfangs mit klarer deutlicher Stimme nachgeſprochen, dann ſeien die Worte immer undeutlicher geworden, bis ſie ganz ſtill geweſen. Sie hätten alle gedacht, ſie ſchliefe nur. Gertrud habe es zuerſt gemerkt, daß es der Tod ſei. Sie hatten die Mutter angefühlt, und richtig, ſie war kalt geweſen. —

Gerland verlangte die Leiche zu ſehen. Sie lag nebenan

in der Kammer. Der Ausdruck der Züge war schmerzlos und zufrieden.

Das war die zweite Leiche, an die Gerland im Laufe weniger Tage gestellt wurde.

Aber welch ein Unterschied! Er drängte sich von selbst auf.

Im felsenfesten Vertrauen auf ihren Gott und Heiland und in seliger Hoffnung auf ein ewiges Leben war diese Alte sanft entschlafen. — Und da drüben, der arme Freund! — er, der höher begabt und höher begnadet, alles vernichtet hatte, was die alte Bettlerin gestärkt und getröstet.

Wer von den beiden hatte recht?

Hatte jene Alte das gefunden, was ihr brechendes Auge in Verzückung gesehen? — Schwebte sie jetzt, ein seliger Geist, in Verklärung, lächelnd im blauen Äther der Ewigkeit? — Oder war das Lichtlein ausgeblasen, bis auf den Stumpf niedergebrannt — dieser verbrauchte, verfallende Körper, das letzte elende Überbleibsel eines siebzigjährigen Daseins voll Not und Sorge?

War dieses Leben mit all seinem Hoffen, Beten und Ringen eine große Thorheit gewesen von Anfang bis zum Ende — betrogen die Hoffnung — umsonst das Beten — und jener hatte doch recht, da er einer solchen sinnlosen Farce mit rascher Hand ein Ende machte?

Wieder stand der junge Mann vor dem großen Rätsel, das ihn kalt und versteinend ansah, mit dem unheimlichen Blicke der Sphinx.

* * *

Die alte Märzliebs-Hanne wurde zu Grabe getragen. Die Beteiligung an dem Begräbniſſe war ſtark. Die Anverwandten hatten bei dieſer Gelegenheit ein übriges gethan; Chorgeſang und Rede am Grabe war erbeten worden.

Prächtiges Frühlingswetter hatte ſeinen Einzug gehalten. Die alten Linden auf dem Friedhofe leuchteten im Schmucke ihres frühen Blätterkleides.

Der junge Geiſtliche ſtand im Ornate und wartete. Von dem oberen Teile des ſanft lehnan gelegenen Friedhofes genoß man eine gute Ausſicht über die ganze Thalmulde. Hinter Breitendorf in einer Wegkrümmung erblickte Gerland jetzt den Leichenzug — eine ſchwarze, ſich windende Schlange, die von Eiba herab zu Thale vorrückte. Ein leichter Windzug trug ihm ein paar verlorene Klänge des Geſanges zu: „Jeſus meine Zuverſicht und mein Heiland iſt im Leben!“ — Ein leichter Schauer lief ihm über den Rücken, trotz des hellen Sonnenſcheines, der rings um die Gräber ſpielte. — „Dieſes weiß ich, ſollt ich nicht darum mich zufrieden geben? Was die bange Todesnacht mir auch für Gedanken macht.“ — Er war voll Wehmut — voll melancholiſchen Mitleids mit der Welt und der eignen Perſon. Ein Zeichen ſich vorbereitender Heilung; die Wunde wollte ſich ſchließen.

Sein Auge ruhte auf Grabſteinen, Holzkreuzen, Glaskugeln und eingerahmten Sinnſprüchen. Da hing manch ein verwelkter Kranz um Gedenktafeln, manch kindlich thörichtes Wort war da niedergeſchrieben — unter mannigfachen Zeichen echter Trauer und Liebe ſtanden unnatürliche, geſchmackloſe Bildniſſe. Denn das Landvolk, von

Natur derb und nüchtern, zeigt doch in allem, was es erheben und erschüttern soll, einen Zug zur Sentimentalität.

Ein paar Schritte noch stieg Gerland höher. Der Leichenzug war seinen Augen entschwunden. Der Blick des jungen Mannes schweifte hinaus nach den Höhen — klar umrissen lagen sie da. — Ringsum auf den Lehnen grünten die Saaten, die Obstbäume standen umhüllt vom duftigen Brautschleier ihrer jungen Blüte. — Der zweite Frühling war das nun, den er in diesem Thale heraufkommen sah. —

Der Leichenzug kam jetzt die Dorfstraße langsam herab, näher ertönte der Gesang der Schulkinder.

In Eile überlegte der Geistliche noch einmal die Worte, die er am Grabe seiner alten Freundin sprechen wollte. Seiner Rede hatte er den Text aus dem Hebräerbriefe unterlegt: Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes; denn wer zu seiner Ruhe gekommen ist, der ruhet auch von seinen Werken, gleichwie Gott von seinen. So lasset uns nun Fleiß thun, einzukommen zu dieser Ruhe. —

Jetzt war der Zug nicht mehr fern; er sah die Spitze mit dem Kruzifix bereits um die Ecke am Schulhause biegen. Der Geistliche stieg herab, dem Zuge entgegenzugehen.

Das Grab war in einer der tiefergelegenen Reihen ausgeworfen. Dort sah er zu seinem Befremden ein paar weibliche Wesen stehen, städtisch gekleidet — Damen ihrer Erscheinung nach — die eine von ihnen hielt einen Kranz in der Hand.

„Sollte das etwa gar — —?“ Er musterte näher kommend in höchster Spannung die jüngere der beiden Frauen mit schärferem Blicke.

Ja, ſie war es! — Er erkannte das weiße Geſicht und die guten Augen wieder, deren Anblick er ſo lange entbehrt. —

Sie hatten ihn auch bemerkt; er ſah, wie Gertrud der anderen in Haſt etwas zuflüſterte. Aber jetzt war keine Zeit, ſie anzureden; er grüßte im Vorbeigehen zu den Damen hinüber und ſchritt der Leiche bis zum Eingange des Friedhofes entgegen.

Die Feier ging ihren gewohnten Gang. Der Geiſtliche brauchte keine beſonderen Hebel anzuſetzen, um ſich in die dem Vorgange entſprechende Stimmung zu erheben. Was er ſagte, kam ihm von Herzen. Eines der älteſten und würdigſten Gemeindeglieder wurde mit der alten Hanne in die Grube geſenkt, und er wußte gar wohl, was er an der Greiſin verloren.

„Es iſt noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes.“ — Die Worte waren wie geſchaffen für dieſes Grab.

Viel Weinen und Schluchzen war zu vernehmen ringsum von Jung und Alt. In die menſchlichen Klagelaute miſchte ſich wunderlich genug das muntere Gezwitſcher übermütiger Vögel über ihnen, in den Baumkronen. —

Als alles vorüber war, trat Gerland zu den beiden Damen; die ältere war ihm unbekannt, er bat darum, vorgeſtellt zu werden. „O, das iſt gar nicht von nöten!“ rief ein zartes Stimmchen. „Ich kenne Sie ſehr gut, Herr Pfarrer Gerland!“ Der Geiſtliche blickte verwundert auf die kleine, ältliche Perſon mit dem ſpitzen Näschen nnd den dunklen, runden Äuglein. Dieſe Phyſiognomie war ihm ſeines Wiſſens doch noch nicht im Leben begegnet. „O ja, ich kenne Sie, Herr Pfarrer! Ich bin Martha Herberge.“

Den Namen hatte Gerland allerdings ſchon gehört. Von dieſer Jugendfreundin pflegte ſeine verſtorbene Mutter oft zu ſprechen.

„Ja, ja, ich habe Sie geſehen, Herr Paſtor, als Sie nicht größer waren als ſo — bei Ihrer lieben, ſeligen Mutter. — Jawohl, nicht größer als ſo waren Sie, ein feines Knäbchen mit langem Lockenhaar.“ Die letzte Bemerkung war wohl für Gertrud berechnet, die zuhörend daneben ſtand.

Wie kam dieſe Martha Herberge mit Haußners zuſammen? —

Gerland ließ die Frage einſtweilen auf ſich beruhen; ihm war es noch wichtiger, von Gertrud zu erfahren, wie ſie den Winter verbracht.

Während er langſam mit den beiden Damen dem Ausgange des Kirchhofs zuſchritt, brachte er es über ſich, die Frage an das Mädchen ſelbſt zu richten.

Wie Muſik klang ihm die weiche Frauenſtimme ins Ohr. Sie waren in Zürich geweſen, während des Winters, ihr Vater und ſie, und hatten in den letzten Wochen noch einen Ausflug nach den norditalieniſchen Seen unternommen.

Er erkundigte ſich, wie ihr die Reiſe gefallen, was für Wetter ſie gehabt. Auf ihre Antworten achtete er kaum. — Von der Seite ſchielte er neugierig nach ihrer Erſcheinung — ſie hatte ſich entwickelt, war nicht mehr der Backfiſch vom vorigen Sommer. Wirklich, etwas erſchreckend Damenhaftes hatte ſie an ſich in ihrem anliegenden Jackett und dem ſchwarzen Filzhute mit Schleier.

Sofort überfiel ihn eine Art von Neid — von Ärger — von eiferſüchtigem Unbehagen — und er wußte nicht

einmal recht weshalb und gegen wen. Wie ſie ſo von der Reiſe ſprach, ſo ſelbſtändig, von ſo vielen Dingen, die er nicht geſehen. — Wer weiß, was ſie erlebt hatte in der langen Zeit! —

Das ältere Mädchen trippelte munter neben den beiden jungen Leuten her; ſie ſchien keine Freundin von langem Schweigen zu ſein. Ziemlich unmotiviert miſchte ſie ſich plötzlich in die Unterhaltung, erzählte über Gertruds Reiſe — von der ſie eigentlich nichts wiſſen konnte — als ſei ſie ſelbſt dabei geweſen; berichtete dann ungefragt, daß ſie eine Couſine von Doktor Haußners verſtorbener Frau ſei. „Couſine — eigentlich noch mehr Freundin. Die Couſine war nur die Brücke zur Freundin.“ — Und nun war ſie im Fahrwaſſer harmloſer Geſchwätzigkeit. Eigentlich lebte ſie in Gnadenthal, im Schweſternhauſe, aber einmal hätte ſie doch die Tochter ihrer lieben Bertha wiederſehen wollen. Und da habe es jetzt gerade gepaßt — und nun ſei ſie da — und nicht ſagen könne ſie, wie ſie ſich gefreut habe, daß der Sohn ihrer lieben Agnes hier Geiſtlicher ſei, Willy Gerland, von dem ſie ſoviel gehört — Und ſo ging es weiter. Ein Perſönchen wie Queckſilber; das junge Mädchen erſchien geradezu geſetzt neben der lebhaften, alten Jungfer.

„Das iſt alſo die Kirche!“ zwitſcherte Martha Herberge. „Und das da wohl das Pfarrhaus? — Nein, die Schule — ach, dort iſt das Pfarrhaus. Lieber Gott, wie reizend! Roſen zieht der Herr Pfarrer auch — ach richtig, das erzähltеſt du mir ja ſchon, Trudel! — Und die Kirche — kann man mal reingucken? Aber, wir müſſen ja zurück; der Papa wird ſonſt böſe. — Alſo bis zum Sonntage. Herrlich haben Sie geſprochen, Herr Pfarrer, vorhin am

Grabe — ſo troſtreich und ergreifend. Sie predigen doch am Sonntag — nicht wahr? Was für eine dumme Frage. Nein, den Sohn meiner lieben Agnes ſo im Talar zu ſehen. Es iſt zu ſchön!“

Gerland bekam einen warmen Händedruck.

„Komm, Trudel! Adieu, Herr Pfarrer! Wir kommen am Sonntag in die Kirche!“—

Gerland ging dem Pfarrhauſe zu. Am Gartenthore ſtehen bleibend, blickte er noch einmal verſtohlen nach den beiden Frauen aus. Eben ſah er noch Gertruds ſchlanke Geſtalt um die Ecke biegen.

Sie war zurück — Gertrud war zurück! — Nun ſchien ihm erſt wahrhaftig das Frühjahr angebrochen. —

IX.

Zu Doktor Haußners Beſitzung in Eichwald, auf der in früheren Zeiten Dominialrechte geruht hatten, gehörte auch eine Loge in der Breitendorfer Kirche.

Solange Pfarrer Gerland in Breitendorf amtierte, war dieſe Loge ſtets leer geblieben. Heute zum erſten Male, als er die Sakriſtei betrat, fielen ihm, gegen das lichte Fenſter gegenüber zwei dunkle Silhouetten ſofort ins Auge: Gertrud Haußner und das alte Fräulein von neulich.

Während der ganzen Predigt wurde der Geiſtliche das Bewußtſein nicht los, beobachtet zu ſein. Der Schallverteilung wegen hatte er ſich daran gewöhnt, nach jener Loge hin zu ſprechen; heute vermied er das — richtete ſeine Worte nach der Orgel zu. Als er nach dem Amen doch nicht unterlaſſen konnte, einen Blick hinüber zu werfen, ſah er, wie Martha Herberge das Taſchentuch zu den Augen führte. —

Die Kirche verlaſſend, bemerkte er das alte Fräulein, abgeſondert von der übrigen Gemeinde, neben dem Kies-

weg ſtehen, der nach dem Pfarrhauſe führte — offenbar wartete ſie dort auf ihn.

Sowie ſie Gerlands anſichtig wurde, kam ſie auf ihn zu und hielt ihm beide Hände entgegen. „Wunderſchön — wunder- wunderſchön!“

Gerland hörte zerſtreut lächelnd ihren enthuſiaſtiſchen Reden zu; ihn beſchäftigten ganz andere Gedanken. Wo war Gertrud? — Warum war ſie nicht auch geblieben? — Unwillkürlich ſpähte er nach der Schar der Kirchgänger hinüber, ob er ſie dort irgendwo erblicken möchte.

Das alte Fräulein ſchien ſeine Gedankengänge zu erraten. „Das liebe Kind iſt nach Eichwald hinaufgegangen. Der Vater durfte ſowieſo nichts davon ahnen, daß ſie in der Kirche war. Sie wiſſen ja, wie er nun einmal geſinnt iſt. Ich bleibe noch zum zweiten Gottesdienſt; es war zu ſchön — zu wunder- wunderſchön! Wie herrlich, daß Gertrud das mit anhören konnte.“ —

Man ſchritt langſam dem Pfarrgarten zu. Die kleine Perſon, in ihrer franſenverzierten Atlasmantille, trippelte neben dem Geiſtlichen her. Als ſie zur Gartenthür gekommen waren, forderte er ſie auf, einzutreten und im Pfarrhauſe den zweiten Gottesdienſt abzuwarten.

Voll Begeiſterung nahm ſie den Vorſchlag an. „Daß ich das noch einmal erleben würde — den Sohn meiner lieben Agnes auf der Kanzel, als Diener am Worte —!“ Wieder ein warmer Händedruck und ein inniger Blick.

Gerland führte ſie die Treppe hinauf in ſein Wohnzimmer. — Da er inzwiſchen Leute bemerkt hatte, die unten auf ihn warteten, drückte er dem alten Mädchen ein Buch in die Hand und begab ſich hinunter ins Expeditions-

zimmer, um die mannigfachen, geſchäftlichen Angelegenheiten zu erledigen, die ſich Sonntags zwiſchen den Gottesdienſten wie gewöhnlich zuſammendrängten. —

„Ich bin ſo glücklich, Herr Pfarrer, daß ich einmal unter vier Augen mit Ihnen ſprechen kann," meinte Martha Herberge, als Gerland, endlich von Amtsgeſchäften befreit, wieder vor ſie trat. „Ich hätte ſo mancherlei auf dem Herzen."

Das zarte Stimmchen paßte zu ihrer Vogelerſcheinung. Martha mochte in den Fünfzigen ſein; doch machte ſie durchaus nicht den Eindruck einer verblühten, alten Jungfer. Die kleine Figur erſchien wohlproportioniert und zierlich, das feine Geſichtchen war noch immer recht niedlich.

Eine Stelle in der heutigen Predigt ſei ihr unklar geblieben, behauptete ſie; ſie bat den Geiſtlichen um Aufſchluß darüber. Sie ſprach lebhaft und mit viel Zungenfertigkeit. Die Technik religiöſer Geſpräche war ihr durchaus geläufig.

Gerland fühlte ſich unwillkürlich an jene Zeiten erinnert, wo er als junger Prediger in der Provinzialhauptſtadt unter den älteren, heilsbedürftigen Mädchen mehr denn eine Seelenfreundin gehabt hatte. Er mußte lächeln; daß ihn das nun auch hier hinaus aufs Land verfolgte! —

Er wartete immer noch, daß Martha Herberge mit etwas Beſonderem herausrücken werde. Er hatte ſich nicht getäuſcht; allmählich drängte die Unterhaltung nach einem beſtimmten Punkte hin. Die Augen ſenkend, zupfte ſie an den Franſen ihrer Mantille: „Ich glaube mich nicht zu täuſchen, Herr Pfarrer — aber, ich meine — wir verfolgen dasſelbe Ziel." —

Gerland blickte ſie befremdet an. „Wie meinen Sie? —“

Sie wurde verlegen. „Ich meinte natürlich nur — daß Sie — weil Sie doch im vorigen Jahre Doktor Haußner aufgeſucht haben — und Gertrud hat mir ja auch von Ihnen erzählt. —“ Das alte Mädchen verhaſpelte ſich immer mehr. „Ich meine natürlich nur, daß Sie die beiden bekehren wollen, Herr Pfarrer.“

Eine kurze Pauſe entſtand. Gerland antwortete nicht.

Errötend und mit geſenkten Blicken fuhr Martha fort: „Ich würde es gar nicht gewagt haben, Herr Pfarrer, das vor Ihnen zu erwähnen; aber — mir liegt das ja ſelbſt ſo ſehr am Herzen. Ich kann gar nicht ſagen, wie bange mir iſt um dieſe beiden Seelen — beſonders um Gertrud. — Nicht getauft — denken Sie nur, nicht getauft! — Mit ſiebzehn Jahren noch nicht aufgenommen in den Bund der Chriſtenheit. Sehen Sie, Herr Pfarrer, das jammert mich — das beängſtigt mich ſo — ich kann des Nachts darüber oft nicht ſchlafen. Die beiden ſo in Sicherheit dahinleben zu ſehen — es iſt doch ein furchtbarer Gedanke!“

Jetzt war der Knoten geriſſen; ſie ſprach frei von der Leber weg, und Gerland hatte die Empfindung, daß ſie es ehrlich meine.

„Was kann denn das arme Kind für den Unglauben des Vaters!“ rief ſie. „Wenn Bertha am Leben geblieben wäre, dann würde es freilich anders ſein — ſie war ein religiöſer Charakter — dann wäre das Kind nicht ungetauft geblieben, das weiß ich! Ich kenne Haußner ſchon manches liebe Jahr; Sie werden ſich vielleicht wundern über das, was ich jetzt ſagen will — ich weiß eben nicht — aber ich halte Haußner nicht für ſchlecht — für unbedingt

ſchlecht kann ich ihn nicht halten — trotz ſeines Unglaubens."

Gerlands Lächeln verſtärkte ſich; er erklärte dem alten Mädchen, daß er Doktor Haußner nach allem, was er von ihm geſehen und gehört, ſogar für einen guten Menſchen halte.

„Das ſagen Sie, Herr Pfarrer!" rief Martha und riß erſtaunte Augen auf.

„Warum ſoll ich das nicht ſagen?"

„Nun, ich dachte. — Iſt Ihnen denn Haußners Geſchichte nicht bekannt?"

„Genauer als Sie denken mögen."

„Wiſſen Sie auch die Sache mit dem Superintendenten Großer?" —

„Jawohl!"

„Und dann ſpäter mit Paſtor Menke, Ihrem Amtsvorgänger?"

„Alles weiß ich — und trotzdem — ja vielleicht gerade deshalb, ſage ich: Doktor Haußner iſt ein tüchtiger, ehrlicher und im Grunde guter Mann."

„O, das beruhigt mich — das beruhigt mich unendlich! Sehen Sie, Herr Pfarrer, es wird mir vielfach verdacht, daß ich im Verkehr mit Haußner geblieben bin — nach all dieſen Ereigniſſen. Ja, ich kann Ihnen verſichern, mir ſind die ſchwerſten Vorwürfe daraus gemacht worden, gerade auch von geiſtlicher Seite. Aber ſehen Sie, ich ſage mir: man hat doch als Chriſt die Pflicht, ſich um das Seelenheil ſolcher Verirrter zu kümmern. Und ich habe mich auch darin nicht irre machen laſſen; ſelbſt durch die Worte meines Beichtvaters nicht,

der mich ernſtlich vor dem Verkehr mit den Abtrünnigen gewarnt hat, wegen der Seelengefahr. — Es iſt mir eine große Beruhigung, Herr Pfarrer, daß auch Sie ſo denken. Sehen Sie, ich kann mir eben nicht helfen; ich fühle mich mitverantwortlich für dieſes Kind. Sie werden ja wiſſen, unter welch traurigen Umſtänden die arme Bertha geſtorben iſt und nun will er die Tochter in ſeinem Unglauben aufziehen, er, der der Mutter das Herz gebrochen hat. Aber das läßt Gott der Herr gar nicht zu. — Haußners Pläne mit dem Kinde werden zu ſchanden werden — ich weiß es! Gott hat wunderbare Wege. Sehen Sie, er hat ihr ja allerhand freie Ideen beigebracht, ſchon in früheſter Jugend — allerhand wiſſenſchaftliche und gottloſe Lehren. Ich bin ſelbſt dabei geweſen und habe mit Grauen gehört, wie er dem Kinde die Entſtehung der Welt erklärte, und daß alles auf natürliche Weiſe zugegangen ſei. Unſer Heiland ſoll ein Menſch geweſen ſein. — Und aus der Naturwiſſenſchaft erzählt er dem Kinde — über Pflanzen, Tiere und Steine — und wie der Menſch innerlich ausſehe — alles das mußte das Mädchen erfahren; nur das eine, was not thut, davon hielt er ſie gefliſſentlich fern. — Und was hat es ihm ſchließlich genützt? Er iſt mit Gertrud ins Ausland gegangen, weil er nicht wollte, daß ſie hier Religionsunterricht genießen ſolle; das Mädchen hat niemals wirkliche Unterweiſung in den heiligen Dingen gehabt. Und ſehen Sie, Herr Pfarrer, trotzdem iſt ſie ein gutes Kind geworden, und ich kann es nicht anders ſagen, ſie iſt voll frommer Wißbegier. — Und dann iſt ſie ja auch Berthas Tochter. Ich denke immer, die Verſtorbene hat dem Kinde ihre Frömmigkeit als köſtliches Erbteil ver-

macht. Gewiß betet die Selige da oben für das Heil ihres Kindes. Und auch ich laſſe es ja nicht am Gebete fehlen und thue, was an mir iſt, um ſie im geheimen vorzubereiten. Und es ruht ein ſichtlicher Segen auf meiner Arbeit an dieſer Seele. Nun werden Sie begreifen, Herr Pfarrer, wie überglücklich ich war, als ich wahrnahm, daß ich einen Bundesgenoſſen gewonnen hatte — daß Sie dasſelbe anſtreben, was ich ſeit Jahren betreibe — die Gewinnung dieſer Seele für das Reich Gottes." —

„Erlauben Sie, Fräulein Herberge!" fiel hier Gerland ein. „Sie haben da doch zuviel geſehen. Selbſt wenn ich gewollt hätte, was Sie mir unterſchieben, ich würde gar keine Gelegenheit dazu gefunden haben. Aufdrängen will und darf man ſich nicht. Mir iſt es bisher verſagt geblieben, irgend welchen Einfluß auf das junge Mädchen auszuüben."

Das alte Fräulein ſah ihn auf dieſe Worte hin, den Kopf nach ihrer Vogelweiſe ein wenig zur Seite legend, mit unendlich ſchlauem Blick an.

„Wirklich, gar keinen Einfluß — Herr Pfarrer?" fragte ſie.

„Nein! — Mir hat bisher alle Gelegenheit gefehlt."

„Und das Neue Teſtament von Ihrer ſeligen Mutter, das ich bei Gertrud geſehen habe?" — fragte Martha — Triumph malte ſich in ihren Mienen.

Gerland errötete über und über. Vergeſſen hatte er jene regneriſche Abendſtunde nicht, in der er das junge Mädchen von der Bibelſtunde nach Haus begleitet hatte. — Daß er das Buch in ihren Händen zurückgelaſſen, war ihm ſtets als eine der glücklichſten Eingebungen erſchienen.

„Nun ja — allerdings —“ ſtotterte er, „ich gebe zu, das mag wie eine Art Beeinfluſſung — wie ein Annäherungsverſuch von meiner Seite erſcheinen — aber — erlauben Sie, daß ich Ihnen das erkläre, Fräulein Herberge!“ —

„Aber, ich bitte Sie, Herr Pfarrer!“ rief Martha, die in ihrer Erregung vom Sitze aufgeſprungen war. „Ich ſagte Ihnen doch ſchon, wie froh, wie innig beglückt ich bin, einen Bundesgenoſſen gefunden zu haben. Wir wollen ja nichts Böſes — das Reich Gottes zu mehren, darin kann doch nie und nimmer ein Unrecht gefunden werden. Im Gegenteil! Wir wären ſtrafwürdig, wir beide, wollten wir ruhig mit anſehen, wie dieſes Kind ohne Gottes Wort aufwächſt. Ein ſo liebes, gutes Geſchöpf — ſo herzensgut — mein Trudel — und die ſollte in der Nacht des Unglaubens verkommen! Wir werden dieſes Kind der chriſtlichen Gemeinſchaft zuführen. Dazu ſind Sie ganz der Mann, Herr Pfarrer; das habe ich neulich ſchon gemerkt und heute wieder. Gehüpft und gejauchzt hat mein Herz, und die Schauer des Göttlichen haben es erfaßt, bei Ihrer Predigt. Und auch bei Gertrud ſind Ihre Worte nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen — glauben Sie mir das! Sie hat mir ſchon von Ihnen erzählt; gleich wie ich diesmal nach Eichwald kam, begann ſie von Ihnen, Herr Pfarrer — nun, ich will Sie nicht eingebildet machen. — Wahrhaftig, Gottes Segen liegt erſichtlich auf unſerem Thun — das Herz des Kindes iſt wohlvorbereitet für die Glaubensſaat.“ —

Sie hatte, vor ihm ſtehend, ſeine Rechte ergriffen, die ſie mit ihrem kleinen Händchen feſthielt, daß er das Blut in ihren Adern klopfen fühlte. — Was doch für eine

Leidenſchaft in dieſem Perſönchen ſteckte! Martha ſah ihm mit Blicken in die Augen, die ihn gewiß verwirrt haben würden, wäre ſie um dreißig Jahre jünger geweſen.

„Um eins nur möchte ich Sie dringend gebeten haben, Herr Pfarrer — Vorſicht! — Haußner darf von unſerem Plane keine Ahnung haben.“

Sie ſprach bereits von einem Plane; Gerland war völlig verdutzt.

„Jawohl, wir müſſen die Sache ganz im geheimen betreiben; denken Sie doch nur, um was es ſich handelt. Gertrud — mein liebes, ſüßes Trudelchen! O, ich kann Ihnen ja gar nicht ſagen, lieber Herr Pfarrer, wie glücklich es mich macht, zu ſehen, daß wir uns ſo ganz verſtehen.“

Und wieder drückte ſie ihm ſtürmiſch die Hände.

Gerland fühlte ſich in einer ſonderbaren Lage dieſer kleinen, exaltierten Perſon gegenüber; ſie hatte ihn eingenetzt, er wußte nicht wie. Er ſchwankte zwiſchen dem Gefühle des Unbehagens über die eigne Nachgiebigkeit und der Beluſtigung, welche ihr Weſen ihm unwillkürlich bereitete.

Um ihren Eifer, der gefährlich werden konnte, ein wenig abzudämpfen, erklärte er, daß hier noch mancherlei zu überlegen ſei.

Sie wußte auch dieſe Antwort ſofort zu ihrem Vorteil zu wenden: „Natürlich!“ rief ſie. „Sehr behutſam müſſen wir ſein! Wie ſteht denn in der Schrift: ‚Siehe, ich ſende euch wie die Schafe mitten unter die Wölfe; darum ſeid klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben.‘ — Alſo, nicht wahr, lieber Herr Pfarrer — wir ſind Bundesgenoſſen?“

Gerland mußte ſie jetzt bitten, mit ihm zur Kirche zu gehen, denn die Zeit zum zweiten Gottesdienſte war herangekommen.

* * *

Inbrünſtige Gebete ſchickte Martha zum Himmel empor, daß der liebe Gott doch den Arzt ja nicht merken laſſen ſolle, was vorgehe. Vor Haußner hegte die alte Jungfer entſetzliche Angſt. Sie hatte manches mit ihm erlebt, ſie wußte, daß er von Natur zum Jähzorn geneigt war und nahm an, daß er nicht viel Federleſens machen würde, wenn er hinter ihre Abſichten kommen ſollte. — Sie wollte ihn vor eine fertige Thatſache ſtellen, an der er nichts mehr würde ändern können.

Gerlands glaubte ſie ſicher zu ſein; ihren runden Vogeläugelchen, die ſie ſo ſchamhaft zu ſenken verſtand, war das Intereſſe des Geiſtlichen für die Nichte nicht entgangen. Aber ſehr bald merkte ſie auch, wie unerfahren, unbeholfen und ſchüchtern in ſolchen Dingen der junge Mann noch ſei; man mußte ihm vorwärtshelfen, ihn unterſtützen — vor allem ihm Gelegenheit ſchaffen.

„Ach, wie ſchön iſt es doch jetzt abends auf dem Querwege über Eichwald!“ — ließ ſie gelegentlich Gerland gegenüber fallen. „Bei Sonnenuntergang — der Blick auf Breitendorf hinab — entzückend! — Ich bin jeden Abend dort mit Gertrud.“ —

Bis jetzt hatte Gerland allen offenen und verſteckten Verſuchen der alten Jungfer, mit ihr und Gertrud einen gemeinſamen Spaziergang zu unternehmen, widerſtanden. Er wußte, wohinaus die Bemühungen Marthas wollten.

Im geheimen hatte auch er ſich manch liebes Mal mit Gedanken an Gertrud beſchäftigt — ſchon im vorigen Jahre. Das Mädchen hatte beim erſten Anblicke Eindruck auf ihn gemacht. Er ahnte allerhand ſüße Geheimniſſe hinter ihrem kindlich unentwickelten Weſen. Kleine Züge, die er an ihr beobachtet — am Krankenlager — im Verhalten ihrem Vater gegenüber — in der Bibelſtunde — hatte er zuſammengetragen und ſich ein liebliches Bild von ihr gemacht, das er wie ein beſonderes Kabinettſtück im Herzen trug, zu dem er gern ſich flüchtete.

Er glaubte, dieſes Mädchen, nach den wenigen Malen, wo er ſie geſehen, durch und durch zu kennen; ſie war gut, rein und keuſch — darauf hätte er ſchwören mögen. Soweit hatte er ſich ihre Erſcheinung und ihren Charakter ſchon zurechtgeſtutzt, daß ſie in allem ſeinen Wünſchen entſprach. Sie war ein geſundes Geſchöpf, friſch wie eine Feldblume, gut erzogen, gebildet, dabei einfach, ſelbſtändig und in häuslichen Dingen wohlbewandert.

War ſie nicht wie geſchaffen zur Lebensgefährtin eines Mannes? —

Konnte es denn wirklich ein Unrecht ſein, auf ein ſolches Ziel hinzuarbeiten?

Der Plan, der dem Geiſtlichen anfangs unheimlich geweſen war, ſchmeichelte ſich mit der Zeit mehr und mehr bei ihm ein. —

Und ſo fand er ſich denn eines Spätnachmittages auf dem Wege nach jenem Platze, von wo aus man nach Marthas Ausſage den Sonnenuntergang ſo ſchön ſehen konnte. Er ſchritt auf Fußpfaden und Feldrainen quer

über Wieſen und an Feldſtücken hin — weit und breit kannte er jetzt die Wege in der Umgegend.

Die Leute hielten in der Arbeit inne, wenn der Geiſtliche an ihnen vorüberkam, ſie grüßten und machten ihre Bemerkungen über Wetter und Stand der Feldfrüchte. „Guntagoh“ und „Gunabendoh, Herr Paſter!“ klang's von allen Seiten. Gerland war ein populärer Mann geworden im Breitendorfer Thale. —

„Ich will nicht von hier fort,“ ſagte der junge Geiſtliche zu ſich, im Anblicke dieſes redlichen, ihm wohlgeſinnten Völkchens. Hier hatte er Liebe gefunden, hier hatte er Grund gefaßt, und immer weiter und tiefer wollte er ſeine Wurzeln treiben in dieſen Boden.

Oben am Rande des Holzes machte er Halt. Hier führte der Querweg, von dem Martha geſprochen, auf dem Kamme hin, durch den gräflichen Forſt.

Die Sonne ſtand noch hoch ; er war zu zeitig eingetroffen. Langſam ſchritt er auf dem Wege hin, nach einigen tauſend Schritten umkehrend. Keine Menſchenſeele zeigte ſich um dieſe Tageszeit hier. Nachdem er dieſelbe Strecke noch einigemale hin und zurückgeſchritten war, änderte er ſeinen Plan. In der Nähe war eine Lichtung am Berghange, von dort aus mußte man einen Ausblick auf das Grundſtück des Arztes haben.

Richtig, dort unten lag das Haus; er meinte es greifen zu können. Das große Gebäude erſchien, von hier geſehen, wie ein Spielzeug. Aus einer der beiden Eſſen ſtieg langſam weißlicher Rauch empor. Die hintere Hausthür ſtand offen; der Fußpfad, welcher ſich durch die Gartenanlagen zur Höhe ſchlängelte, war gut zu über-

ſehen, auch ein Stück der Landſtraße vor Doktor Haußners Beſitzung.

Er ſetzte ſich auf einen vom Sonnenſcheine geheizten Granitblock. Vor ihm dehnte ſich die Kultur aus; zwiſchen den Pflänzchen wuchs Gras und mannigfaches Unkraut, die kleinen Bäume häufig vollkommen überwuchernd.

Gerlands botaniſches Intereſſe wurde wach. Aus Erfahrung wußte er, daß auf ſolchen Standorten die ſeltenſten und üppigſten Exemplare gediehen.

Wenn der hundertjährige Forſt dahingeſunken iſt vor der Axt des Holzfällers, dann tritt mit einem Male ein völliger Wechſel ein; der Waldboden lernt den Himmel aus eigner Anſchauung kennen. Keime, die nur darauf gewartet, daß die Rieſen fallen ſollten, werden munter, und ſchießen in Übermut empor. Die Zwergexiſtenzen ſind jetzt Herren des Platzes und blähen ſich in frecher, koketter Pracht, bis ihre Zeit kommt und ſie verdrängt werden von einem langſam wachſenden Geſchlecht, das zielbewußt und ernſt dem Himmel zuſtrebt, ſchlicht, in einfachem Kleide, ohne ſeine Kraft in farbenprächtigem Blütenſchmucke zu vergeuden. —

Gerland pflückte ein paar Blumen, beinahe unabſichtlich wand er ſie zuſammen.

Darüber hatte er gänzlich verſäumt, das Haus da unten weiter im Auge zu behalten. Erſt die purpurne Glut des Sonnenunterganges erinnerte ihn daran, weshalb er eigentlich hier ſei. Er verließ die Lichtung. Im hohen Holze herrſchte ſchon gedämpftes Zwielicht. Von Breitendorf herauf hörte er in langgezogenen Schlägen das Abendläuten.

Mißmutig ſchritt er noch einmal den Querweg hinab. Sein Gang war umſonſt geweſen. Marthas Bemerkung konnte ja auch ganz abſichtslos gefallen ſein, und er hatte ihr nur einen beſonderen Sinn untergelegt.

Plötzlich hörte er Stimmen tiefer unten im Walde; er lauſchte klopfenden Herzens. Lange, ehe er ſie ſah, konnte er die beiden Frauen ſprechen hören. Langſam ſchienen ſie den Berg herauf zu kommen, ſeinem Auge verſteckt durch einen dichten Fichtenbeſtand. Ein Mädchenlachen hüpfte ausgelaſſen zu ihm empor — heiße und kalte Ströme jagten ihm vom Herzen zum Kopfe.

Fünfzig Schritt vor ihm in der Wegebiegung tauchten jetzt die Silhouetten der beiden Frauen auf. Gertrud in hellem Sommerkleide und breitkrämpigem Strohhut; daneben huſchte Martha in grauer Gewandung — wie ein Fledermäuschen der Dämmerſtunde.

Langſam ging er zurück und ließ ſich abſichtlich einholen.

„Herr Pfarrer!“ rief Martha hinter ihm.

Gerland wandte ſich.

„Nein, welch reizende Überraſchung! — Trudel — der Herr Pfarrer!“

Es war gut für Gerland, daß ſchon Dämmerlicht herrſchte. Er errötete, als er den beiden gegenüber trat. Ihm war unheimlich zu Mute bei der Komödie. Martha blinzelte ihn mit liſtigen Äuglein an; Gertrud allein war unbefangen.

Er bot dem Mädchen mit linkiſcher Verbeugung ſeinen Strauß an. Gertrud dankte und meinte, ſie würde die Blumen zu Haus in Waſſer ſtellen, damit ſie die Köpfe wieder aufrichten ſollten.

Es ſtellte ſich heraus, daß ſie die Namen all der Blumen wußte, und daß auch ſie daheim ein kleines Herbarium beſitze.

„Das mußt du dem Herrn Pfarrer einmal zeigen, Trudel!“ rief die alte Jungfer.

Die Unterhaltung ging mit Marthas Hilfe, die, ſobald eine Stockung drohte, mit Fragen rechtzeitig zur Hand war, leidlich flott.

Plötzlich blieb ſie ſtehen. „Ach du lieber Gott!“

„Was iſt denn, Tante?“

„Ich habe mein Taſchentuch verloren!“

Gerland bot ſich an, es zu ſuchen.

„Nein, nein! — Bleiben Sie nur! Ich kann mir ſchon denken, wo es liegt! — Bleiben Sie nur bei Gertrud, Herr Pfarrer!“

„Wir helfen dir ſuchen, Tante!“

„Nein, nein! Ich gehe ſelbſt — mir iſt das lieber. Geht nur inzwiſchen weiter; ich komme euch nach.“

Damit war ſie auch ſchon im abendlichen Dunkel verſchwunden.

Dem Geiſtlichen war nicht recht geheuer zu Mute. Verſtohlen blickte er Gertrud von der Seite an; ſie wenigſtens ſchien vollkommen arglos. „Wir wollen langſam gehen,“ ſagte ſie, „damit uns die Tante einholen kann.“

Und ſo ſchritten ſie weiter, zwiſchen den dichten Mauern eines zwanzigjährigen Fichtenbeſtandes hin. Nur ein ſchmaler Streifen des Abendhimmels blickte von oben hinein. Die Welt ſchien weitab zu liegen. —

Wie oft in den letzten Tagen hatte Gerland eine

Gelegenheit herbeigeſehnt, mit dem Mädchen allein zu ſein. — In Gedanken war es ſo einfach geweſen. Und jetzt ſchien alles ſo ganz anders, als er ſich's gedacht.

Als er in ihr liebliches Geſicht blickte, das unbefangen lächelte, da ihre Augen einander begegneten, fühlte er ſich vollſtändig unfähig zu irgend welchen Phraſen.

An ſo viel Naivetät ſcheiterte jede unlautere Abſicht. Er kam ſich wie ein Dieb vor. Beſchämung war es, die ihn plötzlich von jedem weiteren Verſuche, die Gelegenheit auszunutzen, abſtehen ließ. Er blieb ſtehen und ſchlug dem Mädchen vor, umzukehren und die Tante aufzuſuchen.

Sie gingen bis an die Stelle zurück, wo man ſich getrennt hatte. Keine Spur von Martha.

Gertrud lief voraus und rief mit heller Stimme den Namen der Tante in den Wald hinein. Von einer fernen Baumwand kam es zurück: „Martha — Tante Martha!“ — Sie hatte ein kindliches Vergnügen an dem Echo und wiederholte den Ruf immer und immer wieder. Gerland ſagte kein Wort.

„Wo kann die Tante nur hin ſein?“ Von neuem eilte ſie vorwärts, Gerland folgte, die elaſtiſchen Bewegungen der ſchmiegſamen Mädchengeſtalt — wie ſie vor ihm her durch die Halbdämmerung huſchte — mit Wonne in ſich aufnehmend.

Endlich erblickte man Martha. Sie habe ihr Taſchentuch wiedergefunden, berichtete ſie, und zeigte es vor, zum Beweiſe.

In dem Blicke, mit dem die alte Jungfer die beiden muſterte, lag eine neugierige Frage. Ein Zug von Enttäuſchung malte ſich in ihrer Miene, als ſie weder an

dem Geiſtlichen, noch an ihrer Nichte etwas Außergewöhnliches entdecken konnte.

Und nun mußte Gertrud in ihrer Harmloſigkeit auch noch fragen: „Warum biſt du uns denn nicht nachgekommen, Tante?“ Martha entſchuldigte ſich damit, daß ſie müde geworden ſei. „Und darüber haben wir den Sonnenuntergang ganz verpaßt,“ meinte Gertrud in bedauerndem Tone.

„Nun, die Sonne geht jeden Abend unter, Trudel; das können wir noch oft haben. Ach, und jetzt iſt auch immer ſolch ſchöner Mondſchein, nach neun Uhr, da ſitzen wir oben am Kuhſteine — nicht wahr, Trudel? — Sind Sie dort ſchon mal bei Mondſchein geweſen, Herr Pfarrer? — Sie kennen doch die Bank am Kuhſteine? Der Blick hinunter aufs Thal — die Beleuchtung — wenn der Mond ſo herüberkommt über die Berge. — Ach, da wird einem immer ſo ſchwärmeriſch zu Mute — ſo — ich weiß nicht wie! — Da ſchwärmen wir — was Trudel, mein Herzchen? — Sie ſind gewiß auch ſchwärmeriſch — ein ganz klein bißchen ſchwärmeriſch — nicht wahr, Herr Pfarrer?“ —

* * *

Ein paar Tage ſchwankte er; dann eines Abends, als die Dämmerung hereinbrach und es ihm gar zu einſam wurde in den vier Pfählen ſeines öden Junggeſellenheims, lief er hinaus, durch das abendliche Dorf, dem Walde zu.

Als er durch den Tannenforſt ſchritt, oberhalb Eichwalds, fielen verräteriſche Lichtſtreife über ſeinen Weg. —

So war er also schon aufgegangen, der freundliche Mond! — Um so mehr beeilte sich Gerland.

Als er dem Gipfel der Anhöhe näher kam, zügelte er seine Hast, vorsichtig auftretend gleich einem, der auf unerlaubten Wegen geht. — Das Herz klopfte ihm wie einem Schulknaben bei verbotenen Streichen. Durch die letzten Bäume schimmerte schon der graue Felsblock; von der Kuhgestalt hatte diese weit und breit bekannte Landmark den Namen bekommen.

Keine Täuschung! Martha und Gertrud waren zur Stelle; dort saßen sie auf der Holzbank.

Noch einen Augenblick zauderte Gerland; dann faßte er sich ein Herz, trat vor auf den mondbeschienenen Platz.

Martha sprang wie elektrisiert auf. „Da ist der Herr Pfarrer! — Siehst du, Trudel, ich wußte 's doch, daß er kommen würde." — Sie preßte Gerlands Hand mit einem starken Drucke. —

Der Geistliche setzte sich zu den beiden.

Es war eine wunderbar klare Mondnacht. Das gemütlich schelmische Vollgesicht stand erst wenige Spannen über der gegenüberliegenden Bergkette. Als ginge Wärme von diesem milden Gestirne aus, so weich und lau strömte die Nachtluft. Kein Wölkchen am Himmel, hin und wieder ein Geflüster in den schlafenden Kronen des nahen Forstes — gleich Traumreden. Massig lag der Fels da, wie ein Haus, breiten Schatten hinauswerfend. In weißem Dunst versteckte sich das Thal. Selbst die silbereingefaßten Berge schienen sich auflösen zu wollen in Duft.

Wie ein Heimchenpaar saßen die beiden Mädchen dicht aneinandergedrückt. — Der Schatten des Felsens lag

über den dreien. Gerland ſah ihre Geſichter nicht; aber er fühlte die weibliche Nähe, in beſeligter Erregung.

„Denken Sie nur, Herr Pfarrer!“ rief das ältere Mädchen, „wir ſprachen eben von Ihnen; ich erzählte Gertrud von Ihrem Elternhauſe, wo ich ſo manche ſchöne Stunde zugebracht vor Jahren. — Von Ihrer ſeligen Mutter — und von Ihrer guten Tante Ulrike. — Können Sie ſich noch auf Tante Ulrike beſinnen?“ —

Ob er ſich noch auf Tante Ulrike beſann! Ihr altes, rötlich, faltiges Geſicht in der Herrnhuter Haube, das den Knaben ſtets an gebratene Äpfel denken machte, war eine ſeiner erſten Kindererinnerungen. Unzertrennlich war die Tante mit gnadenthaler Schmätzchen und Brüderherzen verbunden. Tante Ulrike führte dieſe Süßigkeiten im Strickbeutel mit ſich. Die backen die lieben Englein im Himmel für artige Kinder, pflegte ſie zu ſagen.

„Wir ſaßen in der Kirche nebeneinander,“ berichtete Martha weiter, „Ihre gute Tante und ich. Durch Ulrike habe ich auch Ihre ſelige Mutter kennen gelernt und dadurch ja auch gewiſſermaßen Sie, Herr Pfarrer. — Was wußte Ihre ſelige Tante nicht für allerliebſte Geſchichten von Ihnen zu erzählen. Was für ein frommes, ſinniges Kind Willy ſei. Sie hatte eine Photographie von Ihnen — ich beſinne mich noch ganz genau auf die bloßen Ärmchen und die kurzen Höschen.“ —

Hier unterbrach ſie ein Kichern der Nichte.

„Sehen Sie bloß! Das Mädchen findet das lächerlich. So oft ich davon erzähle, will ſie ſich ausſchütten vor Lachen. — Trudel, der Herr Pfarrer war doch auch einmal ein kleiner Junge! — Natürlich, wenn man ihn

jetzt so vor sich sieht — so groß — und würdig — kann man sich das schwer vorstellen. — Wer hätte damals ahnen können, als mir die gute Ulrike von ihrem kleinen Neffen Willy vorschwärmte, daß ich dem Knaben noch einmal als geistlichem Herrn begegnen würde — und — unter welchen Umständen — unter welchen ganz besonderen Umständen! — Meinen Sie nicht auch, daß das höhere Fügung ist? — Ich wenigstens erkenne darin den Finger Gottes, ganz deutlich." —

Sie bat den Geistlichen, er möge ihnen doch selbst etwas aus seiner Jugend erzählen.

Gerland begann mit einer Beschreibung des väterlichen Hauses, der Eltern, des Kreises von Menschen, der ihn während der ersten Jahre umgeben. Allmählich erwärmte er sich über dem Erzählen. Von allen Seiten schossen ihm Erinnerungen zu; Dinge, Menschen, Ereignisse, an die er jahrelang mit Bewußtsein nicht mehr gedacht, standen plötzlich in Lebendigkeit vor seiner Seele.

Die Spiele der Kinderzeit wurden beschrieben — die ersten Freundschaften — der Tod eines Schwesterchens, das an den Zahnkrämpfen starb — der tiefe Eindruck, den dieses Ereignis auf das kindliche Gemüt hervorgebracht — dann die auf sehr realer Basis gegründete Freundschaft mit dem Zuckerbäckerslehrling von der Ecke — der Kanarienvogel — Emmy, das Stubenmädchen, die er heiraten wollte; deren Weggang, als sie Knall und Fall wegen Diebstahls entlassen wurde, den Knaben zum ersten Male die Tragik des Lebens ahnen ließ. — Dann die Kinder des Oberkirchenrats. Dieser Hermann, den er im Grunde nicht ausstehen konnte, weil er ihm stets als Beispiel von Folgsamkeit und

Fleiß vorgehalten wurde. — Wo war der Musterknabe wohl jetzt? Längst verschollen! — Und Änuchen, in die er verliebt war? Seit Jahren verheiratet, Mutter vieler Kinder.

Und nun die Schulzeit, die Prügeleien, die Ränke, die Streiche. Der Kampf um die Censuren, das Rennen um den ersten Platz in der Klasse — eine Vorschule für die Rücksichtslosigkeit des Lebens. — Lehrerphysiognomieen. — Die großen und kleinen Sünden, die man täglich begangen, aus Dummheit, aus Schwachheit — weil man's nicht besser wußte. Wie anders stellte sich das dem rückschauenden Blicke dar. Welch ein superkluger, frühreifer, kleiner Gernegroß war man gewesen! — Wie hatte man sich die Jugendzeit selbst verdorben und verderben lassen, durch Neid, Lieblosigkeit — Egoismus in jeder Form. —

Gerland näherte sich in dem Berichte einem Abschnitte seines Lebens, über den offen zu sprechen, er sich gescheut haben würde, selbst wenn er andere Zuhörer als die beiden Mädchen vor sich gehabt hätte. Das ahnungsvolle Aufkeimen der Männlichkeit, die qualvollen Stimmungen — Kämpfe mit der erwachenden Sinnlichkeit — schwüle Ahnungen — erhitzte Phantasieen — asketische Anwandlungen — Verzweiflung über die Schwachheit des Fleisches — ein immerwährendes Auf und Ab von heroischen Entschlüssen und jämmerlichen Rückfällen. —

Und mitten in diesem Chaos als wichtigstes Erlebnis, die Liebe zur Cousine. Die mystische Richtung, in die das Verhältnis zu dem Mädchen ihn geführt. Das Ideal, auf das sie ihn gewiesen — Das Christentum, welches als asketischer Zuchtmeister während der nächsten Jahre seine Geißel über dem Jünglinge schwang.

Von alledem konnte und wollte Gerland den beiden Frauen nichts verraten. Er überging die Kämpfe dieſer Zeit, gab nur einen Bericht von den äußeren Ereigniſſen.

Vor allem ließ er es ſich angelegen ſein, ein Bild von dem elterlichen Hauſe zu entwerfen.

Dem Vater, mit dem er eigentlich nie beſonders geſtanden, verſuchte er Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Er rühmte die Feſtigkeit ſeines Charakters, die er oftmals als Härte und Schroffheit empfunden hatte.

Das Verhältnis zwiſchen Vater und Mutter war ihm immer intereſſant geweſen; ſchon als Knabe hatte er Betrachtungen darüber angeſtellt. Mit dem ſcharfen Blicke des heranwachſenden Kindes hatte er frühzeitig bemerkt, daß die Eltern nicht in allem einig waren. Der Vater hatte durch tyranniſche Pedanterie ſeine Frau häufig gequält — ſie recht eigentlich daran gehindert, ihr ſonniges Naturell in ganzer Liebenswürdigkeit zu entfalten.

Der Knabe ſtand in ſeinem Herzen immer auf Seiten der Mutter. Sie liebte er mit der ganzen Zärtlichkeit, deren ein erwachendes Jünglingsgemüt fähig iſt.

Gerland verwandte alle Strahlen von Schönheit, deren er habhaft werden konnte, die Geſtalt der Mutter damit zu umgeben — das verblichene Haupt der innig Verehrten zu ſchmücken.

Martha weinte.

Ihm war mehr daran gelegen, zu erkennen, welchen Eindruck ſeine Worte auf Gertrud hervorbrächten. Das Mädchen ſaß auf der äußerſten Kante der Bank, ihm zugewandt, mit geöffneten Lippen lauſchend. Ihr offenbares Intereſſe ſpornte ihn an. Unbewußt wurde er zum Dichter.

Der Mond, der jetzt hoch über ihnen schwamm, war ihm ein stummer Helfer. Seine mildträumerische Gegenwart löste die Seele; der Erzähler ging aus sich heraus, wie er's im nüchternen Tageslichte nimmermehr vermocht hätte. —

Gerland war eben dabei, auseinanderzusetzen, wie er unter dem Mißverhältnisse der elterlichen Charaktere schon als Kind halb bewußt gelitten habe, als Martha plötzlich, mit einem Ausrufe des Erschreckens, seinen Arm gewaltsam drückte.

Was gab es!

Schritte nahten. „Das ist er!" sagte Martha mit bebender Stimme.

Eine massive Gestalt tauchte vor ihnen auf. Im vollen Mondlicht stand Doktor Haußner da. Beide Teile starrten einander für Sekunden sprachlos an.

„Dachte mir's doch!" vernahm er die tiefe Stimme des Arztes, der mit langsamen Schritten näher kam.

Martha hielt in wahnsinniger Angst Gerlands Arm mit beiden Händen umklammert. „Da ist ja Papa!" sagte Gertrud gänzlich arglos.

Der Geistliche machte seinen Arm frei, schritt dem Manne entgegen. — Eine hastig gestotterte Entschuldigung sollte die Zweideutigkeit der Situation abschwächen.

Haußner antwortete ihm nicht. — „Kommt nach Haus, ihr beiden!"

„Aber, Papachen, es ist doch so schön hier! — Setz dich doch zu uns. Wir sind alle Abende hier."

„Heute zum letzten Male. — Kommt, ihr beiden — aber sofort!" Die Stimme des Mannes schwoll zu einem Grollen an, das jeden Widerspruch abschnitt.

Gerland wußte nichts Beſſeres in ſeiner Verwirrung, als „gute Nacht“ zu wünſchen. Martha, am ganzen Leibe zitternd, reichte ihm doch noch die Hand. Gertrud wollte ein gleiches thun.

Ein drohender Ruf des Vaters hielt das Mädchen zurück. —

Die drei verſchwanden.

Wie betäubt blieb der Zurückgelaſſene auf dem mondbeſchienenen Platze ſtehen.

X.

Pfarrer Gerland hatte seinen Plan, für Breitendorf eine Gemeindeschwester zu gewinnen, keineswegs aufgegeben. Immer wieder nahm er den Gedanken vor und liebäugelte mit seiner Ausführung. Die Summe, welche er seinerzeit von einigen städtischen Damen erhalten, war zu gering zur Erreichung des Zweckes. So kam er auf den Gedanken, eine Sammlung durch die Blätter zu veranstalten.

Es gelang ihm, den Gemeindekirchenrat wenigstens dazu zu überreden, daß ein Aufruf aufgesetzt und erlassen werden durfte.

Trotz des warmen Appells an das öffentliche Mitleid, ging so gut wie nichts ein. Da inzwischen auch eine abschlägige Antwort von seiten des Kreises eingelaufen war — an den sich der Geistliche um Unterstützung gewandt hatte — beschloß er, mit dem wenigen, was da war, auf gut Glück einen Anfang zu machen. Irgend ein Zufall, ein außergewöhnlicher Glücksumstand, konnte ja eintreten. — Vielleicht gewann er in der Lotterie, oder das Herz

eines Reichen wurde auf rätſelhafte Weiſe gerührt. — Im Notfalle mußte er ſelbſt eben mit ſeinem kleinen Vermögen für den Riß ſtehen.

Er ſchrieb an die Oberin eines Diakoniſſenhauſes, die ihm von ſeiner früheren Amtsthätigkeit her bekannt war. —

Es entſpann ſich ein längerer Briefwechſel; er hatte die Verhältniſſe in der Parochie darzulegen — die Oberin hegte Bedenken, welche beſeitigt werden mußten — die Bedingungen wollten feſtgeſtellt und Garantieen geleiſtet ſein.

Endlich war es ſoweit; eine Schweſter ſollte nach Breitendorf kommen, vorläufig nur probeweiſe, auf ein halbes Jahr. —

Gerland holte die Diakoniſſin ſelbſt von der Bahn ab.

Auf den erſten Blick war er ein wenig enttäuſcht. Ein kleines, junges Ding entſtieg dem Coupé dritter Klaſſe, mit rundem, unbedeutendem Geſichtchen — Farben wie Milch und Blut. — Mit verſchämtem Augenniederſchlag begrüßte ſie ihn.

Die ſah nicht aus, als ob ſie nach Breitendorf paſſen werde. Und dabei hatte Gerland der Vorſteherin des Diakoniſſenhauſes doch geſchrieben, daß hier ein Augiasſtall zu reinigen ſei. —

Die Schweſter überreichte dem Geiſtlichen einen Brief von der Oberin. Noch einmal wurde ihm darin das Mädchen beſonders ans Herz gelegt, Schweſter Eliſabeth ſei geeignet wie keine andere für eine ſchwierige Stelle, durch ihre Charakterfeſtigkeit und ihren Eifer für den Beruf. —

Gerland hatte beim Küſter, in einer freien Kammer

für die Schweſter Quartier gemacht. Er führte ſie ſelbſt in die Wohnung ein. Im ſtillen bangte er, daß ſie an der Dürftigkeit des Raumes Anſtoß nehmen möchte; aber das zufriedene Lächeln, mit dem ſie die enge Kammer betrachtete, befreite den Geiſtlichen von dieſer Sorge.

Gegen Mittag war Schweſter Eliſabeth eingetroffen. Da ſie eine längere Eiſenbahnfahrt hinter ſich hatte, riet ihr der Geiſtliche, ſich auszuruhen. Aber ſchon am Nachmittage begegnete er ihr im Dorfe, wie ſie im ſchwarz und weißen Berufskleide, die Röcke wegen des Schmutzes hochgerafft, mit ſtarken Lederſchuhen, die Straße hinabſchritt, als neue Erſcheinung von den Dorfleuten natürlich neugierig angegafft: „Saht ack — nee, saht ack — dan Pfarrn sene Diakunisse!“ —

Gerland ſchloß ſich ihr an und nahm die Gelegenheit wahr, ſie in die örtlichen Verhältniſſe einzuführen. Er machte die Schweſter auf die Lebensweiſe der Leute aufmerkſam, weihte ſie in Gewohnheiten, Laſter und Aberglauben ein.

Er wollte das Mädchen nicht ſchonen. Sie ſollte von vornherein inne werden, daß ſie an dieſer Stelle wenig mit Roſen, aber viel mit Dornen zu thun haben werde.

Um ſie ſogleich mit dem Allerſchlimmſten bekannt zu machen, führte er ſie ins Armenhaus. —

Hier wohnte gegenwärtig eine Frau mit fünf Kindern. Das Familienhaupt war wegen Vagabundierens in einer Arbeitsanſtalt untergebracht. Die unglückliche Frau hauſte einſtweilen mit ihren Fünfen, von denen eines ein Säugling, in dem völlig kahlen Raume. Der Ofen in der Ecke des Zimmers war kalt; es gab kein Brennmaterial und

nichts zum Kochen. Die Kinder waren thatsächlich in Lumpen gehüllt, die allerorten ihre mageren Glieder durchblicken ließen. Mit blutleeren Gesichtern starrten sie die Eintretenden verwundert aus hohlen Augen an. Eines lag am Boden, in einen alten Kartoffelsack gebettet. Die Mutter saß über dem elenden Säugling zusammengesunken — ein Bild völliger Apathie. —

Das waren die Insassen des einen Zimmers.

Jenseits des Ganges wohnten zwei Ortsarme gemeinsam in einem Raume: der taube Tobis und Schunkelernst, der Lumpensammler.

Die beiden alten Junggesellen hausten in diesem Raume bereits seit Jahren, ein würdiges Freundespaar! Sie hatten es sich verhältnismäßig gemütlich eingerichtet. Allerhand merkwürdige Gegenstände schmückten die Wände und lagen in den Ecken umher. Holzstücke, Leisten, Schnitzel, Säcke, Lumpen, Gerümpel jeder Art. Der taube Tobis war ein sogenannter „Bastelch". Er bastelte mit äußerst primitiven Instrumenten an aufgelesenen Holzstücken herum, stellte die wunderlichsten Gegenstände aus nichts zusammen, führte gelegentlich wohl auch eine Reparatur aus, und verdiente sich auf diese Weise einige Pfennige zu Rauch- und Priemtabak. Er gehörte zu den ältesten Leuten im Dorfe und fehlte trotz seiner Taubheit am Sonntage niemals in der Kirche.

Schunkelernst war auch kein Jüngling mehr. Als kleinem Jungen war ihm das Unglück passiert, von einer Schaukel zu fallen; davon hatte er ein gekrümmtes Rückgrat und seinen Spitznamen wegbekommen. Mit einem schmutzigen Sack, der geradezu ein Teil seiner Person zu sein schien, auf dem Buckel, lief er durch die Dörfer, und

ſammelte alles, wovon ſich andere Leute gern trennten. Er ſtand im Verdacht, gelegentlich auch lange Finger zu machen, doch war ihm ein Diebſtahl niemals wirklich nachgewieſen worden.

Dieſe beiden Junggeſellen führten gemeinſame Wirtſchaft; ſie ſäeten und ernteten nicht, aber ſie halfen ſich auf ihre Weiſe durch. Das Holz zur Heizung laſen ſie im gräflichen Forſte auf, Kartoffeln erbettelten ſie ſich bei den Bauern. Was ſie verdienten, ging für Knaſter und Schnaps auf.

Als Gerland heute mit Schweſter Eliſabeth zu dem Freundespaar ins Zimmer trat, verſchwand ein grünliches Fläſchchen, das auf dem Tiſche geſtanden, unter Schunkelernſts gewandten Händen.

Der Geiſtliche hatte einen beſonderen Grund, hier zu viſitieren. Von Zeit zu Zeit erſchienen die beiden abwechſelnd auf dem Pfarrhauſe und bettelten, weil ſie angeblich arbeitsunfähig ſeien; der eine wegen „Reeßens", der andere wegen „Kuppangſt". Beide hatten es im Erbärmlich-thun zu einer wahren Virtuoſität gebracht. —

Vom Armenhauſe ging es weiter, das ganze Dorf durch. In jedes Haus, wo der Geiſtliche von einem Kranken wußte, trat man ein.

Das Verhalten der Schweſter während dieſes Ganges erfüllte Gerland mit hoher Befriedigung. Ihr ſchlichtes Weſen gefiel ihm. Ohne Zimperlichkeit griff ſie zu — ſagte nicht viel und that um ſo mehr — voll Sicherheit und Ruhe — mit dem immer gleichen zufriedenen Lächeln auf ihrem runden Geſichtchen. —

XI.

Nach langem Schweigen ließ Polani endlich wieder etwas von ſich hören. Ein Brief aus Annenbad forderte Gerland auf, ſich doch einmal ſehen zu laſſen; wenn möglich zu Tiſch. Der Amtsbruder bezeichnete einen beſtimmten Tag, der ihm beſonders angenehm ſein würde; Grüße von ſeiten der Frau Paſtorin waren beigefügt, der Bote wartete auf Antwort.

Polani — die ſchöne Frau Paſtorin — Annenbad! — Das war für ihn wie eine verſunkene Welt. Gerland ſchwankte; ſollte er von neuem mit den Leuten anknüpfen; ſie waren ihm ſo unendlich weit gerückt.

Zweierlei bewog ihn ſchließlich, zuzuſagen: einmal der Wunſch, Fröſchels Grab in Annenbad zu beſuchen, dann eine Art Neugier, ſich ſelbſt der Paſtorin gegenüber zu beobachten — vielleicht auch der geheime Reiz, ihr zu beweiſen, wie gleichgiltig ihre Perſon ihm geworden ſei. —

Er fuhr mit einem Bauernwagen hinüber.

Polani empfing ihn im Studierzimmer. Sie hatten ſich nicht geſehen ſeit Fröſchels Beerdigung. Nicht viel mehr als ein viertel Jahr war ſeitdem verfloſſen, und doch — beide Männer fühlten es gleichzeitig bei der Begrüßung — ſie waren einander fremd geworden. Niemals konnte das alte vertraute Verhältnis wieder hergeſtellt werden. — Die Erinnerung an den Toten ſtand zwiſchen ihnen.

Es hätte nahe gelegen für die beiden, Erfahrungen und Erlebniſſe der letzten Zeit auszutauſchen; ſie vermieden das, wie auf Verabredung. Seit jenen Verhandlungen über den Fröſchelſchen Nachlaß mißtraute Gerland dem Amtsbruder — und in Polanis Seele war der Stachel der Beleidigung ſtecken geblieben. Sie näherten ſich einander mit verbindlichem Lächeln auf den Geſichtern, aber jeder für ſich mit dem Entſchluſſe, vor dem anderen auf der Hut zu ſein.

Willkommenen Anlaß zu einem Geſpräche, das keine Tiefen aufrührte, bot da ein Buch, welches aufgeſchlagen auf dem Tiſche lag: „Religionsphiloſophie auf geſchichtlicher Grundlage“, von einem Kathedertheologen. Man vertiefte ſich mit ſcheinbarem Eifer in das Thema, und beide ſuchten einander in Entwicklung theologiſcher Kenntniſſe zu überbieten.

Draußen ertönten Schritte. Polani unterbrach ſich in einer ſchwer gelehrten Auseinanderſetzung. „Sie werden meinen neuen Diakonus heute kennen lernen, lieber Gerland.“ —

Weß Geiſtes Kind würde Fröſchels Nachfolger wohl ſein? — Gerland blickte dem Neuling mit Spannung entgegen.

Der Eintretende war ein ſchlanker, gut gewachſener junger Mann, von geſunder Hautfarbe und blondem Schnurrbart. Polani ſtellte ihn als Diakonus Schwenker vor. Er war noch nicht allzulange von der Univerſität fort, und hatte kürzlich ſein Jahr abgedient. Der Bart vermochte eine Narbe nicht ganz zu verdecken, die ſich vom linken Naſenflügel nach dem Ohre hinzog. Seine Kleidung war ſorgfältig gehalten.

Alſo, die Laune des Schickſals, die ſich oft in Kontraſten gefällt, hatte ein Weltkind zu Fröſchels Nachfolger auserſehen. —

Der Diakonus war ganz und gar erfüllt von Landpartieen, Konzerts und Tanzereien, die kürzlich innerhalb der Badegeſellſchaft ſtattgefunden hatten; er erzählte den beiden älteren Geiſtlichen voll Wichtigkeit davon.

Nach einiger Zeit erſchien die Dame des Hauſes.

Sie zeigte ſich nicht ohne Verlegenheit beim Wiederſehn mit Gerland. Hinter lebhaften Vorwürfen, daß er ſich ſo lange nicht habe blicken laſſen, ſuchte ſich ihre Unſicherheit zu verſtecken.

Man ging gleich darauf zu Tiſch; Gerland ſaß zwiſchen den Wirten. Während ſie die Suppe austeilte, ſtreifte ſein Blick forſchend ihre Erſcheinung. — War es Voreingenommenheit? Aber es kam ihm vor, als habe ſie verloren. — Die Züge ſchienen vergröbert. — Er konnte nicht begreifen, daß dieſe Frau jemals auch nur einen flüchtigen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Sie machte ein paar Verſuche, ihn aus ſeiner Zurückhaltung hervorzulocken; mit voller Abſicht blieb er ein-

ſilbig. Sie rümpfte die Naſe und meinte, daß er ſich ſehr verändert habe.

„Das habe ich, in der That!“ konnte er ſich nicht enthalten, zu bemerken.

Ob er denn etwas Beſonderes erlebt habe, fragte ſie und ſah ihm ſcharf in die Augen.

Er ſchüttelte den Kopf.

Sie wandte ſich von da ab nur noch dem jungen Manne an ihrer anderen Seite zu, welcher ihre Zuvorkommenheit beſſer zu würdigen verſtand.

Diakonus Schwenker blieb in einem Lachen; bei eignen wie fremden Worten, oft auch, wenn gar kein Grund abzuſehen war, verzog er den Mund und zeigte dabei prächtige Zahnreihen.

Im Laufe des Geſpräches ſtellte es ſich heraus, daß auch die Frau Paſtorin an jenen Feſtlichkeiten teilgenommen, von denen der Diakonus vorhin geſchwärmt. Sie ſprachen mit intimen Wendungen von gemeinſamen Bekannten und Erlebniſſen, die für den Fremden unverſtändlich blieben.

Gerland blickte geſpannt auf Polani; der nahm das Verhalten ſeiner Frau mit der üblichen Kühle hin. Nur einmal als ſie von einem Feſte ſprach, wo man nachträglich getanzt hatte, hielt er es für notwendig, dem Amtsbruder zu erklären, daß es ſich um eine Veranſtaltung zu Wohlthätigkeitszwecken gehandelt habe. —

Polani ſchlug vor, den Kaffee nach Tiſch im Pfarrgarten einzunehmen; aber ſie wollte davon nichts wiſſen. Dort wären ſo viel Mücken, meinte ſie, und dann, der Blick nach dem Kirchhof hinüber ſei ihr fatal.

Der Diakonus ſchien die letztere Bemerkung für einen gelungenen Witz zu halten; er lachte aus vollem Halſe los. —

Als nach Tiſch Gerland und Polani im Studierzimmer allein waren, kam man nach einigen Präliminarien nun doch auf das Thema, das all die Zeit über unſichtbar zwiſchen den beiden geſchwebt.

„Iſt Frau Oberlehrer Fröſchel noch in Annenbad?“ fragte Gerland.

„Allerdings iſt ſie noch hier; und wie es ſcheint, will ſie ihre Tage hier beſchließen. Aus dem Diakonat mußte ſie ja natürlich heraus, nach dem Tode des Sohnes. Sie hat ſich anderwärts eingemietet.“

„Ich hatte daran gedacht, ſie heute aufzuſuchen.“

„Hm — thun Sie das lieber nicht, Gerland!“

„Iſt ſie nicht in der Verfaſſung, Beſuch zu empfangen?“

„Das ſchon! — Aber ich kann Ihnen, aufrichtig geſprochen, nicht dazu raten.“

„Um ſie nicht an ihren Verluſt zu erinnern, meinen Sie?“ —

„Das iſt es nicht!“ —

„Iſt ſie etwa — ich meine — wie ſteht es mit dem Geiſteszuſtand?“ —

„Anfangs — gleich nach dem Tode — muß ich Ihnen offen geſtehen, hegte ich dieſelbe Befürchtung, die Sie eben andeuten. — Es iſt eine eigene Sache. — In den Augen des Pſychiaters würde ſie vielleicht nicht völlig normal erſcheinen in allen ihren geiſtigen Funktionen. Eine merkwürdige Wandlung hat thatſächlich mit ihr ſtattgefunden. Auch äußerlich hat ſie ſich ſehr verändert. Sie

würden die Frau kaum wieder erkennen, Gerland. — Dem oberflächlichen, gedankenloſen Urteile mag es — als Wahn — als fixe Idee — erſcheinen, aber wenn man tiefer blickt, verſteht man ſolche Erſcheinungen anders zu deuten. —

„Es iſt etwas mehr als ein phyſiologiſcher Prozeß. — Schütteln Sie nicht den Kopf, Gerland! Wenn Sie dieſe Frau kennten, wie ich ſie kenne, wenn Sie die Kraft, die Wucht — ich kann es nicht anders nennen — die verzehrende Glut erlebten, mit der ſie ringt — wie ſie ihre Seele ausſchickt — wie ſie kämpft mit Gott — wenn ſie das mit anſehen, mit anhören! — Es iſt außerordentlich, dieſer Wandel! Denken Sie doch nur, wie die Frau früher war: die Ruhe, Nüchternheit, Gemeſſenheit in Perſon. Und ſo auch im Religiöſen — klar und poſitiv durch und durch — und jetzt droht ſie, ſich ganz in Myſtik zu verlieren. So hat das furchtbare Ereignis bei ihr alles um und um gewendet. — Es iſt wunderbar, ſage ich Ihnen — es gehört zu den Dingen im Leben, vor denen unſer Verſtand Halt machen muß. — Wo das andere Bereich beginnt, können wir hier eben nur ahnen.“ —

„Ich möchte ſehen, ob ſie ſich mir gegenüber auch ſo zeigen wird.“

„Wie Sie wollen, Gerland!“

Sie wurden durch die Paſtorin geſtört, die vom Nebenzimmer herüberkam und einen gemeinſamen Spaziergang auf die Brunnenpromenade vorſchlug.

Polani war anderer Anſicht.

Sie warf ſich aufs Schmeicheln, ſtreichelte die Hand des Gatten. — Auf Gerland machte es den Eindruck, als ertrage er ihre Liebkoſungen wie etwas Läſtiges.

Dann verſuchte ſie es mit dem Fremden; er ſollte ſie unterſtützen gegen den Gatten. — Die Zeiten waren vorbei, wo Gerland ihr jeden Willen nur zu gerne gethan hätte.

Sie rümpfte die Naſe über die Unliebenswürdigkeit der Männer, und ging mit gekränkter Miene. —

Gerland verabſchiedete ſich bald darauf von Polani und begab ſich auf den Kirchhof.

Er fand Fröſchels Grab friſch bepflanzt. Am Kopfende ſtand ein Kreuz von dunklem Diabas. Kein Name, kein Spruch war darauf eingegraben. — Gerland war es lieb ſo.

Der junge Geiſtliche ſuchte kein Zwiegeſpräch mit der Seele des Toten, wie damals an der Leiche. Er gedachte des Verſtorbenen — verſuchte es, ſich ſein Bild ins Gedächtnis zurückzurufen.

Mit erſtaunlicher Deutlichkeit ſtand die kümmerliche Erſcheinung vor ſeiner Erinnerung. Sein kleines, rundes, blaſſes Knabengeſicht — die tiefliegenden, blinzelnden Augen — das matte Lächeln, der Zug von ſkeptiſcher Bitterkeit um den Mund. Sein haſtig nervöſes Weſen — ſein nimmerſatter Wahrheitsdrang — ſein Glücksbedürfnis und ſeine Scheu vor der Kälte des Lebens — ſein warmes, liebeheiſchendes, mißverſtandenes Herz. — Wo war das alles jetzt? — — —

Was war von dieſem eigenartigen Menſchen, von dieſer Welt voll unendlicher Wunder übrig, als die Erinnerung der wenigen, die den kleinen Mann gekannt, die ihn kaum verſtanden in ſeinen Bedürfniſſen und Wünſchen, und in deren Gedächtnis ſein Bild nun bereits zu verblaſſen begann.

Gerland ſelbſt mußte ſich unbegreifliche Gedankenloſigkeit vorwerfen. Wie ſpät war ihm eine Ahnung davon

aufgegangen, was in der Seele ſeines Freundes vor ſich gehe. — Es hatte der rohen Aufklärung durch Thatſachen bedurft, um ihn darüber zu belehren, wie wund die Seele des Unglücklichen geweſen, der neben ihm im Verzweiflungskampf gefochten, bis ihm in ſeiner Vereinſamung der Lebensmut ausging.

Wie leicht wird der Menſch zum Mörder, ohne es zu wiſſen! — Durch Worte, Blicke, Reden — durch Unterlaſſung — durch Kälte — Unduldſamkeit — ja durch bloße Gleichgiltigkeit — durch Nichtverſtehen!

Sie alle waren ſchuldig an dieſem Toten: Die Mutter — Polani — Gerland ſelbſt.

Hier war ein Menſch im Lebensfroſte erſtarrt. Nach Licht hatte er geſucht — nach Erkennen — rückſichtslos hatte er all die wärmenden Hüllen und Schutzmittel der Illuſion von ſich geworfen — und war nun doch zu zart und ſchwach geweſen, die ſchneidende Kälte eines gottloſen Daſeins zu ertragen. Und wenn er Menſchen um ſich gehabt, die ihn verſtanden, die ihn geſchützt und getragen hätten! — Wenn ſeine Vorgeſetzten, ſtatt ihn zu peitſchen, ihn mit Freundſchaft, Verſtändnis und Takt unterwieſen hätten; wenn ſeine Mutter, ſtatt ihn mit dem kategoriſchen Imperativ der Pflicht, mit der unbarmherzigen Forderung kirchlicher Rechtgläubigkeit, zu foltern, ihn erwärmt hätte durch milde, ſchlichte, alles verſtehende und alles verzeihende Weibesliebe — dann vielleicht würde er nicht in Verzweiflung geendet haben. —

Gerland hatte den Gedanken, Frau Oberlehrer Fröſchel zu beſuchen, nicht aufgegeben. Er traute der Beſchreibung, die Polani von ihrem Seelenzuſtande gegeben, nicht recht.

Fröſchels Mutter in trübem Myſticismus untergegangen! — Dieſe einſtmals ſtolze Natur ſo herabgeſchraubt in ihrer Würde, daß ſie aus der Religion ein Beruhigungsmittelchen machte — ein Opiat gegen den Schmerz! — Sich tröſtend und hinweglügend über ſchwere Vorwürfe! Das wollte er ſelbſt ſehen, ehe er es glaubte!

Der junge Mann wurde aus ſeinem Nachſinnen aufgeſchreckt durch Stimmen aus dem nahen Pfarrgarten.

Der Kirchhof lag um einige Fuß erhöht, man konnte von hier aus das ſchmale Pfarrgärtchen gut überſehen.

Ein helles Kleid und ein bunter Schirm — die Paſtorin kam vom Hauſe her den Mittelgang hinab, begleitet von Diakonus Schwenker. Ihr Kichern und ſein breites Gelächter klangen durcheinander.

Unwillkürlich war Gerlands Neugier rege geworden; er lugte ſcharf hinüber. Die beiden kamen langſam nach vorn. Ihr Geſicht konnte er nicht ſehen, da ſie ſich nach ſeiner Seite gegen die Sonne deckte. War es Voreingenommenheit? Aber er bildete ſich ein, aus ihrem Gange, aus der Art, wie ſie ſchwänzelnd die Röcke warf — Koketterie zu leſen.

Jetzt blieben ſie vor einem Roſenſtocke ſtehen; der junge Mann ſchien ihr mit dem Meſſer behilflich zu ſein, einige Blüten abzuſchneiden. Jedenfalls wurde viel dabei gelacht. — Dann ſchrie ſie plötzlich auf, als habe ſie ſich geſtochen.

Gerland ſah noch mit an, wie ſie dem Menſchen eigenhändig eine Knoſpe ins Knopfloch ſteckte. Haſtig pflückte er ein paar Epheublätter von dem Grabe und eilte von dannen. —

* * *

Es fiel ziemlich schwer, die Wohnung von Frau Oberlehrer Fröschel ausfindig zu machen. Sie war in einen entlegenen Teil des Städtchens Annenbad gezogen, dorthin, wo die ärmere Bevölkerung wohnte. Gerland wunderte sich, daß sie so weit entfernt lebte von dem Teuersten, was es jetzt noch für sie gab: dem Grabe ihres Sohnes.

In einem kahlen Hause wohnte sie nach hinten hinaus, mit dem Blick auf einen engen, schmutzigen Hof. Er wollte sich melden lassen, erfuhr aber von den Hausleuten, daß Frau Oberlehrer kein Mädchen halte.

Sie öffnete ihm selbst die Thür auf sein Klingeln. Er vermochte in der verfallenen, gebeugten Gestalt und in dem zusammengeschrumpften welken Gesicht, das er plötzlich vor sich hatte, kaum die Mutter seines Freundes mit ihrer ehemals straffen, selbstbewußten Haltung wiederzufinden.

Einen Augenblick zweifelte er, ob die Frau ihn erkenne. Mit leerem Blicke, wie einen Fremden, starrte sie ihn an. Er nannte seinen Namen. Sie nickte. Kein Lächeln der Begrüßung erhellte die maskenhaft starren Züge. Schleppenden Schrittes, das Haupt gesenkt, schritt sie durch den Korridor und öffnete die Thür zur Stube. Ein nüchterner, kahler Raum, der nichts von der Wohlgepflegtheit ihres ehemaligen Heimes an sich hatte.

Die Frau setzte sich, Gerland mit einer stummen Bewegung zum Niedersitzen einladend.

Er war gespannt gewesen, wie er Fröschels Mutter wiederfinden würde. Daß ein Schicksalsschlag, wie er sie betroffen, selbst an ihrem granitenen Charakter nicht spurlos vorübergegangen sein konnte, schien von vornherein

klar. Würde der Schmerz ihren Stolz gebeugt, ihre Schroffheiten gemildert haben? Sah sie nun endlich ein, daß sie den Sohn in ihrem Eifern um das Heil seiner Seele nicht zum Guten geleitet hatte? Empfand sie Reue? Verstand sie das Kind jetzt vielleicht besser? Und worin suchte sie Trost?

In ihrem Gesichte war auf solche Fragen keine Antwort zu lesen. Was ruhte auf diesen fest auf einander gepreßten schmalen Lippen, hinter dieser bleichen, wie aus Erz gemeißelten Stirn? Wie Reue sah es nicht aus. Eher sprach aus diesen geschlossenen, undurchdringlichen Mienen ein unabänderlicher Entschluß. Ihre Augen blickten den vor ihr Sitzenden fest an, aber Gerland hatte nicht das Gefühl, daß sie ihn sähe. Der Blick ging an einem vorbei, schien in Fernen gerichtet, die nur sie allein sah und sehen wollte.

Er begann vorsichtig von dem, was zu sagen er sich vorgenommen hatte, sprach von ihrem großen Schmerz und wie er ihr nachfühlen könne, daß dieser Schmerz noch ungemindert sei, wie am ersten Tage.

Die üblichen Worte geistlicher Tröstung, die Gerland hunderte von Malen den Hinterbliebenen Entschlafener gegenüber angewendet hatte, wollten ihm vor diesem Gesichte, mit seinem tragischen Ausdruck, nicht auf die Lippen.

Und doch wollte er trösten und Hoffnung geben.

Er sagte der Mutter, Gottes Herz sei so groß wie die Welt. Sein Verzeihen gehe über Menschenbegriffe. Gewiß sei der Verstorbene irre geworden am Christentum, aber wer sage uns, daß darum Christus irre geworden sei

an ihm! Aus ſeinen Aufzeichnungen ſpreche ein ſo tiefes Heilsbedürfnis, eine ſolche Verzweiflung über den Abfall und ein ſolcher Durſt nach Erkennen, daß es heiße, klein denken vom allgütigen Gott, wenn man annehmen wollte, ſolch ehrliches Streben ſolle ſein Vaterherz nicht rühren.

Die Frau ſchüttelte den Kopf mit einer Energie, die Gerland verſtummen machte.

„Er hat mir einen Brief hinterlaſſen," begann ſie leiſe aber feſt im Ton. „Der Brief iſt geſchrieben, mich zu beruhigen, mir Sand in die Augen zu ſtreuen. Ich ſoll auf Gottes Güte hoffen, ſoll beten. Mein Sohn verweiſt mich auf die Gnade des Herrn, ebenſo wie Sie, Herr Pfarrer! Wie kann man andere auf den verweiſen, an den man nicht glaubt? Wie kann Gott Gebete annehmen für einen, der ſelbſt nicht gebetet? Ich hoffe nichts für ihn."

Dieſes „Ich hoffe nichts für ihn!" klang furchtbar. Was mußte eine Chriſtin erlebt haben, um das Fundament des Glaubens: die Hoffnung, zu verlieren! Was mußte eine Mutter durchgemacht haben, bis ſie dahin kam, von ihrem geliebten Kind zu ſagen: ſie gebe ſeine Seele verloren!

Nun begriff er die verfallene Geſtalt, den leeren Blick, den Zug bitterer Entſchloſſenheit um die ſchmalen Lippen, die nicht lächeln konnten. Dieſe Frau hatte mit vollem, klarem Bewußtſein reſigniert. Nichts ließ ſie mehr an ſich heran von Tröſtung.

„Ich habe alles verbrannt!" fuhr ſie fort. „Alles, was an ihn erinnert: ſeine Briefe, ſeine Bücher. Er hat Gott gekränkt, darum ſoll ſein Andenken ausgelöſcht werden."

„Aber ſein Grab?" rief Gerland. „Sie pflegen doch ſein Grab?"

Sie ſchüttelte das Haupt. „Das thun andere. Pfarrer Polani hat ihm ein Kreuz ſetzen laſſen, gegen meinen Willen. Dem, der vom Erlöſer abgefallen, gebührt kein Kreuz!“

Bei dieſen Worten leuchtete etwas auf in ihrem erloſchenen Auge, wie Haß.

Gerland blickte entſetzt auf die Frau. War es dahin mit ihr gekommen? Sie haßte ihr Kind! — Weil der Sohn abgefallen vom Glauben, hatte ſie ſein Andenken aus ihrem Herzen geriſſen. Der Fanatismus der Rechtgläubigen hatte die menſchlichſte aller Tugenden: die Mutterliebe, ertötet. War dem Gott der Liebe jemals ein ſchrecklicheres Opfer gebracht worden? — War das noch Chriſtentum? War hier nicht vielmehr das Gegenteil von Chriſti Lehre der unergründlichen Sünderliebe? War ein Menſch, der ſo handeln konnte, nicht da angelangt in ſeinem religiöſen Empfinden, wo Religion zum Götzendienſt wird, Glaube in Wahnſinn, Liebe in mörderiſche Wolluſt umſchlägt? —

Es graute dem jungen Manne vor dieſem Zerrbild alles Menſchlichen, Weiblichen, Mütterlichen.

Hier war jedes Wort der Teilnahme verſchwendet, das ſah er wohl. Denn der Troſt, der jedem Schmerz auf dem Grunde ſchlummert: das Vergeben-können und Vergeſſen-wollen, dieſen göttlichen Balſam, der alles menſchliche Verfehlen ausgleicht und ſühnt, den hatte dieſe Frau ſich ſelbſt in eine Schale bitteren Wermuts verwandelt, die ſie nun leeren mußte, ihrem ſtolzen, verhärteten, ſelbſtgerechten Herzen zur furchtbaren Strafe.

XII.

Ein paar Tage darauf kam eine alte Frau aufs Pfarrhaus. Gerland kannte die Alte wohl, sie wohnte in Eichwald und arbeitete als Gartenfrau im Grundstücke des Arztes. Voll Umständlichkeit wickelte sie ein Briefchen aus dem bunten Einschlagetuche.

Von Martha Herberge, wenige mit Bleistift hingeworfenene Zeilen. Gerland hatte Mühe, die zitterigen Krähenfüße zu entziffern.

„Lieber Herr Pfarrer!

Kommen Sie sofort zu mir. Ich bin sehr krank.

Martha Herberge.“ —

Dann kam noch eine Nachschrift:

„Lassen Sie mich nicht ohne geistlichen Zuspruch — ich flehe!“ —

Martha, so plötzlich erkrankt! —

Der Geistliche suchte aus der Botin etwas Näheres heraus zu bekommen; aber die wußte nichts. Der Brief war ihr von der Köchin übergeben worden, mit der Weisung, ihn sofort aufs Pfarrhaus zu tragen.

Würde Doktor Haußner an ihrem Lager ſein?

Und wenn etwa Marthas Zuſtand ſo ſchlimm ſein ſollte, daß ſie nach der letzten Speiſung verlangte, wie würde ſich der Arzt zur Spendung des Abendmahls in ſeinem Hauſe ſtellen?

Ging Gerland vielleicht einem Skandal entgegen — einem Zwiſt, wie ihn ſein Amtsvorgänger mit dem Diſſidenten gehabt? — Und wie würde Gertrud ſich ſtellen — würde ſie Partei ergreifen — und welche?

Seine Phantaſie war geſchäftig, ihm die wunderbarſten Möglichkeiten auszumalen. —

Klopfenden Herzens riß er, vor dem ärztlichen Grundſtücke angelangt, an dem Glockenzuge. Vom Hauſe aus kam ihm die Köchin entgegen.

Er fragte nach Fräulein Herberges Befinden. Sie liege im Bette und ſchwitze. —

Ob Doktor Haußner bei ihr ſei?

Der Hausherr ſei weggefahren, hieß es.

„Wohl um einen andern Arzt hinzuzuziehen?“

„Heut morgen iſt er weggefahren, in aller Frühe — und mittags hat ſie ſich gelegt.“

Während er noch, im Hausflur ſtehend, weitere Auskunft von der Perſon zu erhalten verſuchte, kam ein anderes dienſtbares Weſen vom erſten Stock herab; Fräulein Herberge bäte den Herrn Pfarrer, ſofort zu ihr zu kommen.

Gerland folgte dem Mädchen die Treppe hinauf. Er wurde in ein halbdunkeles Zimmer gewieſen; die Fenſterläden waren geſchloſſen, eine Nachtlampe brannte. Vom hellen Tageslicht in ſtumpfes Dämmerlicht verſetzt, konnte

er für den ersten Augenblick gar nicht erkennen, wo sich die Kranke befinde.

Ein zart flötendes Stimmchen belehrte ihn, wo Martha liege.

Aus mächtigen, bauschenden Kissen blickte ein spitzes Gesichtchen. Martha bis ans Kinn verhüllt, eine Nachthaube über dem Haar. An der andern Seite des Bettes stand Gertrud.

Der Geistliche fragte mit gedämpfter Stimme nach dem Befinden der Kranken. „Ein wenig besser!“ hauchte sie. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, lieber Herr Pfarrer! — Mir war so angst — so fürchterlich angst.“ —

Mit schwacher Stimme bat sie ihn, sich zu setzen. Sie streckte ihre Hand aus den Kissen heraus und griff nach Gerlands Rechter. Glühend lag das magere Händchen in der seinen.

Der Geistliche erkundigte sich teilnamsvoll, wie das so plötzlich gekommen sei.

„Es ist das Herz — ja, das Herz! Ich habe das manchmal.“ —

„Ganz kalte Hände und Füße bekam die Tante auf einmal,“ flüsterte Gertrud von der andern Seite herüber.

„Sie hat mich gepflegt, wie der beste Doktor!“ — meinte Martha. „Und dann hatte ich ja auch den Trost, Sie in der Nähe zu wissen, lieber Herr Pfarrer. Wenn solches Kreuz über einen kommt, dann fühlt man recht, was es um das Wort Gottes ist. Hier das gute, liebe Kind hat mir vorgelesen. — Trudel, reiche einmal dem Herrn Pfarrer das Buch! — Nun, so reiche es ihm doch! — Es wird ihm ja nicht unbekannt sein.“ —

Gertrud ſtand da mit niedergeſchlagenen Augen und rührte ſich nicht.

Martha richtete ſich ein wenig in den Kiſſen auf, ſorgſam die Bettdecke über der Bruſt feſthaltend und griff nach dem Buche, das neben ihr auf dem Tiſchchen lag. — In der That! Gerland kannte dieſes Buch mit dem goldenen Kreuz auf dem Deckel. —

„Hier, Herr Pfarrer! Von Ihrer ſeligen Mutter haben Sie das zur Konfirmation erhalten. — Und daraus hat mir Gertrud vorgeleſen. — O, Kinder — Kinder!“ —

Sie kam nicht weiter. Tiefe Stille herrſchte im Raume; man hörte jeden Atemzug. — Gerland überlief es heiß und kalt. — Er blickte nach Gertrud hinüber, die noch immer daſtand, regungslos.

Von der Straße her ertönte Hufgeklapper; plötzlich ſetzte das taktmäßige Klipp-Klapp aus — man vernahm die Glocke des Gartenthores.

„Er!“ ſagte Martha mit bebender Stimme und verſteckte das Geſicht in den Kiſſen.

Gerland wußte es, das konnte nur Haußner ſein.

„Verſtecken Sie ſich!“ flüſterte ihm Martha zu. „Er darf Sie nicht hier finden. Schrecklich iſt er, wenn er in Zorn gerät. Verſtecken Sie ſich!“

Gerland mußte lächeln über dieſes Anſinnen. Er fürchtete ſich nicht. Daß der Arzt in dieſem Augenblicke gerade zurückkehrte, erſchien ihm ein Glück. Nun mußte ſich ja alles entſcheiden. Wie er jetzt handelte, davon hing ſein Lebensglück ab.

Er trat auf Gertrud zu. Das Mädchen ſah es wohl

ſeinem Mienenſpiele an, daß er Großes von ihr wolle. Sie ſenkte die Augen. Ihr Atem flog.

„Gertrud!“ ſagte er. „Wenn ich jetzt vor Ihren Vater trete, wird er mich fragen, was ich hier zu ſuchen hätte. Kann ich dann — darf ich — —“ Er zauderte, weil ihm das rechte Wort fehlte.

„Darf ich dann Ihrem Vater ſagen, daß ich ein Recht habe, hier zu ſein? Darf ich ſagen, daß Sie — meine Braut ſind?“

Einen kurzen Augenblick zauderte das Mädchen. Wie ein Schauer ging es über ihren jungen Leib. Dann blickte ſie auf, ſah ihn voll an, und ſagte: „Ja!“

Gerland legte ſeine Hand auf die ihre. Sie in dieſem Augenblicke zu küſſen, verbot ihm Ehrfurcht vor der Größe der Stunde.

„Ich danke dir, Gertrud!“ ſagte er nur.

Noch einmal drückte er die Hand des Mädchens und ging zur Thür. Er wollte allein vor Haußner treten — Mann gegen Mann würde er zu Gertruds Vater ſprechen.

Seine Nerven waren aufs höchſte geſpannt und doch kam er ſich ſelbſt gefaßt, ja beinahe kalt vor. Jener verzweifelte Mut erfüllte ihn, den das Bewußtſein einer unabweisbaren Entſcheidung zu geben vermag.

Während er aus der Thür ſchritt, hörte er Martha ein lautes Gebet anſtimmen.

Auch er ſprach unwillkürlich einige Gebetsworte, während er die Treppe hinabging — aber es war Lippenwerk; er fühlte das und hörte zu beten auf, ſeine Energie einzig und allein auf das richtend, was ihm die nächſten Minuten bringen mußten.

Haußner ließ auf ſich warten; durch die offen ſtehende Hausthür erblickte Gerland ſeine vierſchrötige Figur am Garteneingang. Er trug ein größeres Paket in Händen, Kutſcher und Mädchen folgten ihm mit einigen Ballen.

Gerland ſah ihn langſam mit aufgeknöpftem Überzieher auf das Haus zukommen. Nichts entging dem jungen Manne in dieſem Augenblicke. Er erkannte, daß Pflanzen in dem Pakete ſeien. Die Blumenköpfchen guckten oben aus dem grauen Papiere heraus.

„Legt das Zeug alles zuſammen vors Gartenhaus!“ ließ ſich die tiefe Stimme Haußners vernehmen. Es folgten noch einige Befehle, dann endlich betrat der Mann die Hausflur, in der bereits das Zwielicht der Dämmerung herrſchte.

Haußner legte das Paket in die Fenſterniſche neben der Thür, dann ſtreckte er ſich gähnend — und erblickte nun erſt den Geiſtlichen. Der Mund blieb ihm offen ſtehen, er ließ die Arme ſinken. — Gerland machte ſeine Verbeugung.

„Warten Sie hier auf mich?“ fragte Haußner.

„Fräulein Herberge iſt erkrankt — und hat mich rufen laſſen.“

„Martha erkrankt! — was?“

„Ich glaube, es liegt kein Grund zu ernſter Beſorgnis vor, Herr Haußner. — Es wurde dem Fräulein Angſt, und da ſchickte ſie nach mir, des geiſtlichen Zuſpruchs wegen.“

„Das alberne Frauenzimmer!“ — Trotz des Halbdunkels konnte der Geiſtliche in Haußners Mienen den aufſteigenden Zorn erkennen. Der Arzt wollte den Überzieher

ablegen, konnte aber damit nicht recht zu ſtande kommen. Gerland ſprang zu — wollte ihm behilflich ſein. „Laſſen Sie das!“ damit riß er ſich den Paletot mit Gewalt herunter.

„Die ganze Geſchichte iſt Komödie. Na, wart, dir will ich —“ damit ſchritt er zur Treppenthür. Aber Gerland vertrat ihm den Weg.

„Herr Haußner! — Nur einen Augenblick! — Ich bitte um Gehör.“ —

„Was wollen Sie?“

„Ich muß Sie um einige Worte unter vier Augen bitten. Es iſt in unſer aller Intereſſe.“

Haußner muſterte ihn mit mißtrauiſchen Blicken.

„Nun — aber ich bitte kurz!“

„Nicht hier, Herr Haußner!“

„Nun, zum Donner —!“ der Arzt riß widerwillig eine Thür auf. Gerland trat ein. Es war das nämliche Zimmer, in dem er bereits einmal im vorigen Sommer zu ſpäter Abendſtunde geweſen.

Der Geiſtliche blieb an der Thür ſtehen, Hut in der Hand. Haußner war etwas tiefer ins Zimmer hineingetreten.

„Was wollen Sie eigentlich?“ Gerland zögerte mit der Antwort, bemüht, die paſſendſte Form der Anſprache zu finden. Haußner wandte ſich nach ihm mit einem ungeduldigen: „Nun?“ —

„Herr Haußner, ich betrachte mich als verlobt mit Ihrem Fräulein Tochter.“

„Sind Sie toll geworden?“

Kurze Pauſe. — Der Arzt ſtand vor ſeinem Schreib-

tiſche, beide Hände auf die Platte geſtützt, mit vorgeſtrecktem Kopfe den anderen anſtarrend.

„Jawohl — ich bin verlobt mit Gertrud — ſeit heute abend.“

„Heute abend?“

„Ja!“

Der Arzt machte ein paar unmotivierte Griffe an ſeinen Kleidern, die ihm auf einmal zu eng zu werden ſchienen. Die Weſte riß er auf, wobei ein Knopf abſprang. Gerland ſprach ruhig weiter. Haußner griff ſich unter den Bart, an den Hals, als wollte er ſich dort Luft machen. Mit wuchtigem Tritte ſchleuderte er einen Stuhl bei Seite, der ihm im Wege ſtand. Schwer atmend kam er auf Gerland zu; ſeine rotunterlaufenen Augen weisſagten nichts Gutes. Er hob den Arm gegen den Geiſtlichen.

Gerland ſchwieg und rührte kein Glied. Das Blut ſummte in ſeinen Ohren irgend eine ſonderbare Melodie, auf die er lauſchen mußte, gegen ſeinen Willen.

Keuchend, mit funkelnden Augen, ſtand der bärtige Mann da und ſchüttelte ſeine Cyklopenfäuſte. — Nicht mit einer Wimper zuckte der Geiſtliche, beinahe heiter war ihm zu Mute; er wußte es zu genau, daß ihm nichts geſchehen könne.

Wie ein empörtes Unwetter löſte ſich jetzt die Wut bei Haußner. Er ſparte nicht an groben Schimpfworten.

Gerland ließ ihn ſich austoben. Dem erregten Manne ging endlich der Atem aus; er mußte ſich ſetzen.

Mit voller Abſicht dämpfte der Geiſtliche ſein Organ zu einſchmeichelnder Weichheit. Er erklärte, die Anſchuldigungen, welche der Arzt gegen ihn geſchleudert, ſeien

falſch. Der Schein verurteile ihn. — Vor allem aber bat er, daß nunmehr auch Gertrud gehört werde.

„Was ſoll Gertrud hier!“ fuhr Haußner auf.

„Sie wird bekunden, daß ſie ſich als meine Braut betrachtet.“

Ein Fluch entfuhr Haußners Lippen. Mit geſenktem Haupte ſaß er einen Augenblick da, dann ſprang er auf, rannte nach der Thür und rief, daß es durch das Haus dröhnte: „Gertrud!“

Das Mädchen kam augenblicklich vom oberen Stockwerke heruntergeeilt. — „Hier herein!“ — Der Vater zog ſie am Arme ins Zimmer.

„Gertrud — wie iſt das? — Hier, dieſer — behauptet, mit dir verlobt zu ſein.“

„Jawohl, Papa.“

Gerlands Herz jubelte bei ihrem friſchen Bekenntniſſe. Er hütete ſich wohl, etwas zu ſagen.

„Infame Kupplerin! — Ich — ich breche ihr die Knochen entzwei!“ — Haußner wollte zur Thür, aber Gertrud hatte ſich an ihn gehangen.

„Wo willſt du hin, Papa?“

„Laß mich!“

„Nein, Papa, du ſollſt Tante Martha nichts Böſes thun.“ —

„Laß mich!“

Es entſpann ſich ein Kampf. Das Mädchen wurde ein kurze Strecke geſchleift. — Gerland, dem vor Schreck der Atem ſtockte, war drauf und dran, ihr zu Hilfe zu eilen.

Da hielt der Arzt inne — er war von ſelbſt zur Beſinnung gekommen.

Gertrud richtete ſich auf — ſie war ganz ruhig; das Haar zurückſtreichend, meinte ſie: „Papa — wirklich — die Tante kann gar nichts dafür.“ —

Haußner, der an der Wand lehnte, gab dem Kinde ein Zeichen mit der Hand.

„Soll ich wieder gehen, Papa?“

Er nickte ſchwerfällig mit dem Kopfe.

Sie huſchte von dannen, leicht wie ein Reh. Den Geiſtlichen, der ihr die Thür öffnete, durchzuckte es, wie ein elektriſcher Schlag, als er den flüchtigen Druck ihrer Hand verſpürte. —

Haußner ſchwieg lange.

Gerland hatte keinen Grund, das Schweigen zu brechen.

Endlich begann der Arzt mit rauher Kehle: „Sie haben das wirklich ſehr fein eingefädelt — das muß ich ſagen! Aber bilden Sie ſich nur nicht ein, daß das irgend etwas zu bedeuten hat. — Daß Gertrud „ja!“ geſagt hat, bedeutet gar nichts! Sie iſt erſt ſiebzehn. — Ich beſtimme über ſie — und von mir bekommen Sie ſie nun und nimmer — das ſage ich Ihnen!“ —

Der ganze Mann war in fürchterlichſter Erregung.

Der Geiſtliche erkannte, daß hier vorläufig nichts zu machen ſei. Durch jedes Wort, das er ſprach, vermehrte er den Zorn des andern.

Er entſchloß ſich, zu gehen.

Nur noch eine Bitte wagte er: daß er am nächſten Tage kommen dürfe.

„Sie betreten mein Haus nicht wieder! Meine Antwort wiſſen Sie. — Wir ſind überhaupt fertig mit einander!“ ſchrie Haußner.

„Und ich werde mir trotzdem erlauben, wiederzukommen," sagte Gerland, sich zur Ruhe zwingend.

„Dann werden Sie die Thüren verschlossen finden."

Der Geistliche zauderte noch einen Augenblick. Er wäre gern mit einem freundlicheren Worte geschieden. Aber da der andere beharrlich schwieg, ging er schließlich, ohne eine Antwort auf seinen Abschiedsgruß zu vernehmen. —

Der Abweisung zum Trotze, die er soeben erfahren, fühlte er sich ruhig, heiter und im Innersten beglückt.

Gertrud stand ja zu ihm! —

* * *

Am nächsten Morgen — Gerland saß in Kirchenrechnungen vertieft — erschien Doktor Haußner im Pfarrhause.

Der Geistliche sprang erstaunt von seinem Lederstuhle auf — unwillkürlich lachte er dem Arzte entgegen; er konnte in dessen Kommen nur ein gutes Omen erblicken.

Haußner blieb kalt und düster; den Stuhl, welchen Gerland ihm anbot, wies er ab — er könne stehen, meinte er.

„Ich komme hierher, Herr Pastor," begann er, „um Ihnen nochmals in aller Ruhe — gestern war ich erregt — und Ihnen in Ruhe zu wiederholen, daß ich das, was zwischen meiner Tochter und Ihnen vorgefallen, nicht anerkenne. — Gertrud ist nicht in dem Alter, um über sich selbst zu bestimmen."

„Eine Frage, Herr Haußner: was liegt denn gegen mich gar so Schlimmes vor? — Ist es vielleicht, daß ich Geistlicher bin, was mich Ihnen so verhaßt macht?"

Der Arzt lachte höhniſch auf.

„Ich weiß, daß mein Kleid in Ihren Augen keine Empfehlung iſt. — Aber ſchließlich! Warum ſollte denn ein Geiſtlicher nicht wieder gut zu machen verſuchen, was andere meines Standes an Ihnen verſchuldet haben?“ —

Haußner ſtutzte. — „Was wiſſen Sie darüber?“

„O, ich weiß alles, Herr Haußner! Ich weiß, wie theologiſcher Fanatismus an Ihnen geſündigt hat. — Nicht jeder von uns iſt ein Superintendent Großer, oder ein Pfarrer Menke. — Ich weiß es, was Sie dem Manne, der hier vor mir Seelſorger war, vorzuwerfen haben.“ —

Das Geſicht des Arztes hatte ſich verdüſtert; er machte eine Bewegung mit den Schultern, als ob er etwas von ſich ſchieben wolle. „Darum handelt es ſich gar nicht!“ meinte er.

„Es wäre das größte Glück für mich, Herr Haußner, wenn es mir vergönnt würde, Ihnen einen beſſeren Begriff von unſerem Stande beizubringen.“ —

„Schöne Worte kann jeder machen! — Mit Redensarten laſſe ich mich nicht fangen — ich halte mich an das, was ich ſehe.“

„Und haben Sie denn irgend etwas geſehen, Herr Haußner, das Sie berechtigte, mich mit jenen in einen Topf zu werfen?“

„Sie ſind naiv! — Denken Sie denn, man hat keine Augen im Kopfe? — Seit Sie hier im Amte ſind, ſpionieren Sie um mein Haus herum, ſuchen mich unter den lächerlichſten Vorwänden auf, erzwingen die Bekanntſchaft. — Hinter meinem Rücken knüpfen Sie mit Gertrud an, ſtecken ſich hinter dieſe alte Betſchweſter

Martha, geben sich Rendezvous mit den beiden bei Mondschein, dringen, während ich abwesend bin, in mein Haus, um sich mit meiner Tochter, einem halben Kinde, zu verloben. — Das sind ja nur die Dinge, die ich in Erfahrung gebracht habe; was Sie sonst noch angestellt haben mögen, Herr Pastor, um von meiner Tochter das Jawort herauszubekommen, entzieht sich natürlich meiner Kenntnis." —

Gerland stand bestürzt vor diesen Anschuldigungen. So also stellte sich in Haußners Kopfe dar, was er unternommen hatte, um sich Gertrud zu nähern. Diese ganze, ihm allein bekannte Liebesgeschichte, die ihm wie ein heiliges Wunder erschien, galt dem Vater des Mädchens als ein raffiniert ersonnenes, mit Lüge und Kniffen ausgeführtes Intriguenstück. Wie sollte er den tiefeingewurzelten Verdacht entkräften, der sich in der Seele dieses Mannes gegen ihn festgesetzt hatte? —

„Herr Haußner, ich bitte eines erwägen zu wollen," begann er, mit Nachdruck sprechend. „Ich würde durch die Verbindung mit Ihrer Tochter manches auf mich nehmen, was nicht leicht für mich zu tragen ist. Gertrud steht außerhalb der Kirche." —

Haußner fuhr unwillig auf.

„Mißverstehen Sie mich nicht!" rief Gerland ihm schnell zu. „Ich erwähne das nur, Herr Haußner, weil diese Thatsache Ihnen doch klar machen muß, daß es egoistische Gründe nicht gewesen, die mich bei der Wahl geleitet haben. Sie können selbst darüber nicht im Zweifel sein, Herr Haußner, daß ich, so wie die Verhältnisse nun einmal liegen, mein Amt riskiere — ja, daß ich es ganz sicher

einbüße, wenn ich ein Mädchen heimführe, welches dem chriſtlichen Bekenntnisſtande nicht angehört. Sie werden vielleicht von Ihrem Standpunkte aus ſagen, damit verlöre ich nichts. — Ich kann Ihnen eben nur verſichern: dem iſt nicht ſo! Ich verliere viel — ich verliere nicht bloß die paar Studien- und Kandidatenjahre, wenn ich gezwungen würde, mein Amt niederzulegen — ich verliere meinen Lebenszweck. Der Talar iſt mir ein teures Kleid. — Sie mögen das belächeln; aber es iſt ſo! Ich habe auf dieſen Beruf losgearbeitet, habe ihn mir erſtritten unter vielen Zweifeln und Kämpfen; der Seelſorgerberuf iſt mir ans Herz gewachſen. — Ich verſichere Ihnen, ich erblicke darin mehr, als die Pflicht, Sonntags auf die Kanzel zu treten, und eine Predigt zu halten. Ich faſſe meinen Beruf als den eines Hirten auf — eines Erziehers." —

Hier unterbrach ihn Haußner durch ein Gelächter.

„Lachen Sie, Herr Haußner? Sie halten alles das für Phraſen? — Das thut mir ſehr leid! Ich weiß ja, welche Erfahrungen Sie mit andern Klerikern gemacht haben — leider! — Aber Sie ſollten doch zwiſchen Perſon und Perſon unterſcheiden."

Eine kurze Pauſe entſtand.

„Herr Haußner," — begann der Geiſtliche, bei dem bloßen Gedanken an das, was er jetzt ſagen wollte, errötend, „darf ich mir eine offene Frage erlauben? Hegen Sie vielleicht den Verdacht gegen mich, daß ich — aus — wie ſoll ich es nennen — aus materiellen Rückſichten um die Hand Ihrer Tochter werbe? — Trauen Sie mir das zu?"

„Sie haben recht, Herr Paſtor," erwiderte Haußner, und blickte ihn mit ſeinen grauen Augen ſcharf und feind-

ſelig an. „Das traue ich Ihnen zu — und habe ich Ihnen von vornherein zugetraut. — Ihr Paſtoren heiratet ja alle nach Geld!“ fügte er giftig hinzu.

Gerland fuhr auf, der Cynismus des andern fing an, ſeine Galle zu erregen. „Nein, wirklich, Herr Haußner, um Ihr Geld iſt es mir nicht zu thun — wahrhaftig nicht! Ich bin nicht reich; aber ich habe ſo viel, daß ich leben kann. — Auch eine Frau, denke ich, würde ich noch ernähren können; ſelbſt wenn Sie mir nichts zubrächte, hören Sie! Ich möchte doch um ſoviel Gerechtigkeit bitten, daß Sie nicht alles, was Sie gerechtfertigt oder ungerechtfertigt gegen meinen Stand einzuwenden haben, auf mich anwenden. Ich kann doch wohl verlangen, daß meine redlichen Abſichten unparteiiſch geprüft werden — daß mir nicht von vornherein Motive niedrigſter Art untergeſchoben werden und mein Charakter verunglimpft wird. Ich meine, das iſt nicht gerecht und iſt weder meiner, noch Ihrer würdig, Herr Haußner!“

Sein Eifer und der freie Ton, in dem er ſich verteidigte, hatten doch einigen Eindruck auf den andern hervorgebracht.

Unruhig im Zimmer auf und abgehend, knurrte Haußner Worte in den Bart, die Gerland nicht verſtehen konnte.

Nach einiger Zeit machte der Arzt Halt, und brachte ſtoßweiſe, Gerland von der Seite anſehend, folgendes vor: „Ich will das alles gar nicht weiter unterſuchen! — Dazu bin ich nicht hier — habe auch weder Zeit noch Luſt dazu. Jedenfalls ſage ich Ihnen ſoviel, daß ich keine Annäherung von Ihrer Seite wünſche. Ich bin deshalb hierher gekommen, um mir Ihre weiteren Beſuche in meinem Hauſe ein für

allemal zu verbitten. Ferner verbiete ich Ihnen auch jede Korreſpondenz mit meiner Tochter — überhaupt jeden Verkehr! — Haben Sie mich verſtanden?“

„Vollkommen, Herr Haußner! Aber ich muß Ihnen erklären, daß ich nach wie vor an dem Verlöbnis mit Gertrud feſthalte.“ —

Haußner funkelte den Geiſtlichen an; aber dieſer hielt dem Blicke ſtand. —

Der Ärger, den zu verſtecken der Arzt ſich vergeblich bemühte, allein ſchon bewies, daß er ſich ſelbſt nicht mehr als Herrn der Situation betrachte.

Er ging einigemale mit rotem Kopfe im Zimmer auf und ab, an den Lippen nagend; dann vor Gerland Halt machend, rief er: „Noch einmal — ich verbitte mir jede Annäherung an meine Tochter — und — das wiſſen Sie jetzt!“ —

Er ſchien mehr auf dem Herzen zu haben; ſetzte auch zum Sprechen an, ließ es aber ſchließlich bleiben, wohl in der Empfindung, daß er ſeine Worte hätte wiederholen müſſen. Dann ging er zur Thür, und war ſchon fort, noch ehe ſich Gerland zurecht machen konnte, ihm das Geleit zu geben.

Der Geiſtliche ſah ihm zum Fenſter hinaus nach, wie die maſſive Geſtalt hinter dem Zaune des Pfarrgärtchens verſchwand.

Gerland mußte in dieſem Augenblicke daran denken, wie er — zwei Jahre war's jetzt vielleicht her — von dem Manne gegangen war, mit dem demütigenden Gefühle einer ſchweren Niederlage.

Jetzt lagen die Dinge doch etwas anders.

XIII.

Superintendent Großer hatte die Geiſtlichen ſeiner Ephorie zu vertraulicher Beſprechung eingeladen.

Der Gärtnergewendbauer mußte alſo den Schecken einſpannen, um den Herrn Pfarrer nach der Kreisſtadt zu fahren.

Man war etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als Gerland vor ſich auf der Chauſſee einen korpulenten Mann in ſchwarzem Rock erblickte. Es war Dornig.

Gerland ließ Halt machen, als er auf gleicher Höhe mit dem Amtsbruder war, und fragte, ob er Dornig einen Platz im Wagen anbieten dürfe.

„Das will ich glauben!“ rief der dicke Pfarrer. „Solche Rentiers, wie du, können fahren!“ Er lachte ſich erſt über die eigene Bemerkung gründlich aus, wiſchte ſich den Schweiß, der ihm bereits den Hemdkragen völlig durchweicht hatte, von Geſicht und Hals; dann ſtieg er ein, und nahm ſtöhnend Platz.

„Na, wie geht's denn in Breitendorf?"

Gerland dankte.

„Du haſt ja jetzt auch eine Gemeindeſchweſter dort." —

„Woher weißt du denn das?"

„Ja, von wem habe ich das doch gleich — richtig! Wenzel, dein früherer Kantor, erzählte mir's neulich! — Ich ſehe ihn hin und wieder — man kann das natürlich nicht ganz vermeiden, wenn man an einem Orte lebt. Schließlich — die Frau iſt eben früher doch auch Paſtorenfrau geweſen. — Na, ich weiß ja ſchon — du biſt auf alle beide nicht gut zu ſprechen. Übrigens ſo ſchlimm ſind die Leute wirklich nicht bei näherer Betrachtung. Er hält ſich jetzt leidlich nüchtern; ſie hat ihn hölliſch unter der Fuchtel und hängt ihm die Schnapsflaſche hoch. — Wir haben da ſo ein Skatkränzchen im Kretſcham; die feineren Leute unter ſich — verſtehſt du! Da kommt Wenzel auch manchmal dazu. Aber Punkt dreiviertel elf Uhr muß er nämlich zu Haus ſein, ſonſt geht's ihm hunds-ſchlecht. Sie führt den Pantoffel, aber ſo!" — Dornig machte eine beredte Geſte mit der Hand. „Was ſagſt du dazu?"

Er brach in ein dröhnendes Gelächter aus, in das der Gärtnergewendbauer auf dem Bocke mit einſtimmte. Die traurigen Ehe-Erfahrungen des ehemaligen Kantors von Breitendorf bereiteten dem Bauern offenbar vielen Spaß.

„Woas ho 'ch Se geſagt, Herr Paſter!" meinte der Alte und wandte den beiden Geiſtlichen ſein rotes Geſicht zu. „Zwiſchen dan beeden wor Liebſchaft! Schun bein ſalgen Pfarrn Menken ſenen Labzeiten — ju ju — Se kin merſch

heelig gleba. — Nu hoat ar ſei Fett — Wenzel! — Dan giht's nu dreckch — die werd en ſchu oan dar kurzen Leine hoalen — ju ju! — Su mußt's ack kimma. — Siſt de Wenzel, nu hoſt de dei Fett wag!" — Und der Alte ſank in ſtillem Gekicher ganz in ſich zuſammen auf ſeinem Bocke.

Dornig, in ſeiner plump vertraulichen Art, forſchte, wie Gerland ſein Hausweſen eingerichtet habe, ſeit die frühere Paſtorswitwe ihn verlaſſen, wo er jetzt eſſe, ob er billiger oder teurer lebe.

„Sage 'mal, da ſoll ja dieſer Doktor Haußner wieder im Lande ſein?" —

„Jawohl!" meinte Gerland.

„Und die Tochter iſt auch mit?"

„Ja!"

„So ſo! — die Tochter iſt auch wieder da — — hm! Ich hörte darüber neulich, ganz zufällig. — Was für eine Art Perſon iſt ſie denn eigentlich — ich meine, iſt ſie ein nettes Mädchen?"

Gerland ſah Dornig an. Eine merkwürdige Miſchung von Neugier, Verſchmitztheit, Phlegma und Verlegenheit ſpiegelten ſich in dem fetten Geſichte wieder.

„Warum fragſt du mich das?" ſagte Gerland ſcheinbar kalt; er nahm ſich zuſammen.

„Gott — nur ſo! — Eigentlich geht's mich ja nichts an. Aber, ſchließlich, man intereſſiert ſich doch für ſeine Freunde." —

„Stammt dieſe Nachricht vielleicht auch aus derſelben Quelle?" fragte Gerland, den Amtsbruder ſcharf anblickend.

„I Gott bewahre!" rief Dornig voll Eifer. „Du denkſt wohl gar, ich laſſe mir von den Wenzels was vor-

klatſchen. Da kennſt du mich falſch! Wirklich, um ſolche Sachen kümmere ich mich gar nicht!“ —

Das Geſpräch verſtummte für einige Zeit. Eine Verſtimmung war eingetreten zwiſchen den beiden ehemaligen Schulkameraden. Dornig war das Gefühl, Gerland verletzt zu haben, doch ſchließlich peinlich geworden; er fing von einem anderen weniger verfänglichen Stoffe an — die bevorſtehende Konferenz der Ephoren.

„Die Sache ſoll ganz vertraulich ſein, diesmal,“ meinte Dornig. „Im Hauſe des Alten ſelbſt!“ — womit er den Superintendenten meinte. —

„Was will er denn eigentlich von uns?“ forſchte Gerland.

„Was wird's denn ſein! Diaſpora-Angelegenheiten. — Vom Konſiſtorium iſt eine Verordnung gekommen — und dann will er uns wohl noch einiges in Sachen Fröſchel mitteilen.“

„Wie — in Sachen Fröſchel?“ —

„Der Alte hat ſich da wieder mal ſehr geſchickt aus der Affaire gezogen. Als ſich Fröſchel damals erſchoß, dachte man doch, es würde ihm hölliſch ans Bein laufen — ja, ich glaube, da hat's manche gegeben, die ſich auf eine Superintendentenvakanz ſchon ſpitzten: die haben ſich nun freilich geſchnitten. Unſer Alter iſt auch nicht von geſtern. Er muß einen ſehr geſchickten Bericht eingereicht haben. Oben ſcheint man ganz zufrieden geſtellt. Auch in der Preſſe hat ſich der Lärm ſchnell gelegt. Jetzt hört man ſchon gar nichts mehr von der Geſchichte; und neulich hat der Superintendent ja auch eine Auszeichnung erhalten.“

„Der Superintendent — eine Auszeichnung?“

„Menſch, lieſt du denn gar keine Zeitungen! Den roten Piepmatz vierter. Jawohl! Vergiß nur nicht, ihm zu gratulieren.“ —

Sie waren inzwiſchen in der Stadt eingefahren, und hielten bald vor der Superintendentur.

Gerland ging dieſer Sitzung mit den unangenehmſten Empfindungen entgegen. —

Die beiden wurden in ein Zimmer gewieſen, in welchem eine längliche Tafel aufgeſtellt war. Eine Anzahl Geiſtlicher war bereits zur Stelle, unter ihnen Polani. Es gelang Gerland, den Pfarrer von Annenbad von der Gruppe loszumachen, bei der er gerade ſtand.

Er hatte ſich längſt vorgenommen, mit jenem zu ſprechen. Was er neulich erfahren, daß es Polani geweſen ſei, der dem toten Fröſchel ein Kreuz aufs Grab habe ſetzen laſſen, hatte in Gerlands Augen vieles gut gemacht. Eine ſolche That ſprach dafür, daß unter dem glatten Äußeren dieſes Mannes doch ein Herz ſchlug, welches tieferer Gefühle fähig war.

Polani hörte ſich Gerlands Dankesworte an mit jenem ihm eigentümlichen müden, ſelbſtironiſchen Lächeln. „Niemand ſollte es eigentlich wiſſen,“ ſagte er „von wem das Kreuz ſtammt. Nun haben Sie's doch erfahren Gerland! Aber ſprechen Sie wenigſtens nicht davon, darum bitte ich Sie!“

Gerland verſprach das. „Glauben Sie mir nur, lieber Gerland,“ fuhr Polani fort, „ich habe dieſen Fröſchel ganz gut verſtanden. Jeder von uns modernen evangeliſchen Theologen hat einmal da geſtanden, wo Fröſchel geendet iſt, an der kritiſchen Wegekreuzung. Der Arme hat den

Weg zur Kirche nicht zurückgefunden, das ist seine Tragik. Er büßt gewissermaßen für den ganzen Stand. O, ich habe Fröschel ganz gut verstanden! Er ist unseres Mitgefühls wert, vielleicht sogar unserer Abbitte. Aber öffentlich seine Partei ergreifen, geht nicht. Um des Beispiels willen darf das nicht sein! Das Kreuz auf seinem Grabe trägt keine Inschrift, wie Sie bemerkt haben werden. Dieses Kreuz sollte weiter nichts bedeuten als meinen Ausdruck des Mitfühlens für einen Mann und Amtsbruder, der über einen Stein gestürzt ist, vor welchem Gott unseren Fuß gnädig bewahrt hat."

Gerland schüttelte Polani die Hand. Es gewährte ihm große Befriedigung, den Mann, den er einstmals hoch geschätzt, und den er später tiefer und tiefer in seiner Achtung hatte sinken lassen müssen, so sprechen zu hören.

Das ermutigte ihn auch, sich an Polani zu wenden mit der Befürchtung, welche Dornigs Worte in ihm wachgerufen. War es denn wirklich so? Sollte Fröschels Selbstmord heute noch einmal zur Besprechung kommen? —

„Es ist richtig!" erwiderte Polani. „Der Superintendent will diese Angelegenheit berühren. Aber Sie brauchen nichts zu befürchten, Gerland. Es wird kein Wort fallen, das Sie oder irgend einen Freund des Toten verletzen könnte. Der Herr Superintendent gedenkt die Sache in irenischem Sinne zu behandeln — rein in irenischem Sinne." —

Polani wurde hier von einem Amtsbruder angeredet. Er entschuldigte sich bei Gerland, dem die Gedanken im Kopfe herumwirbelten. ‚Im irenischen Sinne — also, im irenischen Sinne wird er über Fröschel sprechen!'

Es war Gerland, als sähe er das Gesicht des kleinen Mannes, der jetzt in einsamer Kirchhofsecke lag, vor sich — das spöttische Zwinkern der Augenlider und den bitteren Zug um die müden Lippen. —

Die Diözesanen waren inzwischen vollzählig erschienen. Gerland sah manches bekannte Gesicht wieder. Diakonus Schwenker, Fröschels Nachfolger in Annenbad, Pfarrer Roßbach und andere — selbst Pfarrer Valentin war von Göhdaberg herabgekommen.

Gerland riß sich aus einer Unterhaltung los, in die ihn Roßbach verwickelt hatte, als er das weißumrahmte Gesicht seines alten Freundes erblickte.

Er hatte den Alten kaum begrüßt, als die Schultern und Rücken der Amtsbrüder sich beugten; der Ephorus war eingetreten.

Der Herr Superintendent hielt zunächst seinen Rundgang. Mit prälatenhafter Würde teilte er Ansprachen aus, schüttelte hier und da eine Hand, machte eine launige Bemerkung, die pflichtschuldigst belacht wurde. Der Oberhirte war gut gelaunt. Von diesem und jenem der Amtsbrüder wurde er beglückwünscht zur neuen Auszeichnung. Er nickte leutselig zu solchen Bemerkungen, dankte mit vielsagendem Lächeln, bescheiden jedes Verdienst ablehnend.

Auch Gerland wurde ganz gegen Erwarten von Seiten des Superintendenten durch eine besonders freundliche Ansprache ausgezeichnet. Es würde ihn nicht erstaunt haben, wenn sein Oberer ihn völlig links hätte liegen lassen, nach den Auseinandersetzungen, die neulich zwischen ihnen stattgefunden. —

„Nun zum Geſchäft, meine Herren Amtsbrüder!“ — rief der Superintendent, nachdem er mit den Begrüßungen durch war.

Man eilte zu den Plätzen und hörte zunächſt das Einleitungsgebet an, welches der Ephorus ſprach.

Der erſte Teil der Tagesordnung betraf mannigfache Vorkommniſſe aus der letzten Zeit: Todesfälle, Vakanzen, Neubeſetzungen in der Diözeſe. Dann wurden verſchiedene Verordnungen von ſeiten des Provinzial- und Landeskonſiſtoriums verleſen und beſprochen.

Nachdem dieſer Teil mit der dem Superintendenten eignen Breite zu Ende geführt war, machte der Prälat eine Pauſe — er ſchien ſeine Gedanken zu ſammeln. Gerland ahnte, was kommen werde.

„Noch einmal, liebe Amtsbrüder,“ begann der Ephorus endlich und legte ſein Geſicht in ernſte Falten, „noch einmal muß ich auf einen traurigen Fall zu ſprechen kommen, mit dem, im Beginne dieſes Jahres, der Herr unſere Diözeſe heimgeſucht hat. Sie alle werden wiſſen, welches Ereignis ich damit meine: den Selbſtmord unſeres unglücklichen Amtsbruders Fröſchel, weiland Diakonus in Annenbad.“ —

Wieder eine Pauſe.

„Die Befürchtungen, die wir damals an den überaus betrübten Fall knüpften, die berechtigten Sorgen wegen der möglichen Folgen dieſes Ereigniſſes für die Diözeſe — liebe Amtsbrüder — haben ſich, Gott ſei Dank, nicht bewahrheitet. Schnell iſt das Geſchrei verſtummt, das ſich in der Preſſe einer gewiſſen kirchenfeindlichen Richtung gegen uns erhob — auch Rom und ſeine Anhänger haben aus dem Vorfalle keine Waffen gegen uns ſchmieden können

– und ein hohes Kirchenregiment hat sich nach eingehender Prüfung der Sache überzeugt, daß die Schuld nirgend anders zu suchen war, als bei dem Thäter selbst, der sich durch seine That freilich jeder Verantwortung vor menschlichen Tribunalen entzogen hat.

„Und so haben sich denn alle billig Urteilenden von der Überzeugung durchdrungen, daß uns irgendwelche Vorwürfe in dieser Angelegenheit nicht treffen. Denn es ist ja eben klar erwiesen, daß Fröschel bei seinem Thun die volle Zurechnungsfähigkeit nicht besessen hat.

„Das Ungewitter ist vorübergezogen, die Wolken sind zerstreut. Man hat uns nichts anhaben können, nicht das geringste! — Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen. — Fester denn je steht der rechte Glaube unter uns aufgerichtet, und wir ruhen gesichert auf diesem Felsengrunde. Die Zaghaften und Kleingläubigen unter uns, und auch unsere Feinde und Widersacher, müssen es jetzt unumwunden anerkennen: viel zu fest ist das Gefüge unserer Kirche, als daß der Abfall eines Verirrten ihr etwas anhaben könnte.

„Im Gegenteil, aus Bösem ist Gutes geworden. Der Herr hat es herrlich hinausgeführet, wunderbar sind seine Wege. ‚Groß und wundersam sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott, gerecht und wahrhaftig sind deine Wege, du König der Heiligen!‘“ —

Superintendent Großer wollte damit die Konferenz beschließen, aber aus der Mitte der Diözesanen erhob sich Pfarrer Roßbach.

Er bat um Verzeihung, daß er, obgleich einer der jüngsten, es wage, nach dem verehrten Herrn Superinten-

denten das Wort zu ergreifen — aber es dränge ihn dazu; er könne nicht zurückhalten mit seinen überschwellenden Empfindungen, und er glaube, im Sinne aller Anwesenden zu handeln, wenn er dem Herrn Superintendenten ihrer aller wärmsten Dank — innigste Anerkennung — tiefste Bewunderung ausspräche für die schöne, echt christliche, priesterliche, taktvolle, homiletische Art und Weise, mit welcher der Oberhirte in dem Falle Fröschel vorgegangen sei. — Wie er in dieser überaus schwierigen Angelegenheit durch Weisheit und Vorsicht große Gefahren von der Diözese abgewendet habe.

„Dafür, Herr Superintendent, unser aller tiefgefühlten Dank! Mit Ihnen fühlen wir uns stolz und geehrt durch die hohe Auszeichnung, die Ihnen, so wohlverdient, kürzlich zu teil geworden ist. Ich weiß es, ich spreche aus der Seele aller hier versammelten Amtsbrüder, wenn ich Gott den Herrn anflehe, Sie uns noch recht lange zu erhalten, teurer Herr Superintendent, zum Segen der Diözese, zu Schutz und Schirm der guten Sache, zu Nutz und Frommen der Kirche." —

Der Superintendent war tief ergriffen, Thränen in den Augen, stammelte er Worte des Dankes. Pfarrer Roßbach empfing zustimmende Händedrücke. —

Die Versammlung lief nach diesem Abschluß schnell auseinander. Die Auswärtigen gingen in den Gasthof zum gemeinsamen Mittagsmahl. Bei Tisch fiel es auf, daß Polani und Roßbach fehlten. Jemand wollte wissen, daß sie vom Superintendenten zum Mittagessen aufgefordert worden seien.

„Aha!" rief Dornig. „Das ist die Quittung für

Roßbachs Rede — 's iſt nur gut, daß Polani endlich einen Konkurrenten im Schuſtern gefunden hat.“ —

Wenn den beiden, Polani und Roßbach, in der nächſten Viertelſtunde die Ohren klangen, ſo ſtammte das jedenfalls nicht von guter Nachrede ſeitens der Amtsbrüder. —

XIV.

Gerland fuhr bei Zeiten nach Haus zurück. Er hatte den alten Pfarrer Valentin zu ſich in den Wagen genommen, um dem Greiſe wenigſtens ein Stück Weges das Marſchieren zu erſparen.

Selbſt auf den harmloſen, alten Mann, der, wenn irgend möglich, Dingen und Menſchen die beſte Seite abzugewinnen verſuchte, hatten die Vorgänge des Morgens einen unangehmen Eindruck gemacht. Mißtrauen war dieſer friedliebenden Natur durchaus fremd, aber heute ſtimmte er in Gerlands kritiſche Betrachtungen über die Amtsbrüder trauernden Herzens ein. Er werde alt, klagte er, und die Welt um ihn her habe ſich verändert. Die Schlichtheit, die Innigkeit des Glaubens ſei verloren gegangen. Auch in den geiſtlichen Stand habe ſich das Strebertum eingeſchlichen. — Man blicke nach oben; aber nicht auf den lieben Gott. — An Stelle der Frommheit mache ſich Phraſe und Heuchelei breit. — Eine zweite Periode des Rationalismus ſei im Anzuge.

Der alte Mann ſchüttelte trübe ſein Haupt und ſprach davon, ſich nun bald emeritieren laſſen zu wollen.

Gerland hatte Valentin gegenüber etwas Beſonderes auf dem Herzen — eine Beichte! — Sein Verhältnis zu Gertrud wollte er dem Onkel des Mädchens nun endlich eröffnen.

Er holte weit aus, erzählte, wie alles gekommen ſei.

Auf Bedenken, Kopfſchütteln, ja auf ernſtes Abreden hatte ſich Gerland gefaßt gemacht; die Wirkung, die ſeine Eröffnung in Wahrheit auf den alten Mann hatte, kam ihm völlig unerwartet. —

Pfarrer Valentin weinte vor Freude.

Das ſei ja ſeine Hoffnung geweſen im ſtillen, von dem Augenblicke an, wo er erfahren, daß Gerland in Verkehr mit Haußner getreten.

Gerland fiel ein Stein vom Herzen, als er den Alten ſo ganz auf ſeiner Seite ſah; nun ſchüttete er ihm ein ganzes Herz voll Sorgen aus. Jetzt, wo er alles darlegen mußte, wurde ihm ſelbſt erſt klar, wie ſchwierig die Lage ſei, in die er ſich begeben. Er machte Valentin gegenüber all die Hinderniſſe geltend, die ſich ſeiner Verbindung mit Gertrud in den Weg ſtellten.

Da war vor allem Haußners ſchroff ablehnende Haltung. — Die Tochter taufen zu laſſen, dazu würde ihn keine Macht der Welt bringen. Wie aber konnte Gerland im Amte bleiben, wenn er ein ungetauftes Mädchen heimführte? — Nach keiner Seite ſchien ein Ausweg aus dieſem Dilemma vorhanden. —

Aber Pfarrer Valentin wollte nichts davon wiſſen, daß Gerlands Lage troſtlos ſei. „Das wird alles zu einem

guten Ende kommen, mein lieber junger Freund!“ — tröſtete er. „Ich ſehe hier zu deutlich Gottes Finger. Wenn man alt wird, fängt man an, weit zu blicken, während das Nahe verſchwimmt. Ich ahne jetzt, welchen Weg unſer Herrgott uns alle geführt hat. — Wir ſind nicht mehr weit vom Ziele, will mich bedünken.“ —

Der Alte ſaß eine Weile, ohne ein Wort zu ſagen, mit freundlich ſtiller Miene; er ſchien in ſich zu blicken, während die ſinkende Sonne rings ihre Flammenzeichen aufſteckte. Gerland hütete ſich, ihn zu ſtören; er ahnte, daß der Greis vergangener Zeiten gedachte.

Dann ergriff Valentin die Hand des jüngeren Mannes: „Hören Sie mich, mein Freund, ich habe mich zu etwas entſchloſſen — ich will mit Haußner ſprechen. Manches Jahr iſt es her, daß ich dem Manne Auge in Auge geblickt habe. Die Zeit ſcheint mir erfüllt. — Ich denke, wir haben uns vieles zu ſagen, Haußner und ich.“ —

* * *

Sie waren am Haußnerſchen Grundſtück in Eichwald vorgefahren. Gerland hatte den Wagen entlaſſen. Er ging langſam auf der Straße auf und ab.

Die Zeit verſtrich ihm ſehr langſam. Zweimal ſchon, ſeit Pfarrer Valentin hineingegangen, hatte er es in Breitendorf ſchlagen hören. Daß der Alte den Arzt angetroffen habe, wußte Gerland; er hatte das tiefe Organ Haußners, das mit keinem andern zu verwechſeln war, vom Garten her vernommen.

Da drinnen wurde jetzt ſein Geſchick entſchieden. —

Dem jungen Geiſtlichen klopfte das Herz. Es war thöricht von ihm, zaghaft zu ſein; je länger die Unterredung dauerte, deſto beſſer war es ja für ſeine Ausſichten.

Die Front des großen Hauſes lag gänzlich im Dunkel; ſelbſt die Fenſter des ärztlichen Studierzimmers waren nicht erleuchtet.

Ob Gertrud und Martha eine Ahnung hatten, was vorgehe? — Wo mochten ſie jetzt wohl ſein? —

Als Gerland das nächſte Mal an dem Gartenthore vorüberſchritt, öffnete ſich dieſes leiſe. Durch die Spalte zwängte ſich ein graues Weſen. Jemand faßte Gerland am Rock „Herr Pfarrer!“ flüſterte ein Stimmchen. Eine Geſtalt, wie ein Fledermäuschen im Abenddunkel, huſchte heran. — „Kommen Sie ſchnell, Herr Pfarrer!“ — Als er zögerte, zog ſie ihn mit ſanfter Gewalt zur Thür. „Ich habe die Glocke ausgehängt — niemand kann etwas hören. Kommen Sie!“ —

„Aber, Fräulein Herberge, das geht doch nicht!“ meinte Gerland, dem allerhand Bedenken aufſtiegen.

„Kommen Sie nur — kommen Sie! — Hinauf nach dem Walde ſind ſie gegangen, Haußner und der alte Herr. — Kommen Sie nur!“ —

Das Thor ſchloß ſich unhörbar hinter ihm.

Gerland wollte etwas ſagen. — „Pſt, pſt!“ Martha hielt ihm den Mund zu. Man that ein paar Schritte über Raſen. Da hüpfte aus der Dämmerung eine andere Geſtalt herbei.

Einige ihm unverſtändliche Worte flüſterte Martha noch; dann war er allein mit Gertrud. Das alte Mädchen ſchien der Schatten der Gebüſche verſchluckt zu haben.

Er fühlte eine weiche Hand in der ſeinen zittern — blickte in ein Paar glänzend zu ihm aufgeſchlagene Augen. Wortlos beugte er ſich zu dem lieblichen Geſichte herab, das ſich vor ihm aufthat, wie der Kelch einer Blume — ein Paar halbgeöffnete Lippen kamen den ſeinen entgegen. Er fühlte, wie die kleine Hand in der ſeinen zuckte, — etwas Neues durchrieſelte ihn vom Kopf zu den Füßen.

Keines ſagte ein Wort — nur noch in halbbewußten Bewegungen löſten ſich die Gefühle aus.

Ein Gedanke blitzte ihm durch den Sinn: die Laube. Sie ſchien ihn ſofort zu verſtehen, obgleich keine Worte gewechſelt wurden. Die Laube lag dicht nebenan; auf Zehen ſchlichen ſie hinein, klopfenden Herzens. Er ſtieß ſich hart an der Tiſchkante und fühlte es nicht. Taſtend fand er im Dunkeln die Bank, ſetzte ſich und zog das Mädchen neben ſich.

Jeder ſeiner Bewegungen folgte ſie. Bald hatte er ſie ganz in ſeiner Gewalt — ſein Arm lag um ihren Körper, ſein Kuß durchdrang ihre Lippen — ſie ſchien keinen eignen Willen mehr zu haben. Wie ein Schüler folgte ſie willig ſeiner Anleitung. Und dabei war er ſelbſt ein Lernender.

Jetzt ſank des Mädchens Kopf zurück; er blickte ihr, über ſie gebeugt, ins Geſicht; ein matter Schimmer des Abendhimmels fiel darauf. Sie ſchloß die Augen; ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt.

Nun fand er an ihrem Ohre die erſten ſtammelnden Worte — ein unzulängliches Geſtändnis von dem, was er empfand.

Wie ein Kind, das im Einſchlummern begriffen, lag ſie in ſeinen Armen. Sie nickte mit dem Kopfe und lächelte.

Er küßte ihr die geſchloſſenen Augen und das Haar, ſtreichelte ihr die Wangen. Sie ſchmiegte ſich an ihn.

Jetzt hörte er draußen ein ihm wohlbekanntes männliches Organ. Das Mädchen richtete ſich ein wenig auf. „Der Vater!“ flüſterte ſie.

Stimmen und Schritte kamen näher. Gerland erwog mit angehaltenem Atem, was er zu thun habe, im Falle man ſie entdecke. Aber die Gefahr ging diesmal vorüber; dicht an der Laube, ſo daß ihre Geſtalten für einen Augenblick den hellen Himmelsabſchnitt verdunkelten, ſchritten die beiden Männer vorbei. Sie waren eifrig im Geſpräch vertieft.

Valentin und Haußner ſtanden noch einen Augenblick vor der offenen Hausthür. Gerland konnte jedes Wort hören, das ſie ſprachen.

„Du mußt hier bleiben für die Nacht. So ſpät kannſt du doch unmöglich bis nach Göhdaberg laufen“ hörte man Haußner ſagen.

Der alte Valentin ſchien ſich dagegen zu ſträuben. Der Arzt redete weiter in ihn hinein, aber nicht in unfreundlichem Tone, wie es Gerland vorkam.

Dann verſchwanden die beiden im Hauſe.

XV.

Schweſter Eliſabeth, die Gemeindediakoniſſe, lag ihren Pflichten mit großem Fleiße ob. Gerlands Befürchtung, ſie möchte dem ſchweren Berufe nicht gewachſen ſein, bewahrheitete ſich nicht. Zu jeder Tageszeit und bei jedem Wetter war er ihr ſchon im Dorfe begegnet. Sie ſchien das Geheimnis zu verſtehen, an mehreren Stellen gleichzeitig zu ſein. Die widerlichſten Dienſte am Lager Schwerkranker, oder bei verwahrloſten Kindern, that ſie mit freundlichem Lächeln. Ohne Lärm und Aufſehen flog dem Mädchen die Arbeit von den Händen; ſtill wie ein Heimchen war ſie, und ſtets guter Dinge.

Die Gleichmäßigkeit ihres Weſens ſchien eine beruhigende Wirkung auf die Kranken auszuüben. Schweſter Eliſabeth war im Laufe weniger Wochen eine beliebte Perſönlichkeit im Breitendorfer Thale geworden. Und all die Bedenken, welche man erſt gegen die Anſtellung einer Gemeindeſchweſter geltend gemacht, waren verſtummt oder ſie ſchwiegen wenigſtens einſtweilen.

Eine merkwürdige Ironie des Schickſals fügte es, daß Schuhmacher Herklotz, der am gehäſſigſten gegen die Berufung einer Diakoniſſe aufgetreten war, jetzt in die Lage kam, den Geiſtlichen um Überlaſſung der Schweſter zur Pflege ſeiner erkrankten Frau zu bitten. —

Herklotz, ein vorgeſchrittener Fünfziger, hatte trotz ſeiner Mißgeſtalt in zweiter Ehe eine junge Perſon geheiratet, von der er mehrere Kinder beſaß. Kürzlich wieder von einem Kinde entbunden, hatte ſich die Frau im Wochenbette nicht gehalten; ſchon am dritten Tage nach der Geburt war ſie aufgeſtanden, um eine Verrichtung in der Wirtſchaft vorzunehmen: nun lag ſie an ſchwerem innerem Schaden darnieder.

Herklotz beſaß einige Bildung; er las viel — ſeine Litteratur bezog er von herumziehenden Kolporteuren; auch hatte er ſelbſt ein Blatt radikaler Färbung im Vertriebe. Gegen die Kirche zu opponieren, hielt er für die erſte Pflicht des freien Mannes; und da er nicht logiſch genug dachte, um die Perſon von der Sache zu trennen, ſo trat er dem Geiſtlichen von vornherein mit grimmigem Haſſe entgegen. Gerlaud hatte mehr als einen Annäherungsverſuch dieſem verbiſſenen Querkopf gegenüber gemacht, aber ohne Erfolg.

Nun mußte dem Manne dieſes Unglück paſſieren. Seine junge Frau, die ihm als Wirtſchafterin und Kinderpflegerin ganz unentbehrlich war, wollte er doch nicht gern einbüßen. Zuerſt hatte er es mit einem Doktor aus der Stadt verſucht; aber der verſchrieb dem geizigen Manne viel zu viel Medikamente, die ins Geld liefen. Man war alſo ſehr bald von dem koſtſpieligen Medikus abgegangen

und hatte ſich Rat bei der Beſprechfrau Tonchen geholt. Die hielt denn mit ihrer Weisheit nicht hinter dem Berge; die Folge ihrer Wunderkuren aber war, daß es jetzt, nach einem halben Jahre, ſchlimmer mit der Kranken ſtand, denn anfangs. — Schuhmacher Herklotz befand ſich in keiner beneidenswerten Lage mit einer bettlägerigen Frau, und vier Kindern, von denen eins noch nicht aus dem Säuglingsalter heraus war.

Die Not hatte ihren Höhepunkt erreicht, als Schweſter Eliſabeth in Breitendorf eintraf. Gerland war über die Zuſtände im Hauſe des Schuhmachers wohl unterrichtet, aber er vermied es, die Schweſter dort hinzuführen; aufdrängen wollte er ſich dem Manne nicht, ſo wie ſie zu einander ſtanden. — Dieſem Charakter gegenüber ſchien größte Vorſicht geboten. Der Geiſtliche beſchloß, ſich in dieſem Falle ſuchen zu laſſen.

Gerland konnte ſich daher einer gewiſſen Befriedigung nicht erwehren, als Herklotz eines Tages im Pfarrhauſe erſchien und mit dem „Pfarrn“ zu ſprechen verlangte.

Nach einigem Druckſen kam der Schuhmacher denn auch damit heraus, daß er ſich die Gemeindeſchweſter zur Pflege ſeiner Frau ins Haus wünſche.

Der Geiſtliche ſetzte ihm auseinander, daß die Schweſter bereits aufs äußerſte in Anſpruch genommen ſei, und daß ſie in der nächſten Zeit kaum noch neue Patienten würde zu den alten übernehmen können.

Der Buckelige ſtand da, den großen kahlen Kopf mit der unſauberen Platte geſenkt, ſo daß Gerland ſein Mienenſpiel nicht zu beobachten vermochte.

„Ja, es wird jetzt beim beſten Willen nichts zu machen

ſein, Meiſter Herklotz!“ meinte der Geiſtliche. „Es iſt doch wohl nur billig, wenn diejenigen, welche ſich zuerſt beworben haben, auch zuerſt berückſichtigt werden. Hier, ich will Ihnen mal vorleſen, wo die Schweſter jetzt überall pflegt und wie oft ſie bereits vorgemerkt iſt.“ Er begann aus der Liſte vorzutragen. „Sie ſehen daraus, Herklotz, daß das Bedürfnis nach einer Gemeindeſchweſter in unſerer Parochie ein großes iſt.“ — Gerland machte eine Pauſe; dieſe Pille mußte er ſeinem Widerſacher doch zu koſten geben. „Die Schweſter möchte ſich zerreißen, ſoviel hat ſie hier zu thun vorgefunden. — Aber ich will Sie vermerken auf der Liſte. — Das iſt alles, was ich gegenwärtig thun kann, Meiſter Herklotz.“

Innerlich war Gerland längſt mit ſich im reinen, daß er Schweſter Eliſabeth veranlaſſen wolle, ſich dieſes Falles anzunehmen.

Der Schuhmacher war offenbar mit dem erhaltenen Beſcheide nicht zufrieden. Er blieb auf ſeinem Platze und drehte die ſchmutzige Kopfbedeckung in den Händen. Gerland blickte voll höchſter Spannung auf ihn; würde der trotzige Geſelle ſich wirklich zu einer Bitte herbeilaſſen?

Mit ſeinem ſchnarrenden Organ, das Gerland von der Gemeinderatsſitzung her noch im Ohre klang, begann der Buckelige: „Is es etwan, und Se wulln mer de Diakuniſſe ne hergahn, weil'ch 's latzte Kind no ne zur Tofe gebracht habe?“

Der junge Geiſtliche hatte in der Breitendorfer Stelle ja ſchon manch eigenartige Erfahrung geſammelt, aber dieſe Logik machte ihn zunächſt doch ſtutzen. „Ich bitte Sie,

Meiſter Herklotz, was hat denn das für einen Zuſammenhang? Gewiß wünſche ich nichts ſehnlicher, als daß mir die Kinder zur heiligen Taufe gebracht werden, aus freien Stücken von ſeiten der Eltern; und ich muß es Ihnen ganz offen ſagen, Meiſter Herklotz, ich warte ſchon lange beſorgten Herzens darauf, daß Sie mir nun auch Ihr Jüngſtes endlich zur Taufe anmelden. Aber nie würde ich aus Ihrer bisherigen Verſäumnis ein Recht dazu ableiten, Ihnen, oder gar Ihrer armen Frau, die Hilfe abzuſchlagen, deren Sie bedürfen. — Ich glaube, Sie verkennen mich völlig, Herklotz! Ich fürchte beinahe, Sie haſſen mich! Ich würde viel darum geben, wenn ich es wenigſtens ſo weit brächte, daß Sie mich gerecht beurteilen. Wollen Sie denn nicht Vertrauen faſſen zu Ihrem Pfarrer — Meiſter Herklotz?“

Gerland war aufgeſtanden und hielt dem Manne die Hand hin.

Der Buckelige zögerte längere Zeit; dann ſchlug er, ohne aufzuſehen, in die dargebotene Hand ein.

Auf Gerlands Verſprechen, daß er noch heute mit der Gemeindeſchweſter zu der Kranken kommen werde, hatte Herklotz kein Wort des Dankes.

Und als er ging, war der Geiſtliche im Zweifel, ob er dieſen Mann gewonnen, oder ob er ſich ihn nur noch mehr zum Feinde gemacht habe. —

* * *

An einem der nächſten Tage ging der junge Geiſtliche wieder nach Eichwald hinauf. Er vermied diesmal, von

der Straße her seinen Eingang in Doktor Haußners Besitzung zu nehmen. Die neugierige Miene des öffnenden Mädchens war ihm lästig. — Das Dienstbotenvolk mußte bereits etwas gewittert haben; er wollte keinen Stoff zu Klatschereien geben.

Vom Walde aus, in den der Garten des Arztes verlief, betrat er diesmal das Grundstück.

Auf dem Wege hatte er sich bereits ausgemalt, wie er das Mädchen wohl antreffen möchte, unter welchem Vorwande er sie beiseite locken wolle. — Allerhand abenteuerliche Pläne entstiegen seiner erregten Phantasie.

Es war am Vormittage. Der Garten lag vor ihm in hellem Sonnenlichte, als er aus dem Gehölze trat. Forschend ließ er seine Blicke nach allen Seiten gleiten; nirgends eine Spur von Gertrud! — Wenn er nur wenigstens Martha gefunden hätte, die würde schon Rat gewußt haben. —

Er schritt langsam die mit Obstbäumen bepflanzte Rasenböschung hinab, dem Hause zu.

Unten im Gemüsegarten arbeitete ein Mann; die weißen Hemdsärmel leuchteten weithin, die Schollen flogen vor seinen kräftigen Armen — er wandte dem Geistlichen den Rücken. Jetzt, wo er sich aufrichtete, um zu verschnaufen, hatte ihn Gerland erkannt. — Der Arzt grub seine Gemüsebeete um.

Gerland zauderte. Es war noch immer Zeit, umzukehren und ungesehen im Walde zu verschwinden. Aber weshalb dem Manne aus dem Wege gehen? — Einmal mußte der Zwist ja doch ausgetragen werden zwischen ihm und jenem. Alles erträglicher, als dieser Zustand der Unklarheit und des Mißtrauens!

Gerland näherte ſich dem arbeitenden Manne, machte abſichtlich ein Geräuſch, um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Der Arzt wandte ſich, und Gerland brachte ſeinen Gruß an. Haußner maß ihn mit wenig erfreuter Miene und brummte irgend etwas, das ebenſogut eine Verwünſchung wie eine Begrüßung bedeuten konnte, in den Bart.

Gerland kannte den merkwürdigen Mann nun doch ſchon zur Genüge, um ſich durch ſolche Rauheit der Manieren nicht irre führen zu laſſen. ‚Er iſt Gertruds Vater!‘ dieſer Gedanke war es, der ihn immer und immer wieder die beleidigende Schroffheit überſehen ließ, deren ſich der Arzt mit einer gewiſſen Abſichtlichkeit ihm gegenüber befliß. — Im Grunde konnte er ſich eines Gefühls tiefer Zuneigung zu dieſem Sonderling nicht erwehren. Viel, ſehr viel würde er darum gegeben haben, wenn er ſich Haußners Achtung hätte erwerben können.

Der Arzt ſchien ſich durch die Gegenwart des Geiſtlichen nicht im geringſten in ſeiner Arbeit ſtören laſſen zu wollen. Mit kräftigen Spatenſtichen fuhr er fort, das dunkle, ſpeckglänzende Erdreich umzulegen.

Den jungen Mann reizte es, zu beweiſen, daß auch ihm ſolche Arbeit nichts Fremdes ſei. In der Nähe erblickte er einen Schubkarren mit Werkzeugen. Er ſuchte ſich eine Stichſchaufel heraus, legte ſeinen ſchwarzen Rock ab und ſtellte ſich, ohne ein Wort der Erklärung zu geben, neben den Arzt. Bald flogen ſeine Erdſchollen mit denen Haußners um die Wette.

Vor ihnen am Boden ſtand ein Blumentopf; Gerland bemerkte, daß der Arzt die Larven, Würmer und Käfer,

die beim Umgraben aufgeworfen wurden, in dieſem Behälter ſammle. Der Geiſtliche begriff zwar nicht, zu welchem Zwecke dies geſchehe, aber er begann ebenfalls, das Gewürm ſorgfältig aufzuleſen und in den Topf zu werfen, wie er es von dem andern ſah.

Nach einiger Zeit ſtach der Arzt ſeinen Spaten in den Boden und ſtand mit verſchränkten Armen. Gerland fühlte, daß der Blick des Mannes auf ihm ruhe. Er that nicht desgleichen — arbeitete ruhig weiter.

„Das hätte ich mir auch nicht träumen laſſen," ſagte Haußner plötzlich, „daß ich mal einen Geiſtlichen zum Gartenjungen haben würde." —

Es war das erſte Mal, daß Gerland eine launige Bemerkung von dieſem Munde vernahm. — Kein ſchlechtes Zeichen, wie ihm deuchte! — Er blickte auf und ſah, daß die Augen des bärtigen Mannes auf ihn gerichtet waren, nicht unfreundlich, ſo kam es ihm vor. Unwillkürlich lächelte Gerland.

Der Arzt bückte ſich nach dem Blumentopf, deſſen Inhalt er prüfte.

„Geſtatten Sie mir die Frage, Herr Haußner," meinte Gerland, „was haben Sie mit dieſen Würmern eigentlich vor?"

„Damit füttere ich meine Fiſche!" war die Antwort.

Das gab dem Geiſtlichen willkommenen Anlaß zu weiteren Fragen.

„Wenn Sie 's intereſſiert, können Sie ſich meine Pfützen — Teiche wäre ein zu großartiger Ausdruck — mal anſehen."

Natürlich war Gerland mit größtem Vergnügen dazu bereit. — Im Innern frohlockte er. Der alte Iſegrimm fing endlich an, ſein rauhes Fell abzulegen.

Sie betraten einen abgelegenen Teil des Grundſtückes, von deſſen Exiſtenz Gerland bisher nichts geahnt hatte. Durch Wieſen eilte ein Wäſſerchen zu Thale; an verſchiedenen Stellen war der Bach mittelſt Querdämmen zu kleinen Teichen angeſpannt.

Gerland erkundigte ſich nach dem Urſprung dieſer Anlage und erfuhr, daß ſie Haußners eigenſtes Werk ſei.

Sie traten auf den Damm des unterſten Teiches. Der Arzt begann den Inhalt des Topfes ſtückweiſe auszuwerfen. Jetzt wurde Leben in dem kryſtallhellen Waſſer. Blitzſchnell ſah Gerland eine Anzahl Fiſche herbeiſchießen. Kaum hatte der Wurm, oder der Engerling den Waſſerſpiegel berührt, ſo verſchwand er auch ſchon in einem leichten Wellengekräuſel.

Man ging zum nächſten Teiche, wo ſich dasſelbe Schauſpiel wiederholte. Gerland fragte, welche Fiſcharten der Arzt züchte. — „Salmoniden," meinte Haußner, „Forellen, Saiblinge, Äſchen, — die gedeihen in unſerem kalten Gebirgswaſſer am beſten."

„Sind weiter oben keine Fiſche?" fragte Gerland, da er bemerkte, daß Haußner den Inhalt des Topfes ausgeleert hatte, noch ehe man zum letzten Teiche gekommen war.

„Nein! Dort habe ich eine Art von Beobachtungsſtation angelegt."

Sie waren an den oberſten Teich gekommen, in deſſen klarer Flut Waſſerpflanzen aller Art einen hellgrünen Filz bildeten.

„Sehen Sie, hier iſt mein Obſervatorium!“ ſagte Haußner.

Gerland bat um Erläuterung, worauf ſich die Beobachtungen des Arztes erſtreckten.

„Es handelt ſich um den Übergang der organiſchen Materie von einem Lebeweſen zum andern. — Eines der intereſſanteſten Probleme der Biologie! Und nirgends kommt man vielleicht der Löſung dieſer Frage nahe, wie bei der niederen Tierfauna des Süßwaſſers; weil die Struktur gerade dieſer Lebeweſen die denkbar primitivſte iſt.“ —

Der Arzt zog mit einem gekrümmten Aſte, den er vom Boden aufgehoben hatte, einige Waſſerpflanzen zur Oberfläche; dann nahm er die triefenden Stengel auf die Handfläche. „Sehen Sie 'mal hier — es wimmelt! — Mit dem bloßen Auge ſieht man da ſchon manches. — Wirklich ſehen, wiſſenſchaftlich ſehen, kann man natürlich nur mit dem Mikroſkop.“ —

Gerland ſah mit Staunen eine Menge kleiner Lebeweſen: Käfer, Schnecken, Larven, Würmer, in der ſchleimigen Maſſe herumkriechen. Haußner hatte eine Lupe hervorgeholt und muſterte damit den Inhalt ſeines Handtellers.

„Seien Sie ſo gut, halten Sie mir das 'mal!“ ſagte er plötzlich und legte dem Geiſtlichen den naſſen Zopf in die Hand. „Hier iſt gerade eine Rhabdocölidenſpezies, die ich ſuche.“ Er holte eine Pinzette und ein Fläſchchen mit heller Flüſſigkeit aus ſeinen Rocktaſchen hervor. Das Fläſchchen entkorkte er mit den Zähnen. „So!“ — Nun ſuchte er von neuem mit der Lupe. „Hier ſteckt ſie.“ Der Fang ſchien geglückt. Gerland ſah, wie er das Tierchen in

die Flaſche warf, wo es, ein kleiner grünlicher Punkt, zu Boden ſank. — —

Der Geiſtliche fühlte es mit geheimer Wonne, daß er Gertruds Vater im Laufe der letzten Stunde um vieles näher gekommen ſei. —

Beziehungen harmloſeſter Natur hatten ſich zwiſchen den beiden Männern angeknüpft. Der Arzt hatte endlich einmal in dem Geiſtlichen den Menſchen anerkannt.

XVI.

Sehnsüchtig wartete der Pfarrer von Breitendorf am Sonntage in der Sakristei, daß sich gegenüber in der Loge ein paar wohlbekannte Frauengesichter zeigen möchten.

Schon hatte er vom Altare aus das Apostolikum gesprochen, und die Gemeinde war beim zweiten Liede, als endlich Martha Herberges spitzes Näschen neugierig über die Logenbrüstung guckte. Für einen Moment erhaschte Gerlands suchendes Auge dann auch ein liebliches Gesichtsoval unter blondem Haar, und ein Augenpaar, das sich schamhaft vor seinem Blicke senkte.

Gedanken recht weltlicher Natur waren es, die den jungen Geistlichen beschäftigten, während er die Stufen der Kanzel hinaufschritt.

Kopf an Kopf drängten sich die Zuhörer im Schiff und auf den Emporen. Es hieß sich sammeln; die Gemeinde verlangte ihre Predigt. Vor den beiden Frauen dort in der Loge wollte er auch nicht schlecht bestehen — er raffte sich zusammen, konzentrierte alle Kräfte auf seine Aufgabe.

In üblicher Weiſe verlas er das Evangelium, während ſich die Gemeinde rauſchend erhob, wie ein Mann, um ſtehend das Bibelwort anzuhören. Aber ſelbſt in die Verleſung des heiligen Schrifttextes hinein glitten ihm Gedanken an jenes Augenpaar da drüben, das er jetzt auf ſich gerichtet wußte. Er fühlte die Gegenwart ſeines lieben Mädchens — etwas von ihr ſchien ſich der Luft mitgeteilt zu haben — er wußte ſich in ihrer Atmoſphäre.

Die Gemeinde merkte nichts von dem Kampf mit allerhand zerſtreuenden Gedanken, den der Geiſtliche da oben ausfocht, während er ihnen mit klarer Stimme, fließend und eindringlich wie nur je, das Wort Gottes auslegte.

Gerland mußte ſich Gewalt anthun, mit der Fürbitte, den Dankſagungen und Abkündigungen nicht allzuſehr zu eilen. Sein Herz bebte vor ungeduldigem Verlangen, ihre Hand zu drücken, von ihrem ſüßen Munde den Morgengruß zu vernehmen.

Nachdem er den Segen gegeben, während die Gemeinde die letzten Strophen des Schlußliedes ſang, eilte er aus der Sakriſtei. Heute ſchritt er nicht, wie ſonſt, ſofort zum Pfarrhauſe hinüber, vielmehr wartete er in der Nähe des Hauptausganges, bis die beiden die Kirche verlaſſen würden.

Dort kamen ſie endlich, im Strome der andern Kirchgänger langſam vorrückend.

Martha grüßte ihn ſchon von weitem durch Kopfnicken. Gertrud blickte vor ſich — kaum, daß ſie ſeinen Gruß erwiderte; die Hand reichte ſie ihm wohl, halb gezwungen, aber einen Blick konnte er nicht von ihr erhaſchen. — Störte ſie die Anweſenheit ſo vieler Menſchen?

Er führte die beiden Frauen aus der Menge heraus.

Klopfenden Herzens brachte er eine Einladung vor, im Pfarrhauſe einen kleinen Imbiß anzunehmen. Eigenhändig hatte er den Tiſch gedeckt und alles zurecht geſtellt, ehe er zur Kirche ging: den Tokayer und die böhmiſchen Oblaten, welche ihm neulich die Schweſter aus der Stadt zugeſchickt.

„Das iſt ja reizend!“ rief Martha in Ekſtaſe. „Nach der Kirche hat man immer Appetit; das bringt, glaube ich, eine gute Predigt ſo mit ſich. Erſt Speiſe für die Seele, dann für den Leib! — Was meinſt du, Trudel? — Zu nett vom Herrn Pfarrer, ſo an uns zu denken — nicht wahr? Wir nehmen's dankend an. Der Papa wird zwar böſe ſein — wir machen ihm irgend was vor. Was iſt denn weiter dabei, 'mal bißchen zum Herrn Paſtor nach der Kirche. Mir wurde ſchwach, werde ich ſagen, ich brauchte eine Nervenſtärkung; das iſt außerdem auch wirklich wahr! Ich bin noch gar nicht ganz hergeſtellt von neulich.“ —

Über ſolchen Reden des alten Mädchens war man zum Pfarrgarten gekommen. Gerland öffnete die kleine aus Holzſtengeln gezimmerte Thür.

„Trudel, wie wird uns!“ rief Martha, „zum erſten Male ſollſt du dieſe Schwelle überſchreiten. Denke nur, das Pfarrhaus! — Das Haus, wo Pfarrer Gerland wohnt. — Ach, Kinder, Kinder, daß ich das noch erlebe!“ —

Sie war bereits voraus gehüpft. „Ach, ſieh nur, Trudel, das allerliebſte Gärtchen! Das beſorgt der gute Paſtor alles ſelbſt. Später wirſt du ihm dabei helfen — nicht wahr? — Komm doch, Kind!“

Gertrud ſtand noch immer außerhalb der Thür, zaudernd. Gerland ſah mit Befremden, daß ſich in ihren

Mienen etwas, wie Widerwillen, ausdrückte. Sie blickte zu Boden und rührte ſich nicht.

„Trudel, mein Herzchen! — So komm doch herein! — Was ſteht du denn da, wie Petrus von ferne?“ — Martha faßte das Mädchen an der Hand, und wollte ſie hineinziehen; aber Gertrud ſchüttelte den Kopf.

„Trudchen — aber ſtell' dich doch nicht ſo an! Du betrübſt ja den guten Herrn Paſtor.“

Gertrud machte ihre Hand frei; ſie ſchüttelte den Kopf von neuem. Ein paar Thränen fielen dabei auf ihre Wangen. Blitzſchnell wandte ſie ſich, und ging.

„Kind — was ſoll das bedeuten!“ Martha lief der Nichte nach.

Gerland ſtand wie vom Donner gerührt. Hatte er das Mädchen beleidigt? Wollte ſie nichts mehr von ihm wiſſen, war ſie launiſch?

Martha kam noch einmal zu ihm zurück. Die gute Seele wollte ihren Freund tröſten. „Es iſt nichts! Machen Sie ſich nur keine Sorgen, Herr Paſtor. — Ich bringe das ins Gleiche.“

Dann, ſchon halb auf dem Sprunge zu Gertrud zurück, rief ſie ihm noch zu: „Ich ſage Ihnen, es wird nicht eher gut, bis ſie nicht getauft iſt.“ —

Mit trüber Miene ſchloß der junge Geiſtliche ſeinen Tokayer und die böhmiſchen Oblaten weg.

Gertrud liebte ihn nicht — ihr Jawort reute ſie — deutlich hatte ſie es ihm zu verſtehen gegeben.

Wo waren nun alle ſeine Hoffnungen? Er, der ſchon im ſtillen mit dem Gedanken geliebäugelt hatte, demnächſt die Verlobungsringe anzuſchaffen. —

Weinen hätte er mögen; denn begehrenswerter denn je erſchien ihm das Mädchen. Er war noch nicht kalt geworden von der verſtohlenen Szene in der Gartenlaube; von neuem ſiedete ſein Blut, bei den Gedanken an jene Abendſtunde. Es war ihm, als fühle er Frauenarme um ſeinen Nacken, ihren bebenden Leib an den ſeinen geſchmiegt — den Hauch ihrer Lippen ihn umwehen.

War es denn möglich! Ein Mädchen, das ſich ſo hingegeben — und jetzt — als habe ſie nur geſpielt! —

Es war doch vielleicht nur Laune, irgend eine kindiſche Grille. — War es ihre jungfräuliche Sprödе, die ſich aufgelehnt hatte — vielleicht nur Verlegenheit — weibliche Schamhaftigkeit, oder eine Miſchung von alledem?

Wer konnte denn wiſſen, was in einer ſolchen Mädchenſeele vor ſich ging.

Gerland empfand es auf einmal wie eine Lücke, daß er ſo wenig mit dem innerſten Weſen derjenigen vertraut war, die er ſchon ſeine Braut genannt hatte. Was wußte er denn eigentlich über ihren Charakter? — Daß ſie ein liebes, ſüßes Ding war. — Das herauszufinden, hatte es eben nicht beſonderer Menſchenkenntnis bedurft, das hatten ihn ſeine Sinne gelehrt.

Aber von der Seele, die in dieſem reizenden, unentweihten Frauenkörper wohnte — wußte er von der etwas?

Er hatte Ahnungen und Vermutungen, aber nicht mehr. — Beobachtungen hat er wohl gemacht, aber ſie widerſprachen ſich. Einiges, was er an dem Mädchen erlebt, ließ auf die edelſten Herzenseigenſchaften ſchließen: Menſchenliebe, Opferfreudigkeit, Frömmigkeit. Aber dann

hatte er wieder anderes an ihr geſehen, was ihm ſagen mußte, daß ſie eine Evastochter ſei, wie andere. — Hatte ſie denn nicht, zum Beiſpiel, den eignen Vater mehr als einmal hintergangen, um mit dem Geliebten heimlich zuſammen zu kommen? Lag darin nicht Leichtſinn, Undankbarkeit, ja Falſchheit? — Und woher wußte er denn, daß ſie treu ſei? Freilich, ihre guten Augen und ihr offenes, jede Regung ehrlich wiederſpiegelndes Geſicht ſprachen dafür — jedoch, wie viele Männer hatte weibliche Taubenmiene nicht ſchon getäuſcht? — Sprach nicht ihr Benehmen am heutigen Morgen dafür, daß ſie launiſch und wetterwendiſch ſei? — Vielleicht war ihre Hingabe nichts weiter geweſen, als eine ſchnell verflogene Sinnlichkeit, an der die Seele keinen Anteil hatte?

Je länger er nachdachte, deſto klarer wurde es Gerland, daß er gehandelt habe, wie ein Knabe. Mit verbundenen Augen war er in die Verlobung hineingegangen, als handele es ſich um ein Spiel und nicht um die wichtigſte Angelegenheit des Lebens. Von Frauen hatte er ſich gängeln laſſen.

Der junge Mann dachte in dieſer Stunde innerer Einkehr über vieles nach, was in der letzten Zeit um ihn und mit ihm geſchehen. Schweres mußte er ſich vorwerfen. In dieſem Augenblick herbſter Selbſtanklage erſchien ihm ſein Verhalten wie Frivolität.

Wußte er denn überhaupt, wie Gertrud innerlich zur größten aller Fragen ſtand: zur Religion?

Daß ſie neuerdings die Kirche beſuchte, in Marthas Begleitung, daß ſie in ſeinem Neuen Teſtamente las, bewies gar nichts. Welchen Faktor in dem Leben des Mäd-

Herz bildete Gott? — Konnte er sich auf diese schwerwiegende Frage eine nur annähernd befriedigende Antwort geben? —

Er wurde dabei unwillkürlich an Marthas letzte Worte erinnert: „Es wird nicht eher gut, bis sie nicht getauft ist." — Beinahe komisch war es gewesen, wie das alte Mädchen das so in der Hast hervorgestoßen hatte. — Aber sie hatte recht. Gertruds Taufe! — Darauf kam jetzt alles an; das war der Angelpunkt aller Fragen.

Davon hing ab, ob er im Amte bleiben könne. Also hing auch davon ab, ob er das Mädchen heiraten würde. —

Nein!

Ob er Gertrud heiraten würde, das hing davon nicht ab.

Diese Frage trat zurück hinter einer anderen, weit größeren: war sie das, wofür er sie hielt? — Und eine Ahnung, die der Gewißheit nahe kam, sagte ihm, daß sie noch besser sei, als all das Gute, was er von ihr dachte — dann mußte sie die Seine werden. Wenn es nicht anders ging, würde er sie auch ungetauft heiraten.

Er ging im Zimmer auf und ab, tief erregt, aber zufrieden mit sich. Ein Gefühl, wie es uns dann überkommt, wenn wir einer Lebensfrage furchtlos ins Angesicht geblickt haben. —

* * *

Den Nachmittag hatte sich Gerland für einen Spaziergang frei gehalten; aber dieser Plan wurde vereitelt. Als er das Zimmer verlassen wollte, trat Dornig auf.

Hochwürden von Färbersbach fragte sehr bald, nachdem er sich in Gerlands bequemsten Lehnstuhl niedergelassen hatte, ob nicht was zu rauchen da sei. Sobald Gerland diesen Wunsch des Amtsbruders erfüllt hatte, klagte der dicke Mann über Durst. Wehmütig resigniert gab Gerland seinen Tokayer preis, der für ganz andere Lippen bestimmt gewesen war.

Dornig schlürfte ein Glas nach dem andern behaglich hinunter, lobte das Getränk, fragte nach dem Preise der Cigarren und hüllte nach und nach das Zimmer in eine weißliche Dampfwolke. Die Hoffnung war gering, daß er seinen Posten im Lehnstuhl sobald aufgeben werde, und Gerland sah die Möglichkeit eines Spazierganges immer hinfälliger werden.

Daß Pfarrer Dornig den weiten Weg von Färbersbach nach Breitendorf ohne zwingenden Anlaß zurückgelegt habe, war nicht anzunehmen.

Nach einem bedeutungsvollen Räuspern begann Dornig: „Höre mal, Gerland, da ist eine Anfrage an mich herangetreten — die Sache ist mir eigentlich recht fatal — du wirst wohl wissen, daß eine gewisse Frau Finke in deiner Parochie kürzlich niedergekommen ist."

„Jawohl! Es ist ein Knabe — drei Wochen alt ungefähr."

„Ganz recht! — Also besagten Knaben zu taufen, bin ich gebeten worden. — Ich will dir auch gleich erzählen, wie das gekommen ist: Frau Finke hat Verwandte in Färbersbach, sie stammt aus einer sehr begüterten Familie — Seifenfabrikanten — du weißt wohl?"

„Um dergleichen kümmere ich mich wenig." —

„Ja — und dann iſt ja wohl auch irgend etwas vorgefallen zwiſchen dir und den Finkes — nicht wahr? — Differenzen, bei Gelegenheit eines Begräbniſſes. — Ich habe ſo was gehört.“ —

„Den Leichenſchmaus habe ich abgeſchlagen, das war alles!“

„Schön ſchön! — Mich geht das ja gar nichts an. Jedenfalls hat mich der junge Finke neulich erſucht, die Taufe bei ſeinem Jungen zu übernehmen — was ich dir hiermit mitgeteilt haben wollte. Die Sache iſt mir natürlich fatal, weil 's in deiner Parochie iſt — aber, was will man machen? Außerdem dachte ich, dir ein unangenehmes Tete-a-tete erſparen zu können. Sie haben nämlich das Ehepaar Wenzel zu Gevatter gebeten. — Ja, denke dir nur! Die Frauen ſind eng befreundet, noch von damals her, als Wenzels beide hier waren — du weißt ja! Na — als ich das hörte, dachte ich dir einen Gefallen zu thun, und nahm an. Schwierigkeiten wirſt du mir wohl nicht machen?“ —

Natürlich war es Gerland nur lieb, nicht mit ſeinem früheren Kantor und der ehemaligen Paſtorswitwe zuſammen geführt zu werden. Auch ſehnte er ſich nicht im geringſten danach, mit dem Finkebauern und ſeinem Anhang irgend etwas zu thun zu haben. Anderſeits verdroß es ihn doch, daß er von der Abſicht der Eltern, das Kind von einem Auswärtigen taufen zu laſſen, auf dieſe Weiſe erfahren mußte. Eine Meldung des Vaters beim Parochus wäre auf alle Fälle das Richtigere geweſen.

Die unangenehme Empfindung unterdrückend, ſprach er mit dem Amtsbruder alles durch, was der Fall erforderte.

Kirche, Altar, Gefäße, Becken, Küſter ſollten am betreffenden Tage zur Amtshandlung bereit ſein.

„Du kommſt freilich um einen großartigen Taufſchmaus," meinte Dornig. — Es war ſchwer zu ſagen, meinte er das ernſthaft oder ironiſch. — „Finke will ſich vor den Verwandten ſeiner Frau nicht blamieren; er hat ſich tüchtig in die Hände geſpuckt. — Der Champagner iſt in Berlin beſtellt, wie man hört."

Gerland war dem andern nun doch von ganzem Herzen dankbar, daß er ihn von der peinlichen Alternative befreit hatte, ein ſolches Feſt mitzumachen, oder dieſe ganze Sippſchaft durch eine Ablehnung von neuem vor den Kopf zu ſtoßen.

Dornig erhob ſich dann bald. Mit einem entſagenden Blicke auf den Reſt in der Tokayerflaſche, meinte er, er werde wohl heute noch manches zu ſich nehmen müſſen.

„Wo willſt du denn noch hin?" fragte Gerland.

„Nun, zu den Finkes. — Wir müſſen doch noch allerhand durchſprechen, wegen der Taufrede und dergleichen."

* * *

Pfarrer Gerland hatte ſein dem Schuhmacher Herklotz gegebenes Verſprechen gehalten. Schweſter Eliſabeth war bei der kranken Frau als Pflegerin angetreten.

Sie fand keine leichte Aufgabe vor; es galt nicht nur für die bettlägerige Wöchnerin zu ſorgen, der Säugling, der keine Nahrung mehr bei der Mutter fand, wollte abgewartet ſein, die drei anderen Kinder, denen ſeit Monaten

ſchon die mütterliche Pflege gefehlt, mußten gereinigt und beſorgt werden.

Wiederum hatte der Geiſtliche Gelegenheit, die ſanfte Thatkraft der Schweſter zu bewundern. Vor wenigen Tagen erſt hatte ſie den Fuß über dieſe Schwelle geſetzt, und ſchon zeigten die Kranke, die Kinder und das Zimmer ein ganz anderes, menſchenwürdiges Anſehen.

Die Familie wohnte, ſchlief und aß in einem Raume. In der Kammer nebenan hatte der Schuhmacher ſeine Werkſtatt. Er ſaß da auf ſeinem Schemel zuſammengehockt, über und über beſchmiert mit Pech und Fett, in einer widerlichen Atmoſphäre von Schuſterleim und Leder, hämmernd und flickend. Trotz ſeiner dürftigen Lage fehlte die Zeitung oder eine Broſchüre ſelten neben dem Platze des Buckeligen.

Die Anweſenheit der Diakoniſſe in ſeinem Hauſe ignorierte der Mann. Er ließ ſie arbeiten und ſchaffen, ohne es für nötig zu finden, je ein Wort des Dankes an das Mädchen zu richten. Die Beſuche des Geiſtlichen ertrug er mit mürriſcher Miene. Jede ihm erwieſene Wohlthat ſchien Herklotz als perſönliche Beleidigung aufzufaſſen. Er gehörte zu jener Art verbitterter Käuze, welche nichts grimmiger haſſen, als die Bethätigung menſchlichen Edelmuts; weil ſolche Erſcheinungen ſeiner peſſimiſtiſchen Auffaſſung von Welt und Leben nicht entſprachen.

Um ſo mehr konnte ſich Gerland an der innigen Dankbarkeit erfreuen, welche die Frau ihren Helfern entgegenbrachte.

Sie war ehemals friſch und geſund geweſen, jetzt verwahrloſt, an Körper und Geiſt heruntergekommen. —

Wunderbar war es, wie ihr verſunkenes Gemüt, als der Zauberſtab menſchlichen Mitleids es berührte, aus dumpfem Schlafe erwachte.

Trotz Schweſter Eliſabeths eifriger Pflege wollte es mit ihrem körperlichen Zuſtande nicht recht vorwärts gehen, die Diakoniſſe ſprach dem Geiſtlichen gegenüber die ernſteſten Befürchtungen für die Kranke aus.

Gerland begann die Frage zu erwägen, ob ein Arzt zu konſultieren ſei. Ehe er zu Doktor Herzner in Färbersbach ſchickte, nahm er noch einmal Rückſprache mit dem Ehemann der Kranken. Herklotz meinte, er habe bereits genug Geld für Medizin und Kurkoſten zum Fenſter hinausgeworfen; Doktoren, das ſei nur eine Einrichtung für die Reichen.

Gerland machte dem Manne folgenden Vorſchlag: er wolle den Doktor einſtweilen aus der eignen Taſche bezahlen; Herklotz könne es ihm ſpäter, wenn er bei Kaſſe ſei, abtragen.

Der Buckelige erwiderte darauf nichts; nur der verbiſſene Mund und der heimtückiſch gehäſſige Blick ließen ahnen, wie er das Angebot im Innern beurteile. —

Der Geiſtliche ſchrieb alſo an Doktor Herzner und bat ihn, herüber zu kommen.

Der Färbersbacher Doktor ließ nicht lange auf ſich warten; an einem der nächſten Tage kam er zu Fuß an. In ſeiner Begleitung befand ſich Dornig.

„Nun!“ meinte Gerland, da er den Amtsbruder zum zweiten Male in wenigen Tagen über ſeine Schwelle treten ſah, „du kommſt wohl, um den Reſt Tokayer bei mir auszutrinken, Dornig?“

„Breitendorf hat jetzt ganz beſondere Anziehungskraft für den," bemerkte Doktor Herzner mit ſchelmiſchem Augenzwinkern.

„Wollen Sie gleich ſtill ſein!" ſchrie Dornig, und faßte dem Arzte nach der Kehle. — Es gab eine regelrechte Katzbalgerei zwiſchen den beiden, in welcher der fette Paſtor vor dem ſehnigen Doktor bald den kürzeren zog

Gerland achtete nicht beſonders auf den Zwiſt, da er es ſchon gewohnt war, die beiden ſich in den Haaren liegen zu ſehen.

Man begab ſich auf Gerlands Wunſch ſofort zu der Wöchnerin. Dornig trennte ſich auf dem Wege von den beiden.

„Schon wieder zu den Finkes?" fragte Gerland. Dornig bejahte mit ſchlecht verhehlter Verlegenheit.

„Er iſt hinter einer Schürze her!" ſagte der Arzt, ſobald Dornig außer Hörweite war.

„Dornig!" rief Gerland erſtaunt.

„Haben Sie nicht bemerkt vorhin, wie er ſich das Haar glatt ſtrich vor Ihrem Spiegel. — Und neulich hat er mich ausgehorcht, wie man wohl am ſchnellſten mager werden könne, ja ja! — Er geht auf Freiersfüßen, der dicke Dornig. — Sie ſtammt aus Färbersbach. Es ſcheint ein tüchtiger Batzen Geld dahinter zu ſtecken. Seifenfabrikant iſt der Alte. Ihre Schweſter iſt hier an einen gewiſſen Gutsbeſitzer Finke verheiratet, bei dem die Betreffende gegenwärtig lebt. — Das Goldfiſchchen will er ſich angeln!" —

In der Dorfſtraße kam ihnen die Diakoniſſe entgegen. Freundlich lächelte ihr Geſichtchen unter der Schweſterhaube hervor.

Man forderte die Schweſter auf, ſofort mitzukommen. Unterwegs ließ ſich der Arzt das Leiden der Patientin beſchreiben. Gerland befremdete die Unverfrorenheit, mit der Herzner das junge Mädchen nach allen Details der heiklen Krankheitsgeſchichte ausfragte; aber noch mehr erſtaunte ihn die ruhige, natürliche, jeden unanſtändigen Gedanken von vornherein ausſchließende Art und Weiſe, in der die Schweſter Antwort ſtand.

Man betrat das Haus; der Arzt machte ſich ſofort an die Unterſuchung. Sie dauerte lange und ſchien äußerſt qualvoll für die Kranke.

Herzner war mit dem, was die Schweſter bisher gethan, zufrieden. Dann ſchrieb er ein Rezept, das er dem Geiſtlichen zeigte. „Um ihr das Sterben zu erleichtern," erklärte er.

XVII.

Martha und Gertrud ſaßen auf der Raſenbank im oberen Teile der Gartenanlage, mit Handarbeit beſchäftigt. Die Zungen der beiden Mädchen gingen mindeſtens ebenſo flink, wie ihre Nadeln. Das Geſpräch ſtand wieder einmal bei Pfarrer Gerland. Immer noch einmal mußte Martha Herberge erzählen, was ſie von der Jugendzeit des Geiſtlichen wußte. Und war es nun, daß Martha wirklich ein ſo gutes Gedächtnis beſaß, oder half hier ihre blühende Phantaſie ein wenig nach — kurz, immer neue Anekdoten kamen zum Vorſchein, deren Held Willy Gerland war.

Von ſeiner Mutter und von ſeinen Schweſtern wußte das alte Mädchen ebenfalls zu erzählen. „An die mußt du einmal ſchreiben, Trudel — hörſt du!“ ſagte Martha, vom Nähen aufſehend, „verſteht ſich, erſt wenn es ſoweit iſt.“ —

Gertrud errötete, wie es ihr manchmal ſcheinbar grundlos paſſierte, bis unter das helle Haar, und ließ, über die Stickerei gebeugt, die Nadel haſtiger gehen.

Martha betrachtete die Nichte verständnisvoll lächelnd. „Er wird schon heute kommen, Trudel!“ sagte sie nach einiger Zeit. „Ich glaub's bestimmt.“

„Meinst du?“ antwortete die Junge kaum vernehmbar.

„Wie ich ihn kenne, hält er's nicht länger aus Daß du neulich so wegliefst, hat ihn natürlich betrübt; aber böse ist er dir gewiß nicht — dazu ist er ja viel zu gut.“

Eine Pause trat ein. Weiche, grasduftende Sommerluft umfächelte die beiden und bewegte die Haare und Härchen in Gertruds Nacken, die ohne Hut, im farbigen Musselinkleide, unter Blumen wie eine Schwester saß.

„Ich hab's schon der Köchin gesagt,“ fuhr Martha fort, „wenn er kommt, soll er gleich hierherauf gewiesen werden. Es ist gar nicht nötig, daß er erst deinem Vater in die Hände läuft — verstehst du!“

Eine ganze Weile gingen nun wieder die Nadeln; dann hielt die Ältere inne. „Kind, wie wär's, wenn ich dich ein bißchen im Katechismus überhörte? — Hast du 'was Neues dazu gelernt, seit neulich?“

„Jawohl Tante — gestern abend im Bette.“

„Ach, du gutes Ding!“ — Martha zog ein kleines graues Buch aus der Tasche, das sie aufschlug. „Wie weit bist du gekommen?“

„Das vierte Hauptstück fertig.“

„Was, das ganze vierte Hauptstück an einem Abend!“

„Jawohl Tante!“

„Nun, — da wollen wir mal sehen.“

Martha begann zu überhören.

Mit ihrer zarten Stimme, ein wenig singend, wie

Kinder auswendig Gelerntes wiederzugeben pflegen, ſagte Gertrud das Hauptſtück auf.

„Höre mal, Kind, das geht ja wie am Schnürchen!“ — rief Martha, als das Amen heraus war. „Welche Freude der liebe Paſtor da haben wird! Damit überraſchen wir ihn eines Tages. Was für Augen wird er da aufreißen, der Gute, — ich ſehe ihn ſchon! — Jetzt ſage mir mal ſchnell noch den dritten Artikel her. Im Schlafen und Wachen muß der Chriſt ſeinen Glauben auswendig herſagen können. Kind, du beſchämſt manchen Konfirmanden. — Und was noch etwa fehlen ſollte, das wirſt du ſchon von ihm lernen. — Trudel, habt ihr denn eigentlich ſchon darüber geſprochen, wie ihr euch das alles denkt?“

Gertrud blickte weg. Ihr Geſicht nahm wieder jenen halb verlegenen, halb eigenſinnigen Ausdruck an, wie neulich. — Die Thränen waren ihr nahe.

Marthas ſchnelles Auge erfaßte ſofort dieſe Symptome und wußte ſie zu deuten.

„Na, Trudel, laß nur gut ſein! — Ich ſage weiter nichts; das ſind ſchließlich deine Privatſachen. — Aber, — weißt du, ſprechen müßt ihr doch einmal darüber.“ —

Sie griff nach dem Arm der Nichte, den ſie ſtreichelte. „Herzchen — ach, du Herzchen!“ — Sie zog das Mädchen an ſich und flüſterte ihr ins Ohr: „Wie nennt er dich denn, Trudel — wenn ihr allein ſeid — was — wie?“

Mit einem Male hielt Martha inne. „Trudel — ich glaube, dort kommt er!“

Sie war aufgeſprungen und wies in die Richtung nach dem Hauſe. In der That kam dort Gerland durch die Obſtanlage heraufgeſchritten.

„Wir müſſen uns ordentlich machen!“ Sie ſtrich ſich und der andren das Haar glatt, und zupfte und neſtelte an dem Kleide der Nichte herum. Dabei bemerkte ſie, daß Gertrud zitterte.

„Was haſt du, Kind? — Unſinn! — Soll's etwa wieder ſo werden wie neulich, vorm Pfarrhauſe? — Weglaufen! Stell' dich doch nicht ſo an!“

„Ach, Tante! — ich weiß nicht —“

„Trudel, ſei vernünftig!“

Gerland war inzwiſchen herangekommen.

Martha that ihr möglichſtes, um den beiden, die ſo gern zu einander wollten und ſich dabei ſo unbeholfen anſtellten, über die linkiſchen Annäherungsverſuche hinweg zu helfen.

Der Geiſtliche hatte einige Blumen mitgebracht, zu einem Sträußchen zuſammen gebunden, die er Gertrud mit einer ſteifen Verbeugung überreichte. Das Mädchen nahm ſie errötend an, fand aber kein Wort des Dankes.

Dafür brach Martha ſofort in entzückten Jubel aus.

„Nein, ſieh nur Trudel! Die reizenden Blumen! — Aus dem Pfarrgarten — nicht wahr? Welch allerliebſte Aufmerkſamkeit! — Wir haben übrigens auch etwas für Sie, Herr Pfarrer! Ja, ja, eine Überraſchung — nicht wahr, Trudelchen?“

Sie ſprach ein paar heimliche Worte zu der Nichte — ihr zuredend; bis Gertrud haſtig in den Nähkorb griff und etwas in Seidenpapier Gewickeltes hervor holte.

Von Martha geleitet, überreichte das Mädchen mit geſenkten Augen, purpurübergoſſen, ihrem Bräutigam das erſte Angebinde. —

Es war ein Buchzeichen.

„Das ſoll für mich ſein?“ fragte Gerland.

Martha antwortete für die Nichte: „Jawohl, für Sie — von Gertrud eigenhändig geſtickt. In die Bibel zu legen, — daß Sie immer der Geberin gedenken möchten, ſo oft Sie das heilige Buch aufſchlagen.“

„Und das haben Sie ſelbſt gearbeitet?“ — meinte Gerland, in ſeiner Befangenheit nicht einmal das „du“ findend. „Solch feine Schrift!“

„Ja — und ſehen Sie denn auch, womit es geſtickt iſt? — Fällt Ihnen gar nichts auf?“ — rief Martha Herberge, mit bedeutungsvollem Blicke.

„Sind es nicht Haare?“

„Jawohl! — Aber — weſſen Haare? — Sie können es doch wohl nicht finden. — Sehen Sie, es iſt beinahe Gertruds Haarfarbe und doch nicht ganz. — Ahnen Sie nun etwas?“

„Von Gertruds Mutter?“ fragte Gerland mit gedämpfter Stimme.

Martha konnte auf einmal nicht antworten. Sie nickte und mußte ſchnell wegblicken.

Der Geiſtliche griff nach Gertruds Hand. Endlich fand er den rechten Ton. —

Dann ſaßen ſie auf der Raſenbank, das Brautpaar Hand in Hand.

Zu ihren Füßen lag das Dorf in hellem Vormittagsſonnenſchein. Eingebettet in das Grün ſeiner Gärten und Bäume, ſchmiegte es ſich in die tiefſte Falte des Thales. Das Getreide ſtand ſchon wieder zur Ernte an, der Wind trieb die Kornflächen in langen, ſilbernen Wogen vor ſich

her — willig beugten ſich die Millionen Häupter dem Atem des Himmels. Es flimmerte in der Luft, im Graſe zirpten heimliche Muſikanten. Ein Pfauenauge wirbelte durch die Luft und ließ ſich vor den Füßen der Sitzenden nieder — bald die fantaſtiſch geſchmückten Flügel ausbreitend, bald die Pracht wieder einpackend, indem es die unſcheinbare Kehrſeite zeigte.

Gerland, der jetzt kühner als zuvor, einen Arm um Gertrud gelegt hatte, fühlte durch das leichte Sommerkleid ihren jungen Leib — wie das gleichmäßige Auf und Ab der Atemzüge ihn ſanft bewegte.

Seltſam! Im Angeſichte ſo vieler Schönheit — im Vollbeſitze ſeines Glückes, überfiel es ihn wie Bangigkeit — wie Trauer! — Eine Regung, deren Urſprung er ſelbſt nicht verſtand. —

Da unten lag Breitendorf, ſein Dorf, ſeine Kirche! So weit das Auge von hier ſchweifen konnte, war ſein Bereich. Er durfte ſich ſagen: das iſt dein Kirchſpiel, deine Gemeinde, deine Herde. — Er blickte herab auf dieſes Thal, wie ein Baum auf den Boden rings um, in den er ſeine Wurzeln ſo tief und weit getrieben. Hier hatte er geträumt, wirken zu können, ſolange ſein Auge den Tag ſehen würde.

Und während er, in vorahnender Abſchiedstrauer, hinabblickte, ſchreckte ihn eine Bemerkung Marthas auf, die ihn wie eine Einmiſchung in ſeine geheimſten Gedanken traf.

„Von hier kann man die ganze Parochie ſo ſchön überſehen. Hier werden Sie gewiß noch oft ſitzen, Herr Pfarrer, in ſpäteren Jahren.“ —

Es drängte Gerland zum Sprechen. Irgend einmal mußten ſie es ja doch erfahren, die beiden, daß er nicht der ſei, für den ſie ihn hielten.

Er glaube nicht, erwiderte er, daß er ſein Leben hier beſchließen werde; über kurz oder lang würden Änderungen eintreten.

Martha ließ ihn nicht ausreden. „Sehen Sie einmal an! Das hatte ich mir ja im ſtillen ſchon immer gedacht. Ein Mann wie Paſtor Gerland wird's wohl nicht lange bei uns aushalten; der will ja natürlich höher hinaus. — Haben Sie ſchon was in Ausſicht?“ —

„Nein, nein — ſo iſt das nicht zu verſtehen, Fräulein Herberge!“

„Wohl in der Stadt — was? — Weißt du, Trudel, wir ſprachen neulich ſchon darüber. Sie ſind eigentlich viel zu gut fürs Land. Sie brauchen einen größeren Wirkungskreis.“ —

Gerland ſchüttelte unwillig den Kopf. „Solche Pläne, kann ich Ihnen verſichern, Fräulein Herberge, liegen mir ſehr fern.“ —

„Das ſehe ich gar nicht ein! Ich will Ihnen nicht ſchmeicheln — aber, wenn man ſo begabt iſt! — Sie müſſen aufs Konſiſtorium los arbeiten, Superintendent werden, oder ſowas. — Herr ‚Superintendent Gerland‘, das wäre doch zu ſchön, was Trudel?“ —

Hier galt es ein offenes Wort, das ſah Gerland So ſchwer es ihm wurde, dem alten Mädchen die ſchönſten Illuſionen zu zerſtören, einmal mußte die Wahrheit ja doch an den Tag. — Es war beſſer, wenn ſie beizeiten vorbereitet wurde.

Marthas Augen öffneten ſich weit vor Staunen, ihr beredter Mund verſtummte während der nächſten Minuten.

Gerland verſuchte den beiden eine Ahnung zu geben von der außergewöhnlichen Geiſtesverfaſſung, in der er ſich gegenwärtig befinde. — Freilich, je länger er ſprach, deſto klarer wurde ihm ſelbſt, daß ſeine Sache noch nicht ſpruchreif ſei. Vollends dieſen Frauen gegenüber mußte er ſich auf Andeutungen beſchränken. Vor ihren Ohren konnte er nicht offen enthüllen, wie alles gekommen. — Die mannigfachen Ereigniſſe der letzten Jahre, die eigenartigen Erlebniſſe in der Gemeinde, die Erfahrungen mit den Amtsbrüdern und den Vorgeſetzten — Fröſchels Selbſtmord, der ſchriftliche Nachlaß des toten Freundes — vieles davon taugte nicht für ſolche Ohren.

Und dieſe Ereigniſſe waren es doch gerade geweſen, die ſeiner Entwicklung den letzten entſcheidenden Anſtoß gegeben; unter ihrem Drucke war er dahin gelangt, wo er jetzt ſtand: zerfallen mit ſeinen bisherigen Idealen, taſtend nach einem neuen Halt — der Kirche, deren Diener er noch war, entfremdet.

Von dem mächtigen Gährungsprozeſſe, in welchem ſich ſein ganzes Weſen befand, konnte er den beiden Frauen keine Ahnung geben.

Gertrud hörte mit Teilnahme zu, ohne daß ihr Geſicht Spuren tieferer Erregung gezeigt hätte; aber Marthas Mienen nahmen den Ausdruck großer Beſtürzung an.

„Aber — das iſt doch gar nicht möglich! Sie ſprechen gegen die Kirche — das iſt ja ſchrecklich! — Dann ſind Sie ja eigentlich geradezu irreligiös.“ —

Gerland versuchte es, ihre verwirrten Begriffe über diesen Punkt zu klären — wollte ihr begreiflich machen, wie herzlich wenig im Grunde Religiosität und Kirche miteinander zu thun hätten.

Aber sie mochte davon gar nichts hören. Er hatte das alte Mädchen an einer Stelle verletzt, wo sie empfindlich war.

„Unsere Kirche — unsere evangelische Kirche soll morsch sein — reformbedürftig? — So etwas darf doch ein Geistlicher nicht sagen!"

„Sehr richtig: so etwas darf ein Geistlicher nicht sagen! — Und weil es doch nun eben meine unumstößliche Überzeugung ist, die sich mir durch Erfahrungen am eignen Leibe aufgedrängt hat, daß das wahre Christentum jetzt überall anders zu suchen ist, als im Schoße der offiziellen Kirche — und weil ich mit jedem Male, daß ich eine Amtshandlung vornehme, das peinigende Gefühl habe, heucheln zu müssen — nicht mit den Worten, die ich sage, den Sinn verbinden zu können, den die Kirche hineingelegt sehen will — sehen Sie, Fräulein Herberge, darum eben sehne ich mich nach Befreiung aus diesem geistigen Joche, ringe ich mit dem Gedanken, mich von einer menschlichen, ungöttlichen Autorität zu befreien, die ich mit gutem Gewissen nicht mehr anerkennen kann." —

„So sprechen die Liberalen. Neulich war mal im ‚Christenmenschen' was abgedruckt — nur zur Probe natürlich, — das klang auch so. — Ich weiß gar nicht, was ich denken soll, Herr Pfarrer! Sind Sie denn noch ein Christ, mit solchen Anschauungen?"

Gerland mußte unwillkürlich lächeln. „Daß ich ein

Chriſt bin, Fräulein Herberge, das wollen Sie mir, bitte, aufs Wort glauben. — Ja, ich darf es wohl ſagen, ich bin weit mehr Chriſt jetzt, als in jenen Zeiten, wo ich mir äußerlich die Bezeichnung ‚orthodox‘ beilegen konnte. Auf das Was des Glaubens kommt es nicht ſo ſehr an, als auf das Wie! — In der Kraft des Glaubens habe ich zugenommen; und was die Hauptſache iſt, in der Liebe zu Gott fühle ich mich wachſen. — Alſo, ängſtigen Sie ſich nicht ſo ſehr um meinetwillen. Ich habe das Gefühl, als ſei ich nicht auf ſchlechten Wegen.“ —

„Nun, Gott ſei Dank! Das klingt doch anders — das iſt mir wirklich eine Beruhigung.“

Die Unterhaltung wurde durch das Läuten der Glocke vom Hauſe her unterbrochen.

„Tiſchzeit, Trudel!“

„Ja, Tante, wir müſſen ganz ſchnell machen.“

Sie waren aufgeſprungen, die Nähterei wurde zuſammengepackt. Man eilte dem Hauſe zu.

„Wollen Sie nicht lieber durch den oberen Ausgang gehen?“ fragte Martha halblaut, mit ängſtlicher Miene.

„Warum?“

„Er wird Sie ſehen, wenn Sie mit uns kommen.“

„Ich habe keinen Grund, mich vor Doktor Haußner zu verbergen.“

Der Arzt ſtand wartend vor der Hausthür. Gertrud ſprang ihm entgegen. Der Vater legte einen Arm um ihren Nacken. Sie ſchmiegte ſich an den ſtämmigen Mann, lächelnd zu ſeinem bärtigen Geſichte aufblickend.

Gerland wollte grüßend vorrübergehen, Haußer blickte ihm mit einem eigentümlichen Lächeln nach; dann fragte

er die Tochter halblaut etwas. Das Mädchen klatschte vor Vergnügen in die Hände.

„He, Pastor Gerland!“ rief Haußner, als der Geistliche eben das Thor öffnen wollte. Gerland machte Halt, die Klinke in der Hand.

„Haben Sie schon zu Mittag gegessen?“

„Nein!“

„Na — dann kommen Sie doch zu uns herein!“

Gerland ließ sich das nicht zweimal sagen —

XVIII.

Die Frau des Schuhmachers Herklotz mußte doch wohl aus den Mienen des Arztes geleſen haben, wie bedenklich es mit ihr ſtehe; von dem Tage ab, wo Doktor Herzner bei ihr geweſen, fing ſie an, vom Sterben zu ſprechen. Schweſter Eliſabeth mußte ihr aus Bibel und Geſangbuch vorleſen, und Gerland betete mit ihr und bereitete ſie auf das Ende vor.

Eines Tages ließ ſie ihm durch die Schweſter den Wunſch nach dem heiligen Abendmahl ausſprechen. Der Geiſtliche trug kein Bedenken, der Bitte zu willfahren, wollte aber, wie er es ſtets in ſolchen Fällen that, erſt dem Gatten davon Mitteilung machen, um ihm Gelegenheit zu geben, an der Kommunion teilzunehmen. Wie Gerland erwartet hatte, wies der Schuhmacher das Anſinnen in ſchroffer Weiſe ab.

Inzwiſchen hatte der Geiſtliche Amtstracht angelegt und die Geräte herbeiſchaffen laſſen. Als er das Haus betrat, war Herklotz fort — er ſei ausgegangen, hieß es. Gerland war es im Grunde lieb ſo.

Schweſter Eliſabeth hatte alles vorbereitet. Ein Tiſch war weiß belegt, ein paar Kerzen aufgeſtellt. Der Raum hatte unter ihren Händen ein würdiges Ausſehen bekommen. Sie hielt die Kinder an, die heilige Handlung nicht zu ſtören.

Die Kranke ſei auffällig erregt, teilte die Schweſter dem Geiſtlichen in aller Eile mit; ſie ſcheine etwas auf dem Herzen zu haben, das ſie bedrücke.

Gerland richtete daher ſeinen Zuſpruch ganz beſonders darauf ein, ihr die Todesfurcht zu benehmen. Er betete den dreiundzwanzigſten Pſalm laut: ‚Der Herr iſt mein Hirte; mir wird nichts mangeln.‘ — Hinter ihm, die Schweſter, betete mit.

Das Beichtgeſpräch gab ihm Gelegenheit, den ſeeliſchen Zuſtand der Kranken zu ergründen. Verzweifelte Unruhe ſchien ſie zu beſeelen; mehr noch als ihre Worte ſagten das die unruhig umherirrenden Augen, und ihr Seufzen, das aus gefoltertem Gemüte zu kommen ſchien.

Gerland zögerte daher mit der Konſekration. Er forſchte, ob ſie etwas Beſonderes auf dem Herzen habe: einen Wunſch — irdiſche Sorgen irgend welcher Art.

Mit verängſteten Blicken ſah ſich die Kranke um; wo ihr Mann ſei, fragte ſie. Nachdem ſie erfahren, daß er nicht anweſend, wurde ſie weſentlich ruhiger. Geſtützt von der Schweſter, ſetzte ſie ſich im Bette auf; dann erklärte ſie, dem Geiſtlichen ein Geheimnis anvertrauen zu wollen.

Schweſter Eliſabeth entfernte ſich lautlos und nahm die Kinder mit fort.

Gerland war allein mit der Sterbenden.

Immer noch ahnte er nicht, was kommen werde.

Es war ja nicht das erſte Mal in ſeiner Amtsthätigkeit, daß ihm von Sterbenden ſchwerwiegende Eröffnungen gemacht wurden. Auf Wunderbares war er daher gefaßt — aber auf das, was er jetzt erfahren ſollte, doch nicht.

Verwickelt, unlogiſch, verworren, kam es von dem Lippen der armen Perſon:

„Es is woas gegen Sie in Warke, Herr Paſter. — Se kinna mer's gleba — ei dar Gemeue — mei Moan is och darbeie. Schun in vurgen Juhre hoan ſe dervu geradt — ſe wollten 'n Pfarrn oazeiga — bein Patrune, gleb'ch — ſagten ſe, wigen an Kunfermationsunterrichta, gleb'ch, ſillt's gihn. Se thäta ne richt'g lahren — und a andres meente och, Se thaten ne lahren, wie's ei dar Bibel geſchrieben is. — Ich hoe mich dorim erſcht ne vill gekimmert, weil'ch no geſund rumliff — verzeih' mer's Gutt! Ees hoat aben an andre Dinga zu denka. — Aber darnoa, nu 'ch kroank bie und 's gieht uf's Latzte, nu tut mich's reien. — Nee, weun ack dar liebe Gutt, und ar thut mer die Sünde ne behalen. Denn Se ſein duch gar ſo gutt gegen mich gewaſt und gegen de Kinder — Herr Paſter! — Bezahl' Se's dar liebe Gutt, und vergalt er Sie's! — Und ich koan's aber ne länger nich mitte oanſahn und oanhira, woas ſe do ein Schilde fihren gegen Se. ‚Dar Pfarr muß furt!' ſagn ſe, doas ho'ch ſalber gehiert. Und vun aner Pitation hoan ſe geradt — und vun aner Beſchwerde. Ich koan's ne racht verſtihn, alls. Wiſſen Se, ſe machen de Tier zu, dohie vun dan Stiebel. — Doe is de Tonchen, doas is de ſchlimmſte. ‚Der Pfarr is a guttluſer Racker!' ſagte die neilich. Und dernoa is dar Finkepauer — ju ju, dar ſtackt o mit darbei — und

Wenzel — woas dar frihere Kanter is — dar woar erſch nächtens hier ein Stiebel bein Moane. Und doas ſein ſe no lange nich alle. Se tun ſich ofte bei der Tonchen treffen — durt ſtaken ſe zuſammde. — Doas ho'ch an Herrn Paſter ack ſagen wulln — damit 'ch ne ſündch war, und 'ch aſſe und trinke mer'n Herrn Chriſtus ſalber zun Gerichte." —

Der Geiſtliche mußte ſich mit aller Kraft zuſammennehmen, um während des nächſten nicht aus der Rolle zu fallen. Die Frau war nach Ablegung des Geſtändniſſes gänzlich erſchöpft. Gerland ſah ſich genötigt, die Schweſter zurückzurufen. Die Kranke wurde in eine bequemere Lage gebracht und erfriſcht. Dann betete er noch einmal mit ihr — ſuchte ihren und ſeinen Sinn auf die Verheißungen des Erlöſers hinzulenken.

Nachdem er die Überzeugung gewonnen, daß die Sterbende nunmehr in ruhigerer, freierer Stimmung ſei, ſchritt er zur Konſekration und ließ die Diſtribution folgen.

Schweſter Eliſabeth kniete neben dem Bette. Der innige Ausdruck ihres Geſichtes ſtärkte den Geiſtlichen während der Handlung.

Gebet und Segen machten den Schluß. —

Tief erregt verließ Gerland das Ha··s.

Was ſollte er mit der ſoeben erfahrenen außerordentlichen Nachricht anfangen? — Das Beichtgeheimnis verſiegelte ihm den Mund.

Was durfte er thun, als ſchweigend, mit gebundenen Händen, dem Streiche entgegenſehen, der aus der eigenen Gemeinde gegen ihn geführt werden ſollte! —

* * *

Pfarrer Gerland ſollte nicht lange in Ungewißheit bleiben. Ein Brief vom Superintendenten lief ein, in welchem der Geiſtliche aufgefordert wurde, ſich zu beſtimmter Stunde in der Superintendentur zum Zwecke eines Kolloquiums einzufinden.

Als er zur vorgeſchriebenen Zeit beim Ephorus vorſprach, nahm er ſchon im Vorzimmer wahr, daß ſein Oberer nicht allein ſei; an dem naſalen Organ glaubte er den Grafen Mahdem zu erkennen.

Er hatte ſich nicht getäuſcht, der Patron von Breitendorf war zugegen.

Superintendent Großer empfing den jungen Geiſtlichen weniger kordial, als man es ſonſt an ihm gewohnt war. Der Graf hatte kaum ein Kopfnicken für Gerlands Verbeugung.

„Mein Lieber — nehmen Sie Platz — dort!“ — Der Superintendent wies auf einen Stuhl.

„Laſſen Sie uns ſofort in medias res gehen, Herr Pfarrer!“ begann der Prälat, nachdem er ſich im Fauteuil zurechtgeſetzt hatte. — „Alſo — es handelt ſich zunächſt um folgendes: Es iſt mir zu Ohren gedrungen, daß Sie in letzter Zeit viel mit einem gewiſſen Doktor Haußner verkehren, der in Ihrer Parochie lebt.“ —

Superintendent Großer blickte Gerland forſchend an; vielleicht erwartete er ein Zeichen der Beſtürzung, ein Wort des Widerſpruchs, oder der Entſchuldigung von ſeiten des jungen Geiſtlichen.

Da Gerland den Mund nicht öffnete, fuhr der alte Mann in ſeiner offenbar wohl vorbedachten Rede fort: „Alſo, Sie leugnen nicht, ſich in Umgang mit dieſem Manne eingelaſſen zu haben, Herr Amtsbruder?“ —

„Das leugne ich durchaus nicht, Herr Superintendent!“

Es ſchien faſt, als wolle ſich der Graf hier in das Geſpräch miſchen — wenigſtens vernahm Gerland vom Fenſter her ein ungeduldiges Räuſpern. Ein Blick des Superintendenten ſchien jenem abzuwinken.

„Schön! Sie machen alſo kein Hehl aus Ihrem Umgange mit Doktor Haußner. — Schön! — Das iſt mir in gewiſſer Beziehung lieb, Herr Paſtor! Denn die Offenheit — ich möchte ſagen — die Naivetät, mit der Sie das unbedenklich zugeben, entlaſtet Sie. Ich erkenne daraus, daß Sie über den eigentlichen Charakter, über das Vorleben dieſes Menſchen, nicht in vollem Maße orientiert ſind. — Das, wie geſagt, nehme ich zu Ihrer Entſchuldigung an. — Denn ich kann mir doch nicht denken, daß Sie es gewagt haben würden, ſich mit jemandem abzugeben, der wegen ſeiner bekannten, gegen weltliche und kirchliche Behörden gerichteten feindlichen und aufrühreriſchen Geſinnung im höchſten Grade anrüchig iſt. Sie kennen dieſen Menſchen nicht ſo wie ich — Sie haben nicht die Kämpfe durchzumachen gehabt, die ich vor etwa zwanzig Jahren hier mit ihm zu beſtehen hatte. — Ich ſage Ihnen, dieſer Menſch iſt geradezu das fleiſchgewordene böſe Prinzip — ein ganz gefährlicher Charakter! Seine Kirchenfeindſchaft, ſein Lebenswandel, — die Art und Weiſe, wie er ſeine arme Frau unter die Erde gebracht hat — ſein ganzes Verhalten Ihrem Amtsvorgänger Menke gegenüber — das alles ſpricht von einer Verworfenheit, einer ſeeliſchen Roheit und ſittlichen Verkommenheit, daß man hier wohl füglich alle Milde beiſeite laſſen darf. — Toleranz wäre geradezu Sünde in dieſem Falle. — Mit einem Menſchen,

der ſich ſelbſt exkommuniziert hat, haben wir nichts zu ſchaffen und dürfen wir uns nicht einlaſſen. An einer ſolchen Perſönlichkeit Miſſionsverſuche machen, wäre ein ganz verfehltes Unterfangen. — Ich will nämlich zu Ihren Gunſten annehmen, Herr Amtsbruder, daß dieſer Wunſch Ihr eigentlicher Beweggrund geweſen iſt. Die Abſicht, das verlorene Schaf zurückzuführen, mag ja Ihrem Hirtenſinn alle Ehre machen; aber — laſſen Sie mich Ihnen ſagen, das iſt beinahe etwas jugendlich gehandelt. Der Verſuch, mit der Leuchte des Evangeliums die Finſternis des Unglaubens aufzuhellen, iſt gewiß das gute Recht eines jeden Prieſters — aber nur da wollen wir in den Kampf mit dem Unglauben eintreten, wo die Möglichkeit eines Erfolges gegeben iſt. Die Perle vor die Säue werfen, das ſollen wir nicht. Denken Sie an das Wort unſeres Herrn und Meiſters: ‚Laß die Toten ihre Toten begraben!‘ — Lieber Amtsbruder, vermeiden wir das Ärgernis! — Es giebt Ärgernis, ſage ich Ihnen, der chriſtlichen Gemeinde und den Wohlgeſinnten gegenüber, wenn der Diener der Kirche im Hauſe des Kirchenfeindes und Religionsſpötters aus und eingeht. Es wird darüber geſprochen; dieſer und jener nimmt Anſtoß daran — und ſchließlich werden dem Geiſtlichen Beweggründe untergeſchoben, die nicht mit dem Anſehen und dem Dekorum unſeres Berufes zuſammenſtimmen. — Es iſt nicht paſtoral gehandelt und fordert die üble Nachrede geradezu heraus, wenn der Hirte nach der Predigt, noch im Amtskleide, mit der Tochter des Diſſidenten — mit einer ungetauften Perſon — öffentlich vor den Augen der ganzen Kirchfahrt einherwandelt. Das iſt, um den mildeſten Ausdruck zu gebrauchen,

unklug! — Damit wird ein Skandal geradezu provoziert. Was anderes ſoll dann eine Gemeinde von ihrem Hirten denken, als daß er es mit den Spöttern und Häretikern hält. — Verſtehen Sie wohl, Herr Paſtor! Ich ſchiebe Ihnen da keine unlautern Motive unter, das liegt mir völlig fern; im Gegenteil, ich nehme zu Ihren Gunſten an, daß jugendliche Unerfahrenheit Sie zu ſo unvorſichtigen Schritten verleitet hat. Und darum gebe ich Ihnen Gelegenheit, ſich zu verteidigen. Es würde mir nur ſehr lieb ſein, wenn Sie die vorliegenden gravamina völlig zu entkräften im ſtande wären." —

Der Superintendent ließ hier endlich eine Pauſe eintreten. In Gerland hatte es all die Zeit über gewogt und gekocht. Die Gedanken ſchwirrten ihm wild durch den Kopf. Sich verteidigen! — Gegen was denn? — Weil er mit Haußner Umgang gepflogen? —

„Nun, lieber Amtsbruder!" ließ ſich der Superintendent von neuem vernehmen: „Was haben Sie uns mitzuteilen?"

„Ich möchte mir zunächſt eine Frage an den Herrn Superintendenten erlauben."

„Nun!"

„Auf weſſen Anſchuldigung ſtützt ſich, wenn ich fragen darf, die Anklage, gegen die ich mich verteidigen ſoll?" —

Der Superintendent wollte etwas erwidern, aber der Graf kam ihm zuvor.

„Darauf kommt es gar nicht an, Herr Paſtor!" rief der Magnat. „Sie ſollen ſich hier verantworten vor dem Herrn Superintendenten und mir, Ihrem Patron — dazu ſind Sie hier! Nicht um inſolente Fragen zu ſtellen."

Der Superintendent, der das hitzige Temperament des jungen Ariſtokraten kannte, und dem vor einer Übereilung bangen mochte, ſuchte ihn zu beruhigen. — Gerland war blaß geworden, wahrte aber äußerlich noch die Ruhe.

„So lange mir nicht mitgeteilt wird, von wem ich denunziert worden bin, ſehe ich keinen Anlaß, mich zu verteidigen," ſagte der junge Geiſtliche, jedes Wort während des Sprechens wägend — mit leiſer Stimme.

Das Geſicht des Grafen färbte ſich dunkel. „Das iſt ein ſtarkes Stück! Von denunzieren reden Sie? — Aus dem Schoße Ihrer Gemeinde kommen die Klagen. An mich, den Patron, haben ſich die armen Menſchen gewandt, um Rat und Abhilfe, weil die Leute Ihre Mißwirtſchaft nicht länger mit anſehen wollen. — Da, Herr Paſtor, haben Sie den Beweis, wie ihre Pfarrkinder über Sie denken — da!"

Er riß ein Schriftſtück aus der Taſche und warf es vor Gerland auf den Tiſch.

Der junge Geiſtliche nahm das Heft auf und entfaltete die Bogen langſam. Es war eine ſauber abgefaßte Schrift: weißes Papier, Kanzleiformat, breiter Bruch, eine ausgeſchriebene und dabei korrekte Handſchrift.

„Leſen Sie nur! — Leſen Sie das nur gefälligſt, Herr Paſtor!"

Gerland las:

„Gnädigſter Herr und Kirchenpatron, hochgeborener Herr Graf!

In bedrängter Lage unſrer Gewiſſen wenden ſich eine Anzahl Mitglieder der Gemeinde Breitendorf an Ew. Hochgeboren, unſren gnädigſten Herrn und Kirchenpatron:

Unſer Pfarrer, Herr Gerland, erfüllt in keiner Weiſe ſein Amt zur Zufriedenheit der Gemeinde. Wir wollen ganz ſchweigen von den vielen Veränderungen, die er vorgenommen hat im Schulweſen, Konfirmationsunterricht, Liturgie und Begräbnisſachen und in vielen andren alten geheiligten Bräuchen. — Wir wollen auch ſchweigen von der Art und Weiſe, wie er die Witwe des vorigen Pfarrers beleidigt und ſie mit Gewalt aus dem Hauſe vertrieben hat. — Wir wollen auch ſchweigen über die Eigenmacht des Herrn Pfarrers, indem er gegen den Beſchluß des Gemeinderats eine Diakoniſſe ins Dorf gebracht hat, die er den Leuten ins Haus ſchickt, ſelbſt wenn ſie ſie gar nicht haben wollen. — Alles dies würde nämlich die Gemeinde noch ertragen haben, um des lieben Friedens willen; aber das Benehmen des Herrn Pfarrers hat neuerdings ſolche Dimenſionen angenommen, daß einige Gemeindemitglieder, die ihre Kirche lieb haben, es nicht länger mit anſehen können und wollen, wie der Herr Paſtor Anſtand und guter Sitte öffentlich ins Geſicht geſchlagen hat. —

Darum, gnädiger Herr und hochgeborener Herr Graf, kommen wir vor Sie, als unſeren Patron, da wir einen anderen Weg nicht wiſſen, und hoffen darin auf Ihre gütige Nachſicht. Sie wollen glauben, daß wir es mit ſchwerem Herzen thun und aus Pflicht und Gewiſſen, Ew. Hochwohlgeboren mit ſolchen Dingen zu beläſtigen.

Der Herr Pfarrer verkehrt nämlich in einem fort im Hauſe eines gewiſſen Doktor Haußner in Eichwald, der dem Herrn Grafen als übelberüchtigter Atheiſt bekannt ſein dürfte. Auch iſt beſagter Doktor Haußner am — (folgte Datum) perſönlich im Pfarrhauſe geweſen. Hierfür können,

wenn gewünſcht, Zeugen namhaft gemacht werden; natürlich hat das bei allen Gutgeſinnten in der Gemeinde Anſtoß erregt, zumal die Aufführung des beſagten Doktor Haußner gegen unſeren früheren Pfarrer Menke noch friſch in aller Gedächtnis iſt, beſonders aber auch da der Herr Doktor Haußner damals für ſein Vergehen hat ſitzen müſſen.

Wiederholt iſt der Herr Paſtor auch mit der Tochter dieſes Menſchen zuſammengeſehen worden, die, wie bekannt ſein dürfte, nicht einmal getauft iſt. Aber was ſoll man dazu ſagen, wenn der Geiſtliche ſich ſogar nicht einmal entblödet, mit einer ſolchen Perſon nach dem Gottesdienſte ſich öffentlich vor der Gemeinde zu zeigen wie dies am — (folgte Datum) von allen geſehen worden iſt. Und damit das Maß des Ärgerniſſes voll werde, während des Gottesdienſtes iſt von mehreren, die es auch beſchwören wollen, geſehen worden, daß der Geiſtliche dem betreffenden Mädchen zugenickt und ihr Zeichen gemacht hat.

Alles das iſt ſtreng der Wahrheit gemäß beobachtet und berichtet worden und kann jederzeit von glaubwürdigen Zeugen auch eidlich erhärtet werden. —

Wir würden es nicht wagen, uns dem Herrn Grafen, unſerem gnädigen Patron, ſolcherweiſe mit Beſchwerden zu nahen, wenn nicht Ew. Hochgeboren reger, kirchlicher Sinn und warme Teilnahme an unſerer Gemeinde, uns ermutigte, daß Sie ein ſolches ärgerliches und unchriſtliches Weſen des Geiſtlichen nicht länger mit anſehen werden, denn die Entrüſtung und der ſittliche Schaden ſind bereits groß, und thut Hilfe dringend not.

In tiefſter Ergebenheit unterthänigſt, eine Anzahl Mitglieder der Gemeinde Breitendorf."

Namen waren nicht unterschrieben.

„Nun — was sagen Sie darauf?“ rief der Graf, als Gerland das Blatt senkte.

„Es ist genau so, wie ich mir's gedacht hatte!“ erwiderte der junge Geistliche, bleich und vor innerer Erregung bebend, aber bestimmt. — Er war mit seinem Entschlusse im reinen.

„Sie leugnen also nicht!“

„Ich wüßte nicht, was mich veranlassen könnte, irgend welche Stellung zu einer anonymen Denunziation zu nehmen.“

Der Graf war aufgesprungen, den Superintendenten bei Seite drängend, stellte er sich in seiner ganzen Länge vor Gerland auf. „Ob anonym oder nicht anonym, das ist hier ganz egal! Die armen Leute wagen es nicht, öffentlich gegen Sie aufzutreten. Was wissen solche Dorfleute vom Instanzenwege! In ihrer Not haben sie eben keinen anderen Ausweg gewußt, als sich an mich, den Patron, zu wenden, und ich denke, ich habe ein Recht, mich um die Gemeindeangelegenheiten zu kümmern. Wenn ich der Gemeinde den Geistlichen vorschlage, trage ich doch am Ende auch die Verantwortung für sein späteres Verhalten. — Ich glaube, das wird wohl auch von Seiten der Kirche so aufgefaßt?“

Der Superintendent, an den sich der Graf mit der letzten Frage gerichtet, nickte zustimmend.

„Ich hätte ja können in dieser Sache persönlich vorgehen; hielt es aber für angemessen, mich an die geistliche Behörde zu wenden, da ich mich in solchen Angelegenheiten nicht genügend versiert fühlte. Darin habe ich

doch wohl korrekt gehandelt — nicht wahr, Herr Superintendent?"

„Vollkommen korrekt, Herr Graf!" war die Antwort.

„Sie hören also, Herr Pfarrer," fuhr der Graf fort, „daß ich formell sowohl, als materiell vollständig in meinem Rechte bin, auch im Sinne der Kirche. Wollen Sie mir nun gefälligst Rede und Antwort stehen! Ich wünsche zu wissen, was Sie gegen dieses Schriftstück zu sagen haben?"

„Formell, daß es anonym — materiell, daß es erlogen ist." —

Jetzt riß dem Grafen die Geduld völlig.

„Das übersteigt denn doch alle Begriffe. Wen glauben Sie denn eigentlich vor sich zu haben? Sie scheinen sich vollständig verrückten Begriffen über ihre Stellung hinzugeben. — Ich habe diesen lächerlichen Hochmut schon neulich bemerkt. Aber nun sehe ich, daß es bei Ihnen Prinzip zu sein scheint, Opposition zu machen, Herr Pastor! — Sie haben sich bereits mehrfach kompromittiert in meinen Augen. Mit Ihren freien Ansichten mögen Sie anderen imponieren — mir nicht! Wenn die Geistlichen anfangen wollen, sich gegen Ordnung und Moral aufzulehnen, dann hört doch alles auf!"

Er ließ den Superintendenten, der sich einmischen wollte, nicht zu Worte kommen.

„Nein, nein! — Diese Sache hat dem Faß den Boden ausgeschlagen, die Gemeinde beschwert sich über ihn, und er findet es nicht einmal für nötig, sich zu rechtfertigen. — Da ist er freilich an den Falschen gekommen bei mir! — Was ich heute gesehen und gehört habe, Herr Pastor, bestätigt mir vollständig meine Ansicht, die ich mir schon

früher über Sie gebildet habe. Und ich gebe Ihnen die Versicherung, ich werde dieser Angelegenheit nachgehen. Wenn Sie denken, Sie können allen Autoritäten ungestraft Hohn sprechen, dann irren Sie sich gewaltig. — Wir wollen mal sehen, ob nicht selbst gegen aufsässige Pastoren noch Recht zu haben ist."

„Ich sehe dem, was Sie gegen mich unternehmen werden, mit Ruhe entgegen" — sagte Gerland, jetzt kreidebleich und im Übermaß der Erregung lächelnd.

„Das werden wir sehen — das werden wir ja sehen! — Ich bin fertig mit Ihnen!" —

Der Graf griff nach seinem Hute. Er sagte etwas halblaut zum Superintendenten. Beide gingen darauf hinaus — Gerland allein lassend.

Die Stimme des Grafen war noch für einige Augenblicke im Vorzimmer zu hören. Der Superintendent schien dem Empörten beschwichtigend zuzureden.

Dann war der Graf gegangen. Der Superintendent kam ins Zimmer zurück.

Der alte Mann war wieder einmal ganz außer aller Fassung.

„Was haben Sie mir da angerichtet!" rief er. „Nachdem eben erst die Affaire Fröschel glücklich begraben ist, nun schon wieder ein neuer Skandal in der Ephorie, und immer sind Sie beteiligt! — Was kam Ihnen denn bei, sich so aufzuführen? Ich verstehe Sie nicht! Welches Licht wirft das auf mich — auf die ganze Disziplin unseres Standes!" —

„Ich glaube nicht, daß ich die Haltung verloren habe, Herr Superintendent; der Herr Graf war es, der sich vergaß."

„Wissen Sie denn nicht, wen Sie vor sich haben? Einen Mann von solchem Einflusse, wie Graf Mahdem. — Was haben Sie sich denn eigentlich gedacht! Der Mann geht nun hin, im höchsten Grade aufgebracht, hängt die Sache an die große Glocke. Er sprach von einer Beschwerde beim Konsistorium. — Nun wird der Spektakel von neuem los gehen, die Anfragen, Vernehmungen und Berichte!“ —

Der Superintendent schritt mit verzweifelter Miene im Zimmer auf und ab.

„Was soll ich denn nun eigentlich mit Ihnen machen?“ fragte er vor dem jungen Geistlichen stehen bleibend.

„Ich bitte um Untersuchung des Falles, Herr Superintendent,“ erwiderte Gerland.

„Untersuchung?“

„Jawohl! — Vernehmung des Gemeindekirchenrates von Breitendorf, über die gegen mich gerichteten Anklagen. Da wird sich schon herausstellen, wieviel an der Verleumdung ist.“.

Der alte Mann schüttelte ärgerlich den Kopf. „Nein — das würde viel zu viel Staub aufwirbeln.“

„Darf ich mir eine Bemerkung erlauben, Herr Superintendent?“

„Nun?“

„Ich bin mit Schmutz beworfen worden — und kann darum wohl eine Rechtfertigung fordern.“

„Die evangelische Sache ist schließlich noch wichtiger als die einzelne Person — und unsere Sache soll die des Friedens sein.“ —

„Ich habe den Frieden nicht gebrochen, sondern andere.

Und ich verharre auf meinem Standpunkte, daß ich mich nicht entſchuldige, ſo lange die Anklage anonym bleibt. — Gegen jeden Schritt des Herrn Grafen aber werde ich meine Rechte zu wahren wiſſen.“ —

XIX.

Dornig kam jetzt häufig nach Breitendorf herüber. Welcher Art das Intereſſe war, das den korpulenten Mann den beſchwerlichen Marſch über den Bergrücken ſo oft unternehmen ließ, wußte Gerland nunmehr. Dornig machte kein Hehl mehr daraus, daß er mit der Schwägerin des Gutsbeſitzers Finke verlobt ſei.

Gerland kannte die Erſcheinung des Mädchens von der Kirche her; ſie paßte zu Dornig: drall, rotbäckig — eine handfeſte Schönheit.

Dornig ſtrahlte in Erwartung des Himmelreichs, das ſeiner wartete. Er wußte, ſo oft er Gerland beſuchte, immer neue Züge der Liebenswürdigkeit von ſeiner Braut zu berichten. Sie hatte Kochunterricht gehabt in einem der feinſten Hotels der Kreisſtadt. Eine Ausſtattung brachte ſie mit, für welche der Geiſtliche mit Vorliebe den Ausdruck „fürſtlich“ anwandte. Ihre Leibwäſche ſollte genau ſo hergeſtellt werden, wie die einer Komteſſe, welche kürzlich geheiratet.

Inzwiſchen hatte auch die Taufe bei den Finkes ſtattgefunden. Dornig wußte die Vorzüglichkeit des Taufſchmauſes nicht genug zu rühmen; er verſuchte es, dem Amtsbruder den Mund nachträglich wäſſerig zu machen. Bei dieſem Feſte hatte er eine Menge Parochialklatſch erfahren, den er natürlich bei Gerland brühwarm an den Mann zu bringen bemüht war.

Gerlands Beziehungen zu Doktor Haußner und ſeiner Tochter waren ſelbſtverſtändlich dort lebhaft beſprochen worden. — Als er auf dieſen Punkt kam, beeilte ſich Dornig, zu verſichern, daß er dem Amtsbruder nicht den geringſten Vorwurf mache.

„Ich kann dir's gar nicht verdenken, Gerland," ſagte er. „Da giebt's ein Hallo, wenn wir Paſtoren mal eine gute Partie machen. — Als ob das Geld eine ſo ganz gleichgiltige Sache ſei in der Welt. Warum ſoll man denn ſeine Lage nicht aufbeſſern? — Das Gehalt iſt gering genug! ‚Ihr Geiſtliche ſollt nicht nach Schätzen trachten, die Motten und Roſt freſſen', heißt es da. Sehr ſchön! Aber von Luft können wir doch auch nicht leben. — Das iſt weiter nichts, als Neid. Und wenn ſie dir damit kommen ſollten, mach' dir nichts daraus; lach' ſie aus! — Es wird nämlich ſo mancherlei geredet gegen dich — verſtehſt du! Ich halte dir natürlich die Stange ſoviel ich kann. ‚Das Mädchen iſt ja nicht einmal getauft,' ſagen ſie — ‚Was nicht iſt, kann noch werden,' antwortete ich den Leuten. ‚Pfarrer Gerland iſt ein feiner Kopf, der wird die Sache ſchon machen — da ſeid nur ganz ruhig.' — Du, wie ſteht's denn eigentlich damit? Allzulange würde ich mit der Tauferei nämlich auch nicht mehr zögern —

an deiner Stelle! — Weißt du, es giebt den Leuten eben doch zuviel Anlaß zu allerhand Vermutungen und übler Nachrede.“ —

Vor einem Jahre noch würde ſich Gerland derartige Reden aufs entſchiedenſte verbeten haben; jetzt war er ſchon ſo weit abgehärtet, daß er im ſtande war, lächelnd zuzuhören und ſich im ſtillen ſeine Lehren zu ziehen.

Einen trivialen Philiſter wie Dornig, der in allen Dingen von ſich auf andere ſchloß, eines beſſeren belehren zu wollen, war ja von vornherein ausſichtslos. Aber die Auffaſſung eines ſolchen Menſchen war ſymptomatiſch — ſo alſo urteilte der große Haufe!

Wie konnte er den Leuten auch nur einen Begriff von der Eigenart ſeines Verhältniſſes zu Gertrud geben? Wer würde ihm geglaubt haben, daß es ihm unmöglich ſei, das Mädchen zu einem Schritte zu nötigen, den ſie doch nur in voller Freiheit, aus eignem Verlangen heraus thun durfte. —

Es erſchien ihm wie Vergewaltigung, wie Roheit, vor Gertrud hinzutreten und ſie zu bitten: ‚Laß dich taufen, damit ich dich heiraten kann!“

Gewiß ſehnte er ſich, harrte in peinvoller Ungeduld einer Andeutung von ihr — auf den Augenblick, wo ſie endlich dem Wunſche Ausdruck geben würde. Chriſtin war ſie ja jetzt ſchon — wenigſtens in ſeinen Augen — nur das äußere Zeichen fehlte ihr, die Beſiegelung. Aber vor der Welt, der das Zeichen mehr gilt, als die Geſinnung, ſtand das Mädchen noch als Heidin da. —

Dornig hatte in ſeiner tolpatſchigen Art und Weiſe an eine wunde Stelle bei Gerland gerührt.

Das Bewußtſein, daß viele ſeiner Beichtkinder an ihrem Pfarrer irre wurden, daß der Schein gegen ihn ſei, und daß die Ereigniſſe ſeinen Feinden und Verleumdern von Tag zu Tag mehr Recht gaben, bereitete ihm oft ſchwere Stunden. Er ſah die trübe Flut des Haſſes gewaltig von allen Seiten aufſteigen. Die Anzeichen mehrten ſich, daß auch die beſſeren Elemente in der Gemeinde gegen ihn Stellung nahmen. Viele Leute, die ihn früher herzlich und ehrfurchtsvoll gegrüßt hatten, drückten ſich jetzt, wenn man einander begegnete, um das Grüßen herum, ſahen weg, oder gingen beiſeite.

Ganz verwirrt war eines Tages Schweſter Eliſabeth zu ihm gekommen; Schuhmacher Herklotz — deſſen Frau inzwiſchen geſtorben und beerdigt war — hatte ihr, als ſie gekommen, um nach den Kleinen zu ſehen, die Thür gewieſen mit unflätigen Redensarten, die das Mädchen um keinen Preis wiederholen wollte.

Dieſe Undankbarkeit ſtand nicht allein da. Auch andere, denen er mit Rat und perſönlichem Eingreifen, ja mit pekuniärer Hilfe beigeſtanden, ſahen ihm in die Augen, höhniſch oder dreiſt vertraulich, als wüßten ſie ihm ein Unrecht vorzuwerfen.

Die jungen Burſchen im Fortbildungsunterricht, den er leitete, begannen herausfordernde Mienen anzunehmen und ſich aufſäſſig zu gebärden.

Überall ſah er den Reſpekt weichen.

Am Sonntag Abend gab es wieder mal nach längerer Pauſe auf dem Tanzboden einen groben Exzeß: Trunkenheit und Prügelei. Zu Zeiten ſeines Amtsvorgängers war das nichts Seltenes geweſen in Breitendorf. Während

Gerlands Seelsorgerthätigkeit hatte sich darin vieles gebessert.

Dieses plötzliche Aufflammen der alten Roheit hatte seine Bedeutung. Der junge Geistliche fühlte es, er hatte die Macht verloren — die Macht, welche unbefleckter Name und tadelloser Ruf ihren Trägern verleihen.

Er stand nicht mehr unantastbar da vor seiner Gemeinde; sehr geschickt hatten seine Feinde die Stelle herausgefunden, wo er angreifbar war — die Stelle, wo ihn der Talar nicht schützte, wo ihn das Priestergewand vielmehr anzuklagen schien.

Man hatte ihm Liebe und Achtung seiner Pfarrkinder gestohlen.

Voll Kummer mußte er sehen, wie sich alles um ihn her lockerte; wie das Werk, das er mit Mühe aufgerichtet hatte, von frevelhaften Händen Stein um Stein eingerissen wurde.

Er wußte ganz genau, wo das Hauptquartier der Feinde seinen Sitz hatte, und wer in diesem Spiele die Fäden zog.

Wenzels Faungesicht tauchte zu wiederholten Malen in der Dorfstraße auf. Gerland hatte daran gedacht, den früheren Kantor zur Rede zu stellen; aber es gelang ihm niemals, den alten Fuchs zu erwischen, der seine lange Gestalt zu verflüchtigen wußte, als besäße er eine Tarnkappe.

Die jetzige Frau Wenzel war wieder ganz in Breitendorf; angeblich auf Wochenbesuch bei der jungen Frau Finke. Gerland sah sie eifrig von Haus zu Haus gehen. — Die Kaffeekränzchen bei den Honoratiorenfrauen, deren

Mittelpunkt sie bereits früher gewesen, waren flott im Gange. Als ihr Adjutant fungierte die Besprechfrau Tonchen, die in den niederen Schichten ihre Maulwurfsarbeit trieb. —

Die ehemalige Pastorin Menke trieb die Schamlosigkeit soweit, sich der Kanzel gerade gegenüber zu setzen und den Geistlichen unverwandt mit der unschuldigsten Miene der Welt anzublicken während der Predigt. Pfarrer Gerland mußte sich zusammennehmen, um nicht mitten im Satze stecken zu bleiben, als sein Blick auf ein rosiges Frauengesicht und ein paar lächelnde Katzenaugen traf — unten im Schiff der Kirche. —

Es war, als ob ein Gewitter in der Luft schwebe. Gerland begann sich nach einer Entladung zu sehnen; selbst eine gewaltsame Lösung erschien ihm besser, als dieser Zustand der Spannung.

Vergebens wartete er auf eine Maßregelung von seiten der Kirchenbehörde. Nachdem, was neulich vorgefallen war in der Superintendentur, hatte er einer Aufforderung, sich zu verantworten, einer Rüge, vielleicht auch einer Disziplinarmaßregel entgegengesehen. — Im stillen hoffte er sogar darauf; dann würde er ja endlich einmal seine innere Stellung den Vorgesetzten offen darlegen dürfen. — Nichts von alledem erfolgte. —

* * *

Pfarrer Gerland war jetzt fast täglich, wenn es ihm die Kasualien erlaubten, in Eichwald. Er pflegte dem Arzte bei den Gartenarbeiten zu helfen.

Das Verhältnis der beiden Männer war seltsam genug.

Haußner schien den jungen Geistlichen nicht ungern um sich zu sehen. Er forderte Gerland zwar niemals direkt auf, am nächsten Tage wieder zu kommen; aber stets wenn der Geistliche in den Vormittagsstunden auftrat, fand er seiner eine Arbeit wartend, die der Arzt für ihn aufgehoben hatte. Das eine Mal galt es den Wein zu brechen — dann wieder mußten die Erdbeerstöcke umgepflanzt werden — oder man okulierte die Rosenstöcke; auch im Gemüsegarten gab es reichlich zu thun.

Es war ein heißer Sommer, und Haußner ging meist bis auf die Beinkleider und ein Flanellhemd entkleidet in seinem Garten umher. Gerland, der anfangs eine gewisse Scheu gehegt hatte, mehr als den schwarzen Rock abzulegen, machte es dem Arzte mit der Zeit nach. Haußner borgte ihm einen seiner breitkrämpigen Gartenhüte und veranlaßte ihn, Weste, Halskragen und Krawatte abzulegen.

„Sie fangen von oben an, den Pastor auszuziehen," bemerkte Haußner mit dem trockenen Witze, der ihm eigen war. —

Im übrigen wurde von der Zukunft zwischen den beiden Männern nicht gesprochen. Haußner war ein Sonderling auch darin, daß er alle offenen Aussprachen, solange wie möglich, hinausschob.

Rings um sein innerstes Wesen hatte er eine Mauer gezogen. Niemand sollte ihn beobachten, aber er selbst lag mit seinen scharfen Forscheraugen stets auf der Lauer, trug Material zusammen und verarbeitete es in seinem Innern mit dem Egoismus des Menschenverächters, dem seine besten Gedanken viel zu gut sind, um sie durch Aus-

legen vor der Menge zu profanieren. Er ſah unendlich vieles trotz ſeines einſiedleriſchen Lebens, und machte ſich über alles ſeine Gedanken; aber nur gelegentlich, an ſarkaſtiſchen Bemerkungen, konnte man erkennen, wie er eigentlich zu Menſchen und Dingen ſtehe.

Selbſt die Liebe zur Tochter äußerte ſich nicht in alltäglicher Art und Weiſe. Aus der rauhen Form, in der er häufig mit Gertrud verkehrte, hätte ein oberflächlicher Beobachter leicht ganz falſche Schlüſſe auf ſein innerſtes Verhältnis zu dem Mädchen ziehen können. — Die Liebe zu dem einzigen Kinde war ſtark und zart zugleich. Sein Auge konnte einen melancholiſchen Ausdruck annehmen, wenn er ſie anblickte. In kleinen, unſcheinbaren Anzeichen äußerte ſich ſein heißes Gefühl — ſeine Furcht vor dem Augenblick, wo er das Mädchen hergeben ſollte.

Und doch mußte er einſehen, daß der natürliche Lauf der Dinge die Trennung herbeiführen würde. Er ſträubte ſich nur noch pro forma. Es konnte ihm ja nicht entgehen, daß die beiden jungen Menſchen einander zugehörten, und er war viel zu vernünftig und lebensklug, das Natürliche verhindern zu wollen.

Im allgemeinen vermied man religiöſe Geſpräche; der Geiſtliche hütete ſich wohl, den andern auf ein Gebiet zu bringen, wo er empfindlich und gereizt war. Aber gänzlich konnte das Religiöſe doch nicht aus ihren Geſprächen ausgeſchieden werden.

Gelegentlich riß den Arzt der Eifer hin, von ſeinen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen und ihren Endzielen zu ſprechen. Er arbeitete neuerdings an einem Werke: „Der

Übergang der organiſchen Materie von einem Lebeweſen zum anderen," das den Niederſchlag zehnjähriger Forſchung und Beobachtung darſtellte. Er zeigte dem jungen Geiſtlichen die Abbildungen, welche das Werk begleiten ſollten, ließ ihn Präparate ſehen und machte ihn mit dieſer oder jener niederen Tierform durch das Mikroſkop bekannt. — Es kam darin ſo recht der Drang des Einſiedlers zu Tage, von dem, was ihn ſeit Jahren ganz beſchäftigt hatte, und was nun einem Reſultate entgegenreifte, endlich einmal zu einem Menſchen zu ſprechen.

Haußner war ein begeiſterter Anhänger der Evolutionstheorie. In ſeine Studienzeit waren die Publikationen der großen Darwinſchen Entdeckungen gefallen. Er war ein Altersgenoſſe und Anhänger Haeckels.

In ſeiner Jugend hat er der Religion kühl bis ans Herz gegenübergeſtanden — er betrachtete ſie als eine Art von Petrefakt abgeſtorbener Lebensformen. — Wahrſcheinlich würde er in dieſem Indifferentismus weiter gelebt haben, wenn nicht die Kirche dafür geſorgt hätte, ihn aus ſeiner Gleichgiltigkeit herauszutreiben. Das Ereignis trat ein, das ihn aus ſeinem Berufe reißen, ihn mit ſeiner bisherigen Umgebung verfeinden, den Frieden ſeines Hauſes vernichten, ſeinem ganzen Leben eine veränderte Richtung geben ſollte. Er ſah ſich provoziert, an der empfindlichſten Stelle verletzt, in ſeiner Freiheit angegriffen. — Heißblütig wie er war, ließ er ſich zu verhängnisvollen Schritten hinreißen — und ſo hatte dieſes anfangs harmoniſche Daſein plötzlich eine tragiſche Wendung bekommen.

Die Leidenſchaft macht den klügſten Menſchen ungerecht. Haußner war nicht mehr imſtande, Schale und

Kern auseinanderzuhalten. Seine Feindschaft gegen die Kirche übertrug er auf die Religion.

Gerland kannte die Geschichte des Arztes besser, als Haußner selbst wohl ahnen mochte. Er verstand ihn — ja er fühlte im Innersten tiefe Sympathie für den Mann, dem von den Amtsbrüdern so schweres Unrecht angethan worden war.

Der junge Geistliche befliß sich, aus seinen Worten alles fernzuhalten, was jenen an die trüben Erlebnisse früherer Zeiten hätte erinnern können.

Den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen des Arztes hörte er ruhig zu. Häufig konnte er Haußners Ansichten nicht beipflichten. Den Arzt zu widerlegen war für ihn unmöglich, sie standen auf zu verschiedenem Boden. — Ein tiefer Riß klaffte zwischen ihren Innenanschauungen, sie konnten nicht miteinander fühlen, die Hiebe mußter notwendig Lufthiebe sein; zu einander gelangen hätten sie nur können durch ein Kompromiß. —

Das verhinderte den jungen Geistlichen nicht, den Ausführungen des Arztes mit größtem Interesse zu folgen. Die Phänomene, die jener ihm darthat, entzückten ihn — der Einblick in den Wechsel der Erscheinungen, in die Wunderwelt der niederen Fauna und Flora des Süßwassers — das Bekanntwerden mit Struktur und Lebensweise dieser auf der Scheide zwischen Tier und Pflanze stehenden Lebewesen, befriedigte in hohem Grade sein Zweckmäßigkeitsgefühl und seine Freude an Größe und Mannigfaltigkeit des Kosmos.

Haußner konnte sich keinen eifrigeren Zuhörer wünschen; und als Gerland einmal durch eine Bemerkung besonderes

Verständnis an den Tag gelegt hatte, brach der Arzt in die Worte aus: „Es wäre wirklich ſchade, wenn Sie Geiſtlicher bleiben wollten.“ —

Gelegentlich gab er Gerland einige Bände Darwin, Vogt und Büchner mit — in ſeiner Weiſe keinen näheren Kommentar dazu erteilend. Aber der Geiſtliche wußte ſehr gut, was das zu bedeuten habe; Doktor Haußner arbeitete im ſtillen an ſeiner Bekehrung. —

* * *

„Sie können uns helfen, die Muskatellerbirnen abnehmen,“ meinte Haußner, als Gerland eines Vormittags kam und ſich erkundigte, ob es etwas für ihn zu thun gäbe.

Eine Leiter lehnte bereits am Baum, Handkörbe und der Obſtpflücker ſtanden bereit. „Ich fange an, allzu vollkommen zu werden für dergleichen,“ bemerkte der Arzt, lächelnd auf ſeinen Leibesumfang deutend. Ein Strohhut lag auch bereits für den Geiſtlichen da. — Es war alles vorbereitet geweſen für ſein Kommen, wie der junge Mann mit geheimem Vergnügen feſtſtellte.

Martha und Gertrud waren auch nicht fern. Bald ſchwebte der Geiſtliche in der Krone des prächtigen Baumes. Haußner ſtellte die Leiter nach Bedarf und nahm die gefüllten Henkelkörbe entgegen. Die Damen ſortierten das Obſt — alle waren in vortrefflicher Laune.

Einmal krachte ein Aſt, auf dem ſich der Geiſtliche allzu kühn vorgewagt, und die Frauen ſchrieen erſchreckt auf. Aber es gelang Gerland, ſich feſtzuhalten.

„Na, das ging noch mal so ab!“ meinte Haußner

„Der liebe Gott hat unseren Herrn Pfarrer bewahret,“ bemerkte Martha halblaut, doch immer noch so laut, daß der Arzt es hören mußte. — Die alte Jungfer konnte es nicht lassen, durch solche Glossen hie und da dem Vetter gegenüber ihren Gefühlen Luft zu machen — sie nannte das: „den christlichen Standpunkt wahren.“ —

Auf einmal sprang Gertrud auf und klatschte in die Hände. „Onkel Valentin — Onkel Valentin!“

Vom Hause her nahte der greise Pfarrer.

„Wahrhaftig, der alte Valentin!“ meinte Haußner.

Gerland kam von seiner luftigen Höhe herab. —

Der Alte hatte seiner Gewohnheit gemäß den weiten Weg von Göhdaberg her zu Fuß zurückgelegt, trotz der Sonnenglut. Seit drei Stunden etwa war er unterwegs. Er sei ja ein gut Stück im Baumschatten gegangen, meinte er, mit seinem freundlichsten Lächeln, wie immer den Dingen die beste Seite abgewinnend.

Aber die Erschöpfung war ihm anzumerken.

Gerland hatte seine heimliche Freude an der Art und Weise, wie sich Haußner um den alten Mann besorgt zeigte.

„Komm in die Laube, Ottomar!“ — sagte er, den Greis unter den Arm nehmend. „Ins Haus führe ich dich jetzt nicht; dort ist es kühl, und du bist erhitzt. — Besorgt sofort etwas Frühstück!“ Damit wandte er sich an die Frauen.

Die drei Männer schritten langsam der Gartenlaube zu, auf ihrem Wege, des ermüdeten Alten wegen, häufig stehen bleibend.

Gertrud ließ nicht lange mit dem Frühstück auf sich

warten, ſie breitete eine Decke über den Holztiſch und legte ein Gedeck vor dem Onkel auf.

„Wie ſie ihrer Mutter gleicht!“ — ſagte Valentin und griff nach der Hand des errötenden Mädchens. „Der Herr ſchütze dich und bewahre dich, du liebes Kind!“ Seine Stimme bebte.

Haußner machte dieſer Szene ſchnell ein Ende. „Du ſagteſt, du hätteſt etwas mit mir zu beſprechen.“

„Allerdings — das war der Zweck meines Kommens.“

„Ihr könnt zu euren Birnen zurückkehren,“ — meinte Haußner zu den andern.

Gertrud ſprang voraus. Martha hielt Gerland am Ärmel zurück und flüſterte ihm voll Erregung zu: „Heute entſcheidet ſich's!“ Sie wies nach der Laube zurück. — „Der liebe Gott wird helfen! Bleiben Sie nur bei Gertrud einſtweilen — lieber Herr Pfarrer!“ Sie drückte Gerlands Hand, dann lief ſie dem Hauſe zu. —

Mit dem Birnenabnehmen wurde es heute nichts mehr.

Wie auf Verabredung ſchlugen die beiden jungen Leute, als ſie ſich allein ſahen, den Weg nach dem oberen Teile des Gartens ein.

Hinter dem nächſten Boskett machte Gerland Halt und ſuchte ihr einen Kuß zu rauben. Aber ſie entfloh ihm — lief voraus, geſchickt ihre beſſere Kenntnis des Geländes benutzend.

Er ſtürmte ihr nach. Es wurde ein Haſchen daraus.

Gut, daß niemand von der Gemeinde, oder gar von den Amtsbrüdern, den Herrn Paſtor in dieſer Situation ſah, wie er dem leichtfüßigen Mädchen nachſprang, die ſich

ſchelmiſch kichernd, hinter Büſchen und Bäumen vor ihm zu verſtecken ſuchte.

Sie war flinker als er, aber er beſaß die größere Ausdauer. Ermattet blieb ſie ſchließlich ſtehen und ließ ſich von ihm umfangen. Er küßte ſie herzhaft, nicht bloß einmal. —

Ihr Atem flog und ſtreifte ſeine Wange, der Buſen wogte; entzückt betrachtete er ſie. Gab es etwas Süßeres als dieſe Lippen, die den Odem voll und warm gehen ließen — dieſe Augen, die ſie, vom Laufen ein wenig ermattet, lächelnd ſchloß, ſo daß ſich die langen Wimpern auf den Wangen abzeichneten. — Wie eine eben aufgeſprungene Knoſpe war ſie, — eine reizende Miſchung von Kind und Weib.

Auf einmal errötend und ein wenig die Schultern emporziehend, entzog ſie ſich ihm und ſtrich ihr Haar, das in Unordnung geraten, glatt.

„Heut abend in der Laube — nicht wahr — du verſprichſt mir?“ flüſterte er ihr ins Ohr.

Sie erwiderte nichts.

Er nannte eine Stunde. „Wirſt du kommen?“

Sie ſprang noch einmal fort. Aber diesmal hatte er ſie ſchnell eingeholt, umfaßte ſie und ließ ſie unter Bitten und Küſſen nicht eher los, bis ſie ihm das Verſprechen gegeben.

Bald darauf ſaßen ſie oben auf der Raſenbank, Hand in Hand.

In dieſem Augenblicke, wo er ſich im Vollbeſitze ſeines Glückes zufrieden hätte fühlen können, überkam ihn wieder jene Stimmung der Unruhe, des Mißtrauens gegen den

Beſtand dieſes Glückes. Alles ging ihm noch einmal durch den Kopf, was von Zweifeln und Beſorgniſſen in letzter Zeit in ihm aufgeſtiegen war, was er nur mühſam beſchwichtigt hatte.

Gertrud war ſeine Braut. Er durfte ſie mit gutem Gewiſſen jetzt ſo bezeichnen. Ihre Augen wichen ſeinem Blicke, ihr Mund ſeinem Kuſſe nicht mehr aus. — War man ſich ſeeliſch deshalb näher gekommen? — Hatte ſie Anteil an ſeinem Geiſtesleben?

Wie wenig kannte man ſich im Grunde! —

Was wußte ſie von ſeinen ſchweren Sorgen — von der Gährung, in der ſich ſein Inneres befand — dem Kampfe, der in ihm tobte.

Und wußte er ſelbſt denn viel von ihr? —

Wie ſtand ſie zu jener großen Frage — der größten, die es für ihn gab; wie ſtand ſie zur Religion?

Daß ſie den kleinen Katechismus aufſagen konnte — ein Erfolg, auf den Martha Herberge ſo ſtolz war — bedeutete wenig. Was wollte es heißen, daß ſie Kirchenlieder auswendig lernte und bibliſche Geſchichte trieb? — Das alles gab keine Garantie dafür, daß wirkliche Gottesfurcht in ihrer Seele lebe.

Dürſtete ſie in Wahrheit nach dem Heil — nach dem Wort, nach dem Geiſt? —

Lieber keine Taufe, wenn man kalt, ohne Sehnſucht und Liebe, gezwungen durch äußere Rückſichten, an das Myſterium herantrat, nur um der Form zu genügen. —

Hier lag der ſeltene Fall vor, daß ein Menſch ſich mit Bewußtſein entſcheiden ſollte, ob er dem Bunde der Chriſtenheit zugehören wolle, in den die meiſten hinein-

geboren werden. Selbſtverantwortlich durfte ſich das Mädchen entſcheiden über das, was für andere der Zufall beſtimmt Sollte auch hier wieder Konvenienz, Rückſicht auf Zweckmäßigkeit und Vorteil entſcheiden? — Sollte, um des guten Zweckes willen eine Vergewaltigung der Seele ſtattfinden? — Sollte Gewiſſenszwang die Freiheit der Entſchließung aufheben? —

Gerland war ja nicht blind; er hatte wohl gemerkt, wie ſchon ſeit Wochen Martha Herberge heimlich auf das eine Ziel losſteuerte: Gertruds Taufe.

Der fromme Eifer der alten Jungfer hatte ihm ſchon manchmal peinliches Befremden verurſacht.

Was unter den Titel: ‚Zu Ehren Gottes‘ und zur angeblichen Förderung ſeines Reiches nicht alles vorgenommen werden konnte an Intriguen und Wahrheitsvergewaltigung!

Dem jungen Geiſtlichen ſtieg auf einmal ein Verdacht auf: Was für eine Veranlaſſung mochte es ſein, die ſeinen alten Freund, Pfarrer Valentin, ſo unerwartet hierher führte? — Weshalb hatte er verlangt, mit dem Arzte unter vier Augen zu ſprechen? Was hatte Marthas Aufgeregtheit zu bedeuten?

Ob auch Gertrud darum wußte, was da unten jetzt vorging?

Er fragte ſie, ob ſie ihm erklären könne, weshalb ihr Onkel heut gekommen ſei.

Sie errötete, und die Augen niederſchlagend, meinte ſie, Tante Martha habe an ihn geſchrieben, daß er kommen möge, um mit Vater zu ſprechen — wegen der Taufe.

Alſo doch!

Gerland ſchwieg eine Weile; er hatte ſeinen Arm von dem Mädchen abgezogen und ſaß, den Kopf aufgeſtützt, brütend da. — Er mußte doch einmal offen mit ihr ſprechen; auf falſchen Vorausſetzungen durfte ſich ihr gemeinſames Geſchick nimmermehr aufbauen.

Er vermied es, ſie während des Sprechens anzuſehen, — um ſich nicht irre machen zu laſſen. Das, was er ihr zu ſagen hatte, wurde ihm nicht leicht auszuſprechen.

Er ſagte ihr, daß er ſie nicht zu etwas treiben wolle, wonach ſie vielleicht kein Bedürfnis fühle, daß ſie durchaus frei ſei in ihren Entſchließungen und daß niemand das Recht habe, ſie zu einem Schritte zu veranlaſſen, der nur dann Wert habe, wenn er aus dem Verlangen des Herzens heraus geſchehe.

„Aber ich habe mich ja immer ſo danach geſehnt!“ unterbrach ſie ihn plötzlich.

Er ſah ſie erſtaunt an. — Geſenkten Hauptes ſaß ſie da, von ihm wegblickend.

„Wonach geſehnt?“ fragte Gerland.

„Nach der Taufe!“ — Sie ſagte das ſehr leiſe. „Lange ehe Tante Martha davon geſprochen hat.“

„Mein ſüßes Herz!“ — Er wußte nichts Beſſeres zu ſagen. „Und davon haſt du mir bisher kein Wort geſagt, Gertrud?“

„Ich ſchämte mich ſo.“

Er nutzte das Glück der Stunde aus, wo endlich einmal ihr Gemüt offen vor ihm lag. Jetzt wollte und mußte er alles in Erfahrung bringen, von Anfang an. — Und als betrete er ein Wunderland, ward ihm zu Mute, da ſie ſich ihm entdeckte.

Wann ſie zum erſten Male gebetet hatte? Das wußte ſie nicht ganz genau; aber es mußte ſchon früh geweſen ſein. — Eine Kinderperſon hatte ihr vom lieben Gott erzählt, und daß man zu ihm beten müſſe. Vom Vater hörte ſie niemals über dergleichen, und als ſie ihn eines Tages darüber gefragt, hatte er geſagt, wenn ſie nur brav und tüchtig, ſei das Beten nicht von nöten. — Auch vom lieben Gott und vom Heiland ſprach der Vater nicht. Aber gerade all dieſe Dinge, von denen ſie durch die Dienſtboten hin und wieder hörte, waren dem Kinde ganz beſonders intereſſant. Einmal hatte die Köchin ſie heimlich mit in die Kirche genommen — Gertrud glaubte, es ſei wohl eine katholiſche geweſen. Die Muſik, die Prieſter und die Bildniſſe hatten tiefen Eindruck auf das kindliche Gemüt hervorgebracht.

Sie lebten damals in der Schweiz, wohin ſich Haußner nach ſeinem Streite mit der Kirche grollend gewendet hatte.

Nun kam die Zeit, wo das Mädchen die Schule beſuchen mußte. Vom Religionsunterricht war ſie ausgenommen. Der Vater erteilte ihr anſtatt deſſen beſonderen Unterricht — es ſchien ſich um Moral und Ethik gehandelt zu haben. Das Mädchen dachte nicht gern an dieſen Unterricht zurück. Der Vater ſei leicht heftig geworden, wenn ſie ihn nicht verſtanden habe, meinte ſie, und ſitzen geblieben ſei eigentlich nichts davon bei ihr.

Sehr zeitig war ihr eine Ahnung davon aufgegangen, daß noch eine andere Welt exiſtiere, von der ihr der Vater gefliſſentlich nichts erzähle.

Von den Mitſchülerinnen erfuhr ſie allerhand. Oft las ſie in den Büchern und Heften der andern. Bibliſche

Geſchichte, Katechismus, Lieder und Gebete — all dieſe Dinge erſchienen ihr intereſſanter und ſchöner als das andere, was auf der Schule getrieben wurde. Eine ſtarke Neugier entwickelte ſich bei dem Kinde, durch den Vorhang zu blicken, hinter welchem ihre junge Seele das Göttliche wie ein verſchleiertes Licht ahnte.

Tiefen Eindruck machte es ihr, als eines Tages eine Mitſchülerin ihr zurief: „Du biſt ja nicht einmal getauft!“ —

Seitdem war das Kind den Gedanken nicht losgeworden, daß ihr etwas fehle, was die andern beſaßen — etwas Großes und Gutes. — Als ſie den Vater gelegentlich darüber befragt, ſei er — ſo berichtete ſie — ſehr ungehalten geweſen.

Das wichtigſte Ereignis in ihrer religiöſen Entwicklung trat jedoch erſt ein, als ſie nach Eichwald kam. Sie fand die Bücher ihrer verſtorbenen Mutter irgendwo auf dem Boden, in einer Kiſte weggepackt — verſtaubt und vergeſſen.

Da gab es Gebetbücher, Liederbücher, Predigtſammlungen, — erbauliche Schriften aller Art.

In dieſe Bücherei vertiefte ſich Gertrud. Sie las wahllos, und hatte bald ihre Lieblinge. Übrigens ließ ſie den Vater wohlweislich nichts davon merken. Kindlicher Inſtinkt führte ſie darauf, daß ihr Thun nicht nach ſeinem Sinn ſei, daß er ihr die Bücher höchſt wahrſcheinlich wegnehmen würde.

Fortan wirkten Einflüſſe entgegengeſetzter Natur auf das Kind ein.

Der Vater, der ihren Unterricht weiterführte, füllte

ihren jungen Geist mit wissenschaftlichen Begriffen, die andern jungen Mädchen völlig fremd bleiben. Haußner hatte sich auch auf erzieherischem Gebiete seine eigne Theorie gebildet. Vor allem sollte das Kind das, was ist, kennen lernen: die Welt und ihre Erscheinungen. Er unterrichtete die Tochter hauptsächlich in der Naturwissenschaft. Auch in der Methode des Unterrichtens schlug er einen besonderen Weg ein. Er basierte alles auf die Anschauung — von ihr aus ging er zu den Gesetzen über. Das Experiment bildete ein Haupthilfsmittel dieses Unterrichtes.

Gerland hatte schon manchmal Gelegenheit gehabt, über Gertruds Kenntnisse auf dem Gebiete der Physik, Chemie und der Biologie zu staunen. Es lag dem Mädchen sehr fern, damit zu prunken, aber gelegentlich kam es zum Vorschein. — Verwundert hörte der junge Geistliche, daß sie genau über die Fortpflanzung der Süßwasseralgen unterrichtet war; oder sie zeigte sich bewandert im Stellen des Mikroskops und wußte aus hundert Präparaten, auf Verlangen des Vaters, das Gewünschte richtig herauszufinden.

Aber das Merkwürdigste: ihre Weltanschauung war davon sehr wenig beeinflußt worden — wie Wasser war all das an ihr abgeflossen.

Jene Stunden, die sie heimlich über den Andachts- und Gebetbüchern der Mutter zugebracht, hatten viel tiefere Spuren zurückgelassen.

In vielen der Bücher fand das Mädchen Randbemerkungen von der Hand der Seligen — auch zahlreiche beschriebene Blätter, Zettel, Buchzeichen. So schien

eine Stimme vom Jenseits herüberzudringen, welche das Kind zur Frömmigkeit ermahnte. Der Hang zum Religiösen, der bei der armen Bertha eine myſtiſch ſchwärmeriſche Richtung angenommen, ſchlug bei der Tochter durch, in geſünderer, natürlicher Form.

Und vielleicht gerade weil der Vater dieſe Seite ihrer Natur unbebaut hatte liegen laſſen, weil er verſuchte, dieſem Hange von vornherein entgegenzuarbeiten, wuchs das zurückgeſtaute Gefühl, ſchoß dieſer Trieb gegen den Willen des Gärtners um ſo kräftiger und geſünder empor. —

Zum Gottesdienſte durfte Gertrud nicht gehen. Aber der Vater konnte es nicht verhindern, daß das Mädchen mit Perſönlichkeiten zuſammenkam, die einen nachhaltigeren, lebendigeren Eindruck auf ihr Seelenleben ausübten, als es Predigt und Schule jemals vermocht hätten.

Da war vor allem die alte Märzliebs-Hanne in Eiba. Das Mädchen hatte eine große Liebe zu der Greiſin gefaßt. — Kein Zweifel, die Alte trug viel dazu bei mit ihren naiven Erzählungen vom lieben Gott, dem Heiland, den Engeln, die religiöſe Phantaſie des Kindes zu wecken und mit Wundergehalte zu erfüllen.

Und ſo war unter dem Einfluſſe verſchiedenſter Perſonen und Erlebniſſe ein ganz eigenartiges Gebilde entſtanden. Mit der landesüblichen Frömmigkeit hatten die religiöſen Anſchauungen des jungen Mädchens freilich nicht viel gemein. Ihr Chriſtentum war ein urſprüngliches Gewächs, auf natürlichem Boden gewachſen, geſund und friſch — keine bleichſüchtige, blutarme, beim Lampenlicht der Schulſtube künſtlich getriebene Pflanze.

Die Prüfung im Religionsfache an einer höheren Töchterschule würde Gertrud wohl schlecht bestanden haben.

Der Begriff, daß wir Menschen durchaus schlecht und verderbt sind und nur durch Gottes Gnade selig werden können, war ihr nicht in Fleisch und Blut übergegangen. — Sie wußte nicht, daß der Herr Jesus zwei Stände und drei Ämter gehabt hat. Auch von dem Hader der Konfessionen ahnte sie wenig, noch weniger von den Konzilien, und über die Religionskriege hätte sie sehr schlecht Bescheid gewußt.

Aber was ihr an Kenntnissen abging, ersetzte reichlich die Innigkeit und Wärme, mit der sie das, was sie sich selbst aus dem Bedürfnis ihres frommen Gemüts heraus gesammelt hatte, umschlungen hielt.

Gerlands Vortrag in der Bibelstunde, den sie mit der alten Märzliebs-Hanne besucht, hatte nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Einen tieferen Eindruck noch hatte sein erstes Geschenk an sie gemacht: das neue Testament und die Worte, mit denen er ihr das Buch gegeben.

Mit diesen Eindrücken schied sie im Herbste von der Heimat. — Der Winter brachte ihr Großes und Ungeahntes. Nicht mehr als Kind — als Jungfrau kam sie im Frühjahr nach Haus zurück.

Der Gedanke an den jungen Mann hatte sie in die Fremde begleitet. Und wenn sie in dem Buche las, das er ihr in regnerischer Nacht zum Abschied in die Hand gedrückt, so schien damit eine unsichtbare Verbindung zwischen ihnen hergestellt.

Sie las und dachte an ihn — und wie es im Evan-

gelium heißt: ‚Sie behielt alle dieſe Worte und bewegte ſie in ihrem Herzen.‘ —

* * *

Als der junge Geiſtliche in dieſer Stunde einen Blick that in die Seele ſeiner Braut — als ihm eine Ahnung aufging von der Frömmigkeit, die in dieſem Mädchen lebte, da fühlte er ſich wahrhaft beſchämt.

Was war ſeine in allen Fugen krachende Weltanſchauung, gehalten gegen dieſen ſchlichten, kindlichen, ſelbſterworbenen Glauben?

Wahrhaftig! die Bedenken, daß ſie nicht würdig ſei, die Taufe zu empfangen, konnte er getroſt fahren laſſen Sie war längſt eine Chriſtin, obgleich ihr die äußerliche Beſiegelung des Glaubens fehlte.

Sie war eine Chriſtin, ſelbſtändiger und freier als tauſend Namenchriſten; denn ſie hatte ſich das, was andern mit der Geburt in die Wiege gelegt wird, ſelbſt erobert. Herrlich hatte das Kind ihr von der ſeligen Mutter überkommenes Erbteil im Stillen, ohne Aufſehen, dem Zuge ihrer guten Natur folgend, verwaltet. — Die Religionsfeindſchaft des Vaters — ſeine auf Ausrottung aller Frömmigkeit gerichteten Maßnahmen und Lehren, hatte ſie in ſchlichter Einfalt des Herzens überwunden. —

Wie Frühlingswetter, mit Schauern und Sonnenblicken, zog das Glück in Gerlands Seele ein.

In Gertruds guten Augen, die leuchtend zu ihm aufgeſchlagen waren, las er die Beſtätigung ſeines Glücksgefühls.

Jetzt war ſie wahrhaftig ſeine Braut geworden. Mehr als Verliebtheit ſchwellte ihm die Bruſt in dieſem Augenblicke: Bewunderung, Stolz auf dieſes Mädchen, die ſo viel reiner, ſchlichter und frömmer war, als er. Wie hatte ſich ihr Verhältnis mit einem Schlage verändert — veredelt! — Er fühlte die warme Nähe ihres jungen Leibes — aber alle Sinnlichkeit trat in ſeinem Empfinden zurück. Nicht Körper und Körper bloß — nein, Mann und Weib — Menſch und Menſch — geeinigt für ein Leben! Er wußte es jetzt, daß ihre erwachte Pſyche ihm gehöre — ihm allein! —

Das Paar ſchritt von ſeinem Sitze herab, dem Hauſe zu — Hand in Hand.

Von unten kam ihnen ein anderes Paar entgegen: Pfarrer Valentin und Martha. In den Zügen des alten Mannes war beſonderer Ernſt zu leſen. Aus Marthas Geſicht ſtrahlte freudige Erregtheit, ſie lief den jungen Leuten entgegen.

Unter Thränen und Küſſen umarmte ſie Gertrud.

„Nun wirſt du getauft, Trudel!“ —

Valentin ergriff Gerlands Hand.

„Ja, es iſt ſo! Mit Gottes Hilfe iſt mir's gelungen. Aber es war ein harter Kampf. Aller Trotz, alles was ſich in ſeiner Seele angeſammelt von Groll und Haß lehnte ſich noch einmal auf. — Aber — er iſt eben doch nicht mehr der Alte. — Vieles hat an ihm gearbeitet — ſein Herz iſt weich, er verſchließt ſich nicht der Liebe. Er wird verreiſen für einige Zeit. Der Taufe beizuwohnen, ſträubt er ſich. — Traurig, daß der Widerwille gegen das Chriſtentum trotz allem und allem

noch ſo tief in ihm wurzelt! — Und doch, ich weiß es — die ewige Liebe wird auch ihn gewinnen. Liebe iſt es doch ſchließlich, die ihn ſoweit geführt hat — Liebe zu euch, Liebe zu denen, die nicht mehr ſind.“

XX.

Gerland war in jener Zeit wie ein Wandersmann, vor dem ſich, nachdem er lange unter verhangenem Himmel dahingeſchritten, der Horizont verheißungsvoll auflichtet.

Mannigfache Erlebniſſe hatten ſeine Erfahrung bereichert und ſein Fühlen vertieft. Seine Stellung zu Gott hatte ſich von Grund aus gewandelt.

Er ſuchte ihn nicht mehr in weiter Ferne; er quälte ſich nicht mehr damit ab, ihn ſich beweiſen zu laſſen, durch das was andere Zeiten und andere Menſchen über ihn erdacht; er verſuchte es nicht mehr, ſich ein Bild von ihm zu machen, um dann vor dieſem Bilde niederzuknieen. Er gab ſich einfach dem Bewußtſein hin, ihn zu beſitzen — überall, in allem — in ſich und außer der eigenen Perſon — in der Welt. —

In der Thatſache, daß er lebte und dachte, im Gefühle ſeiner unſterblichen Seele, in ſeiner Gottſehnſucht ſelbſt war Gott ihm gegeben. —

Und demgemäß hatte ſich auch ſein Begriff über den Weg zu Gott gewandelt.

Frömmigkeit, das war eben nicht ein Gut, das man erwerben und beſitzen konnte, wie er früher gewähnt; die wahre Frömmigkeit lag im Suchen. Fromm waren nicht die, welche in den Augen der Welt dafür galten, nicht die auf den Reſultaten fremden Ringens und Denkens bequem Ausruhenden. — Nein! die warhaft Frommen, das waren die allezeit Zweifelnden und aus Zweifeln ſich zu neuem Glauben Emporringenden — die Ungenügſamen — Durſtigen, die Tiefbohrenden und Wühlenden, deren Glück im Suchen beſtand.

Jene andern, wie immer ſie ſich nennen mochten — ſaßen in wohlverſchloſſenen Häuſern, in Feſtungen; eifrig waren ſie bemüht, Ritzen und Löcher zu verſtopfen, ja, viele arbeiteten daran, Fenſter und Thüren zu verbauen, damit nur ja nicht das Himmelslicht und der friſche Wind des Lebens in ihre dumpfe Behauſung eindringe.

So ſah er eine ganze Stadt vor ſich ſtehen: Haus an Haus, Tempel an Tempel, Feſte an Feſte — in allen Größen und Stilarten, die Gebäude — mittelalterlich verſchnörkelt, mit wunderlichen Anbauten — manche verfallene Ruine darunter — andere mühſam geſtützt und mit modernem Aufputz verſehen. Viel Flickwerk — eine hohle, untergrabene, altersſchwache Pracht! —

Auch er hatte ein ſolches Haus bewohnt. Aber niemals hatte er ſich recht glücklich darin fühlen können; unbehaglich war es ihm geweſen, ja oft unheimlich, wie in einer Leichenkammer. Modergeruch, altes Gerümpel, das Herdfeuer trübe ſtrahlend und im Verlöſchen begriffen,

dumpfe, eingeſchloſſene Zimmerluft. — Und dabei das Ahnen und die Sehnſucht nach dem Licht, das überall durch Klinzen und Ritzen des morſchen Bauwerkes eindrang. —

Und doch war der Entſchluß ſchwer, das alte Neſt zu verlaſſen. Er war darin geboren — alle ſeine Lieben hatten darin gelebt, waren ſelig darin verſtorben. Die Geiſter entſchwundener Generationen ſchienen ihn warnend zurückhalten zu wollen. Wie Schluchzen glaubte er es in den Lüften zu vernehmen, als er ſich reiſefertig machte. Ein paar liebe Augen ſah er thränengefüllt auf ſich gerichtet. — So hatte ihn die Mutter angeſehen, betrübt und vorwurfsvoll, wenn er als Kind ein Unrecht begangen.

Aber konnte er anders? — Es galt nicht ſein Glück, nicht die Erfüllung frivoler Wünſche; es handelte ſich darum, ob er ein ehrlicher Menſch bleiben dürfe. —

Zaghaft that er den Schritt über die Schwelle. Ihn fröſtelte in der ſcharfen Morgenluft, die ihn draußen empfing. Unſicher ſetzte er einen Fuß vor den andern, noch oft zurückblickend voll Sehnſucht nach der Stätte, die er verlaſſen.

Aber allmählich gewöhnte ſich ſeine Lunge an dieſe kräftigere Luft, ſein Auge an die neue Umgebung.

Weit lag die Welt um ihn her. Gegen den Himmel über ihn kein ſchützendes Dach. Er war von zu Hauſe her die bemalte Stubendecke gewohnt, auf der Engel und andere myſtiſche Geſtalten abgebildet geweſen. Jetzt ſah er den wirklichen Himmel, der war wie Stahl undurchdringlich, ohne Anfang und Ende, blickte wie ein kaltes Auge gleichgiltig herab auf das Gewimmel der Menſchenwelt. —

Aber unter ſeinen Füßen fühlte der Wandersmann feſten Boden, eine harte, ſteinige Straße, die hinausführte in die lebenſtrotzende Landſchaft. Welch eine Mannigfaltigkeit der Formen, welche Wunder der Kraft! — Wie war die Luft voll vom kräftigen Duft der friſch umgebrochenen Scholle! — Und das alles hatte eine Berechtigung zum Leben, ein Recht zu wachſen, zu gedeihen, ſich zu entwickeln, ſich zu mehren. Die Freude war nicht verboten —; das Natürliche hieß nicht mehr ſchändlich. Nicht düſtere Askeſe war der Wille des Schöpfers, nicht Furcht und Zittern, nicht Kreuzigung des Fleiſches, nicht Knechtsſinn! Für das Armeſündergefühl war kein Platz in dieſer freien Welt. Hier wurde die ſelbſtbewußte Kühnheit, der kecke Mut des Entdeckungsreiſenden erfordert, der nur den Anfang ſeines Pfades vor Augen hat und das Ziel ahnt, aber nicht weiß, was da zwiſchen Anfang und Ende liegen mag.

Das befriedigende Gefühl zog bei ihm ein, daß er auf dem rechten Wege ſei. Wenn er daran dachte, wie er vordem ängſtlich umhergetappt war, ſo mußte er lächeln. Wie hatte er ſich's doch unnütz ſchwer gemacht! — Und doch: er ſagte ſich, daß der Zickzackweg, den er genommen, zu ſeinem Beſten geweſen ſei. Er war hart geworden in vielen Kämpfen, und ſeine Lungen hatten ſich geweitet. Er kam ſich vor, wie einer, der in einem großen Schranke voll alter Reliquien geſucht, ein Fach nach dem andern aufgezogen — in Verzweiflung herumwühlend, und das Kleinod hatte er doch nicht gefunden. Armer Thor, der er geweſen! Wie konnte er finden, was er ſuchte? — In Fächern war es nicht aufzuheben, nicht mit Händen zu

greifen. — ‚Der Allerhöchſte wohnet nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht ſind'. Warum ſuchen wir ihn denn außer uns? Er iſt in uns ſelbſt; wir ſelbſt ſind in dem, was wir ſuchen. ‚Und zwar, er iſt nicht ferne von einem jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und ſind wir. — Wir ſind ſeines Geſchlechts!' —

Den Geiſt Gottes in ein Syſtem zwängen, glich das nicht dem unſinnigen Thun derer, die den Wind in einem Sacke fangen wollten? — Eine Methode, dieſen Geiſt zu erkennen, ihn zu ſezieren und auseinanderzulegen, war das nicht ein Verbrechen an dem Weſen dieſes Geiſtes?

‚Der Buchſtabe tötet, aber der Geiſt macht lebendig!' Wie widerte ihn jetzt der öde Formalismus an, deſſen Anhänger er geweſen. Jetzt, wo er all die papiernen Hüllen durchbrochen, begann er zu begreifen, was es heißt, Gott lieben. Mit dem Gefühle verglichen, das ihn nun dem Göttlichen gegenüber erfüllte, erſchien ihm ſein bisheriger Kultus wie Götzendienſt. Gefürchtet hatte er ſich vor dieſem Gott, der hinter Wolken ſaß, gefürchtet hatte er auch den, welcher geſagt: ‚Ein neu Gebot gebe ich Euch, daß ihr Euch untereinander liebet, wie ich Euch geliebt habe'. Auch er war ihm ein Fremder geweſen; dieſer Erde war ihr beſter Sohn geraubt, der Menſchheit war er entfremdet worden, für die ſein großes Herz ſchlug, in einen kalten Himmel der Abſtraktionen und Begriffe hatten ſie ihn entrückt. —

Wohl empörte ſich das Gefühl gegen ſolche Fälſchung, aber der junge Theologe hatte ſich dem mächtigſten Zwange gefügt, den es giebt: der Autorität und der Gewohnheit.

Dieſes ganze morſche Gerüſt, auf dem er geſtanden,

brach jetzt zuſammen. Eines der bemalten Bretter nach dem andern wurde vor ſeinen Augen weggeſchwemmt, von den Frühjahrsgewäſſern, die ihn umtoſten.

Seit jenen Zeiten, wo er als junger Student Gott auf den Knieen angefleht hatte, er möge ihm Glauben ſchenken, war manche Wandlung mit Gerland vor ſich gegangen. Viel Laub war grün geworden und war wieder abgewelkt an ſeinem inneren Menſchen. Wenn er jetzt zurückſchauend ſtehen blieb auf ſeinem Pfade, mußte er ſtaunen. Hatte ihn Gott nicht wunderbar geführt? — Freilich das Ideal, welches ihm damals vorgeſchwebt, hatte er nicht erreicht; ein rechtgläubiger Kirchenchriſt war er nicht geworden. Aber für ſeine Innenanſchauung hatte er das gewonnen, was er ſein Lebenlang blind taſtend geſucht: das Chriſtentum. —

Vieles war an ihm vorübergegangen in den letzten Jahren: Erſcheinungen, Eindrücke, Menſchen, Lehren, Zweifel und Wünſche — eigne und fremde Gedanken. — Er hatte Herz und Kopf offen gehalten, hatte die Augen gebraucht. All das Erlebte, Geſehene und Gedachte hatte einen Niederſchlag gebildet tief im Grunde ſeiner Seele. Und dieſer Niederſchlag hieß Glaube — Glaube an das Leben. — Zuverſicht: was immer geſchehen mag, ich kann nicht verloren gehen! — Das Gefühl der Unſterblichkeit, die Verwandtſchaft mit dem, was uns umgiebt, des Zuſammenhanges mit dem Urquell, aus dem wir ſtammen, und das Gefühl der Verantwortung vor ſich ſelbſt und vor den Geſetzen des Alls. —

Seiner ſelbſt war er ſich bewußt geworden — ein Mann war er geworden.

Und damit wich das Gefühl der Furcht aus seiner Seele, das, wie er sich gestehen mußte, bisher das Motiv nur zu vieler seiner Handlungen gewesen. Zur Furcht war er ja auch erzogen worden von früh an. Furcht war ihm beigebracht worden vor den Menschen, Furcht vor der Natur, Furcht vor den Verhältnissen — ja selbst seinem Gotte müsse er sich in Furcht nahen, war ihm gelehrt worden.

Und als er nun endlich zu begreifen anfing, daß Furcht, in welcher Gestalt auch immer, das Schmählichste aller Gefühle ist, welches einen Menschen beseelen kann, da ward es ihm, als fielen ihm die Schuppen von den Augen. Der Begriff der Knechtschaft war es gewesen, der ihn so lange von seinem Gotte fern gehalten hatte. Gott wollte keine Knechte; nicht kriechend und um Gnade bettelnd sollten wir uns ihm nahen, sondern frei, erhobenen Hauptes, mit offenem, klarem Blicke; denn so allein konnten wir ihn erkennen.

Das eigne Ich unterdrücken, das verderbt ist von Anfang und zu nichts Gutem tauglich! riefen rings theologische Stimmen in allen Tonarten. — Nein! Das eigne Ich zur Geltung bringen, auf die Innenstimme lauschen, die unsterbliche Seele zu Gott entwickeln, das war die neue Anschauung, die täglich in ihm an Kraft gewann.

Und dabei fühlte er eine bisher nicht geahnte Harmonie sein Wesen erfüllen und einen langersehnten Frieden Einzug in seine Seele halten. Sein Leben in Einklang mit Gott setzen! Konnte es etwas Natürlicheres und Vernünftigeres geben? —

Und war es denn so schwer, Gottes Willen zu erkennen? —

Freilich, wenn man die verklauſulierten Lehren der Profeſſionstheologie zu verſtehen verſuchte, das war ein ſchweres Stück Arbeit, von dem ihm noch die Tropfen auf der Stirn ſtanden. — Nein! Nicht Geſetze, von Fremden erklügelt, die großen Weltgeſetze, wie ſie der gottſuchenden, frommen Seele ſich offenbarten, und das Gefühl der Verantwortlichkeit vor dieſen ehernen Geſetzen, das Gewiſſen, mußten die Richtſchnur ergeben, auf der das echte Gotteskind unverzagt vorwärts ſchreiten durfte, voll Selbſtbewußtſein, im feſten Vertrauen auf des Vaters Güte. —

XXI.

Es war ein ſchöner Sommertag, an dem Gertruds Taufe ſtattfand. Freundlicher Sonnenſchein lag über dem Gebirgsdörfchen Göhdaberg und verbrämte das Dutzend verfallener Strohhütten, das ſchindelgedeckte Kirchlein und das einſtöckige Pfarrhaus daneben. —

Als Pfarrer Gerland zu früher Morgenſtunde von Breitendorf nach Göhdaberg wanderte, war ihm, der friſchen Morgenluft und dem freien Himmel zum Trotze, das Herz merkwürdig beklommen. Wie ein Schüler vor dem Examen, bange und zukunftsfreudig zugleich, fühlte er ſich. Keinen Gedanken konnte er recht zu Ende denken. —

Heute ſollte ſeine Braut getauft werden. — —

Und nun ſaß er droben im Studierzimmer des greiſen Pfarrers Valentin, der ſich nebenan für die heilige Handlung vorbereitete.

Noch war keine Eile — und trotzdem ſah Gerland in einem fort nach der Uhr — lief ans Fenſter, zu ſehen, ob ſie noch nicht bald kommen würden.

Dann verſuchte er in dem Buche zu leſen, welches ihm ſein alter Freund in die Hand gedrückt: „Geroks Palmblätter“. — Er las mechaniſch die Buchſtaben, ohne auf den Sinn zu achten.

Sein Blick ſchweifte umher und blieb an den Bildern haften, die über dem Schreibtiſche hingen. Um zwei von ihnen war friſches Immergrün gewunden. Gerland erhob ſich und trat davor. Es war, wie er ſich's gedacht: Emmy und Bertha! — Der Verſtorbenen Bildniſſe hatte der Alte in dieſer Weiſe geſchmückt — zum heutigen Tag!

Der junge Mann ſtand noch gerührt vor dieſen verblichenen Zeugen einer vergangenen Zeit, als drüben ein Wagen vorfuhr.

Das würden ſie ſein: Gertrud und Martha! Er eilte hinab, klopfenden Herzens. Seine Enttäuſchung war groß, als dem Wägelchen nicht die Erwarteten, ſondern Dornig entſtieg, der einem weiblichen Weſen beim Ausſteigen behilflich war.

Der Amtsbruder von Färbersbach kam lachend auf Gerland zu. „Du biſt mir doch nicht böſe, daß wir gekommen ſind! Ich habe mir nämlich erlaubt, meine Braut mitzubringen — die Taufe intereſſiert ſie ſo.“ —

Nun folgte die Vorſtellung. — Dornigs Braut war ein dralles, pausbäckiges Mädchen, von geſunden Farben, mit Stumpfnaſe und dunklen Augen — in gewiſſer Beziehung Dornigs ins Weibliche überſetztes Ebenbild. Sie machte vor Gerland einen feinen Knix — wohl ein Reſultat ihrer Penſionatserziehung.

Gerland fühlte ſich durch die Anweſenheit der beiden

nicht ſonderlich angenehm berührt. Sein Wunſch war geweſen, daß die Feier möglichſt einfach, ohne Gepränge und Aufſehen, vor ſich gehen ſolle. Aus dieſem Grunde war auch nicht der Sonntag gewählt worden. Und nun ſchien ſich die Sache doch wieder herumgeredet zu haben — höchſtwahrſcheinlich durch Dornigs Indiskretion, dem Gerland unglücklicherweiſe den Termin des Taufaktes arglos mitgeteilt hatte.

Dornig merkte entweder nichts von der Verſtimmung des Amtsbruders, oder er kehrte ſich nicht daran. Mit der unſchuldigſten Miene der Welt erzählte er, daß eine ganze Maſſe Geiſtlicher kommen würden — er habe ſie unterwegs überholt.

„Ja, ſo was ſieht man nicht alle Tage — eine Proſelytentaufe! — Die Sache hat großes Aufſehen gemacht in der Gegend. — Du, ſage mal, Gerland, wird denn Doktor Haußner kommen?“ —

Gerland erklärte, der Arzt ſei verreiſt.

„Was habe ich geſagt!“ rief Dornig ſeiner Braut zu. „Geſtern wurde noch in Färbersbach darüber geſtritten, ob Haußner kommen würde, oder nicht. — Ich ſagte von vornherein: er kommt nicht! — Alſo habe ich doch recht gehabt! — Na, da werden verſchiedene enttäuſcht ſein, die bloß hierher kommen wollten, um zu ſehen, wie er ſich bei der ganzen Affäre benehmen würde.“ —

Ein neuer Wagen fuhr heran. Diesmal waren es Gertrud und Martha. Gerland geleitete die beiden ſofort ins Pfarrhaus.

Gertrud ließ die Hand nicht wieder los, die er ihr gereicht hatte; entzückt fühlte er den verſtohlenen Druck ihrer Finger durch den Handſchuh.

Sie war gekleidet, nach Art der Konfirmanden, in ein ſchwarzſeidenes Kleid von ſchlichter Façon.

Voll Rührung ſah Gerland, daß ſie das Neue Teſtament, welches er ihr ehemals geſchenkt hatte, mit ſich führte. Das Mädchen war ſichtlich erfaßt von der Bedeutung des Tages. Der Ausdruck eines tiefen, inneren Glückes ſprach aus ihren Zügen.

Sehr aufgeregt benahm ſich Martha Herberge. — Ihre Unterhaltung beſtand eigentlich nur noch in Interjektionen und ſtürmiſchen Händedrücken.

Der alte Valentin kam ihnen, im Ornate, auf der Treppe entgegen.

Schüchtern beugte Gertrud den blonden Scheitel vor ihm, auf den der Greis ſeine zitternden Hände legte, dann küßte er das Mädchen und ſtammelte Segensworte. Martha ſchluchzte laut auf.

Man betrat das Studierzimmer. Valentin führte die Nichte vor das Bildnis der Mutter: „Die ſieht jetzt auf uns herab. — Ihre Fürbitte an Gottes Thron — ihr treues Gebet iſt es, das dich dahin geführt hat, mein Kind, wo du heute ſtehſt.“ —

Alle fühlten, daß in dem Munde dieſes Mannes ſolche Worte keine Redensarten ſeien.

„Sie hat mit uns gewacht und gebetet um das Heil deiner Seele — Gertrud! — Gott der Allmächtige hat ihr Gebet erhöret. — Er hat dir ins Herz gegeben, dich nach dem zu ſehnen, was deiner Mutter Troſt und Stärkung war. Sie iſt heute bei uns, als wäre ſie lebendig. — Was ſie geſäet hat, das ernten wir — ſie ſegnet dich, mein Kind!“ —

Noch ein kurzes Wort der Anſprache richtete der greiſe Pfarrer an Gerland. Dann erklärte er, nun könne ungeſäumt zur heiligen Handlung geſchritten werden.

Sie begaben ſich durch das Pfarrgärtchen, über den Kirchhof ſchreitend, zum Gotteshauſe.

Dornig hatte richtig prophezeit: ein Schwarm von Klerikern drängte ſich am Altarplatze.

Da war gleich in der erſten Bank Pfarrer Roßbach und Diakonus Schwenker. — Und dort das bleiche Geſicht mit dem ſchwarzen Seidenhaar: Polani. Neben ihm ſeine Frau. Sie nickte und lächelte, während Gerland hinter ſeiner Braut dem Altar zuſchritt.

Weiter hinten im Schiff des Kirchleins drängte ſich Kopf an Kopf: Dorfleute — allerhand Volk aus der Umgegend, das neugierig herbeigeſtrömt war, um dem außerordentlichen Ereigniſſe beizuwohnen — der Taufe von Doktor Haußners, des Diſſidenten, Tochter! —

Beim Eintritte des Taufkindes und der Zeugen hatte die altersſchwache Orgel mit ächzenden Tönen eingeſetzt — allmählich fand ſich etwas wie eine Melodie hinzu — und mit Hilfe vieler ſangeskundiger Paſtoren brauſte das Eingangslied durch das Gotteshaus, deſſen alte, bemalte Holzdecke und das wurmſtichige Emporengebälk verwundert auf ein Neues herabblickten, das ſich heute hier zutrug.

Gertrud ſaß allein vor dem Altare, hinter ihr, als Taufzeugen: Martha und Gerland.

Der junge Mann konnte den Blick nicht von Gertrud laſſen, die geſenkten Hauptes, die Hände über dem Buche gefaltet, in Andacht vor ihm ſaß. Der Ernſt tiefer Frömmig-

keit drückte ſich in ihrer Erſcheinung, in jeder ihrer Bewegungen aus. —

Das Lied war verklungen; von der Sakriſtei her nahte ſich jetzt die ehrwürdige Erſcheinung des greiſen Pfarrers.

Nach ſtillem Gebet ſprach er die Einſetzungsworte aus dem Matthäusevangelium; dann begann er die Taufrede.

Das Amt lag in guten Händen.

Von einem Manne, wie Pfarrer Valentin, war nicht zu befürchten, daß er die Gelegenheit benutzen werde, um zu moraliſieren. Schlicht und einfach legte er dar, wie in der Seele dieſes Mädchens das Verlangen erwachſen ſei, in die chriſtliche Gemeinſchaft aufgenommen zu werden. Ihres früheren Erziehungsganges und des väterlichen Einfluſſes wurde in mildeſter Form gedacht — bei dem Andenken der verſtorbenen Mutter verweilte er länger — und hier ſtrömte ihm die Rede am wärmſten. — Gerlands that er in taktvoller Weiſe überhaupt keine Erwähnung.

Die Anſprache gipfelte in dem Danke für Gottes Güte, der den Täufling hierher geführt habe, damit er die geiſtliche Wiedergeburt empfange.

Hierauf trat er an das Mädchen heran, das ſich erhoben hatte, gab ihr das Kreuz an Stirn und Bruſt und ſprach:

„Nimm hin das Zeichen des heiligen Kreuzes, beides, an der Stirn und an der Bruſt. — Laſſet uns beten!“ —

Nach dem Gebet verlas er das Evangelium.

Dann legte er ſeine Hand auf des Täuflings Haupt und ſprach das Vaterunſer.

Nun fragte er ſie den Glauben ab.

Als ſie derart ihr Bekenntnis abgelegt, fragte er:

„Willſt du getauft ſein?"

Klar und lieblich klang das „Ja!" von zarter Mädchenſtimme durch den Raum.

Und nun, unter atemloſer Spannung der Verſammlung, taufte er die Knieende mit Waſſer, dabei ſprechend:

„Gertrud Sophie Friederike, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes.

Der allmächtige Gott und Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti, der dich anderweit geboren hat durch Waſſer und den heiligen Geiſt und hat dir alle deine Sünde vergeben, der ſtärke dich mit ſeiner Gnade zum ewigen Leben. Amen! — Friede ſei mit dir. — Amen!"

Und ſchließlich ſich der Gemeinde zuwendend, erteilte der alte Mann mit erhobenen Händen allen den Segen. —

Damit verließ er den Altar. —

Martha und Gerland traten zu Gertrud, um die noch Knieende aufzurichten. —

Noch einmal ſetzte die altersſchwache Orgel ein, zu einem Schlußliede. Aber es war keine rechte Andacht mehr in der Gemeinde. Während Gertrud und Martha in die Sakriſtei verſchwanden, drängte ſich alles zu Gerland.

Man beglückwünſchte ihn. Allen voran Polani. Während er mit dieſem zum Ausgang ſchritt, umſchwärmten ihn die Amtsbrüder; jeder wollte ihm etwas ſagen. — Er ſchien auf einmal eine populäre Perſönlichkeit geworden zu ſein. — Man ſchüttelte ihm die Hände und verſicherte, wie man ſich für ihn freue. —

„Ihre Braut iſt reizend!" tönte es ihm von den Lippen der Paſtorin von Annenbad entgegen. „Ich wünſche Ihnen von Herzen Glück, Herr Paſtor!" —

Pfarrer Roßbach näherte ſich, und verſicherte, das Ganze habe einen ausgezeichneten Eindruck gemacht. — Diakonus Schwenker gratulierte mit dem üblichen unangebrachten Gelächter.

Allerhand Fragen wurden an Gerland geſtellt. Da war einer, der ſich nach dem Termin der Hochzeit erkundigte, ein anderer wollte wiſſen, warum des Mädchens Vater nicht dageweſen ſei.

Polani rettete den arg Beſtürmten aus der unangenehmen Lage. Er nahm Gerland unter den Arm und ſchritt mit ihm beiſeite: „Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen, Gerland! — Es muß Sie, denke ich, mit hoher Befriedigung erfüllen, daß Sie das erreicht haben.“

Gerland wandte ein, daß ihm ſo gut wie kein Verdienſt in dieſer Sache zukomme; es ſei des Mädchens freier Wille geweſen, getauft zu werden.

Polani nahm dies mit eigentümlichem Lächeln auf. „Schön ſchön — lieber Gerland!“ ſagte er. „Was ich Ihnen in aller Eile noch mitteilen wollte, iſt das: Superintendent Großer iſt mit Ihrem Thun, überhaupt mit der ganzen Art und Weiſe, wie dieſe Angelegenheit von Ihnen behandelt worden iſt — zielbewußt und taktvoll zugleich — ſehr einverſtanden! Der Superintendent wäre jedenfalls ſelbſt hergekommen, hätte nicht das berechtigte Bedenken beſtanden, der Vater der Konvertierten möchte zugegen ſei. — Sie wiſſen ja, wie die beiden zu einander ſtehen! — Nun, jedenfalls hat er mich beauftragt, Ihnen ſeinen Glückwunſch auszuſprechen, und er würde die nächſte Gelegenheit wahrnehmen, um mit Ihnen perſönliche Rückſprache zu nehmen. Es ſchwebt da ja wohl eine Ange-

legenheit zwiſchen Ihnen und Ihrem Patron, dem Grafen. Der Superintendent ſcheint Hoffnung zu haben, dieſe Sache zu friedlichem Ausgleich zu bringen. — Er iſt Ihnen wirklich günſtig geſinnt, der Superintendent. — Sie wiſſen, er hat nun mal die Schwäche, nach oben zu blicken — und ein Ereignis, wie dieſes, wird ja natürlich nicht unbemerkt bleiben — Sie verſtehen! — Wie geſagt, ich freue mich, Ihnen ſo gute Nachrichten von dieſer Seite bringen zu können.“ —

Zu weiterem gab es für Polani keine Zeit. Seine Frau ſaß bereits im Wagen. Mit ungeduldiger Stimme rief ſie nach dem Gatten.

Gerland drängte es, ins Pfarrhaus zu eilen, wo er ſein liebes Mädchen wußte. —

XXII.

Die Taufe hatte an einem Freitage ſtattgefunden; am Sonntage darauf, im Frühgottesdienſte, empfing Gertrud in Geſellſchaft Marthas zum erſten Male das heilige Abendmahl aus der Hand ihres Bräutigams.

Noch während der Feier erſchien in der Sakriſtei eine dem jungen Geiſtlichen wohlbekannte Perſönlichkeit: Superintendent Großer.

„Ich werde dem Gottesdienſte beiwohnen," meinte der Oberhirte, nachdem Gerland ſich zu ihm begeben und ihn begrüßt hatte. „Laſſen Sie ſich in keiner Weiſe durch meine Anweſenheit beeinfluſſen, Pfarrer Gerland! — Alles ſoll den gewohnten Gang gehen. — Mein Wunſch iſt es gerade, Sie in der Ausübung Ihres Amtes vor der Gemeinde zu ſehen — in der gewohnten Weiſe — wie geſagt!" —

Alſo eine Viſitation! —

Der Superintendent hätte ſich die Mahnungen erſparen können; Gerland lag die Abſicht fehr fern, ſeinem Oberen Sand in die Augen zu ſtreuen.

„Wer ſind denn die beiden Damen da drüben?“ — fragte der Prälat und wies nach der Haußnerſchen Loge. „Sie fielen mir ſchon während der Abendmahlsfeier auf.“

„Die jüngere iſt meine Braut — die ältere deren Tante.“

„Sehen Sie einmal an — Ihre Braut — ſo ſo!“ Der Superintendent fixierte die beiden Frauen mit neugierigen Blicken. —

Gerland betrat die Kanzel in ziemlicher Ruhe — das Examengefühl quälte ihn nicht. — Er hielt ſeine Predigt ſo, wie er ſie ſich im Kopfe zurechtgelegt hatte, noch ehe er ahnen konnte, daß ſein Oberer ihn viſitieren würde. —

Als der junge Geiſtliche nach dem Segen in die Sakriſtei zurückkehrte, nickte der Prälat anſcheinend zufriedengeſtellt und erklärte, im Pfarrhauſe das weitere mit Gerland beſprechen zu wollen. —

„Es freut mich, Herr Amtsbruder!“ begann er ſeine Kritik — nachdem er im bequemſten Stuhle von Gerlands Studierzimmer Platz genommen hatte. — „Es freut mich von Herzen, Ihnen meine volle Zufriedenheit ausſprechen zu können über das, was ich heute geſehen und gehört habe. Die Form des Gottesdienſtes iſt würdig und weihevoll — die Liturgie angemeſſen — mit Ihrer Homiletik bin ich durchaus einverſtanden — ich habe alles korrekt und der Agenda gemäß befunden. — Ganz beſonders erfreut hat mich auch die gutbeſuchte Kirche und die zahlreichen Abendmahlsgänger. Dergleichen iſt in unſerer Zeit ein herzerhebender Anblick und ſpricht dafür, daß der Diener am Worte ſeines Amtes in Treue waltet. — Nun, wie

gesagt, es ist mir eine große Freude, solches Ihnen gegenüber aussprechen zu können, mein lieber Pfarrer! — Nachdem ich Sie kürzlich mit ernsten Worten vermahnen und warnen mußte und noch manche andere — Trübungen — will ich es nennen — zwischen Ihnen und Ihren Vorgesetzten eingetreten waren. — Nun ist Hoffnung vorhanden, daß sich das beilegen lassen wird, zu Ihrem eigenen Besten und zu Nutz und Frommen der Sache, der wir dienen." —

Der Prälat ließ nach diesen Worten eine längere Pause eintreten — wohl um seine Gedanken, die ihm gelegentlich entschlüpften, zu sammeln.

„Ja — wegen dieser Beschwerde, die neulich bei dem Herrn Grafen einlief — von seiten der Gemeinde —"

„Um Verzeihung, Herr Superintendent, wenn ich Sie unterbreche — von einer Beschwerde von seiten der Gemeinde kann doch wohl nicht die Rede sein. — Das Schriftstück war anonym!"

„Wir wollen hier keine Silbenstecherei treiben, lieber Amtsbruder! — Ob anonym oder nicht anonym, ist schließlich gleichgiltig. Thatsache ist, daß sich eine Anzahl Mitglieder Ihrer Gemeinde durch Vorkommnisse — Handlungen von Ihrer Seite — befremdet und verletzt gefühlt haben, und darüber bei dem Patron vorstellig geworden sind. Diese Angelegenheit ist ja nun zu meiner größten Freude mehr oder weniger als erledigt zu betrachten. Denn das hauptsächlichste Gravamen war doch eben, daß sich die Gemeinde durch den intimen Verkehr ihres Hirten mit einem ungetauften Mädchen irritiert und gekränkt fühlte. Diese Anklage fällt in sich selbst zusammen, seit der bedenkliche

Punkt des Nichtgetauftseins weggeräumt ist. Der Erfolg hat sie gerechtfertigt, Herr Amtsbruder! — Sie haben erreicht, was niemand für möglich hielt. Die Tochter des Dissidenten, des bekannten Kirchenfeindes, haben Sie in den Schoß der Kirche zurückgeführt. — Nun erkenne ich auch darin das Walten der göttlichen Vorsehung. — Daß gerade Doktor Haußner das an seinem Kinde erleben muß! — Der Mann, der unserer Sache so vielen und so argen Schaden gethan hat — der auch ganz besonders mir viele schwere Stunden bereitet hat. — Liegt nicht eine wunderbare Gerechtigkeit in dem, was der Mann jetzt erleben muß? Sein Lebenszweck, sein Ideal: das einzige Kind in kirchenfeindlichen Traditionen zu erziehen und vom Christentum fernzuhalten, ist vereitelt. Ich will dem Manne gewiß nichts nachsagen — aber — recht blamiert — geradezu lächerlich, steht er doch jetzt da!“ —

Der Superintendent kicherte in sich hinein. Er mochte wohl eigentlich erwarten, daß der jüngere Geistliche, ermutigt durch die kordiale Stimmung seines Oberen, in dieses Lachen mit einstimmen solle; aber Gerland that ihm nicht den Gefallen, wahrte im Gegenteil eine ernste Haltung.

„Die Sache hat berechtigtes Aufsehen gemacht, weit über die Diözese hinaus,“ fuhr der alte Mann fort; „die Taufe einer erwachsenen Person ist ja immerhin ein äußerst seltener Fall bei uns — und nun besonders unter solchen Umständen. Dieses Ereignis ist ein Pendant im Guten zu der unseligen Affäre Fröschel im vorigen Frühjahre — stellt — möchte ich sagen — gewissermaßen eine Antwort dar, auf die Vorwürfe, die uns damals gemacht worden

ſind. Von ſeiten Roms wird uns ja immer ſpottend vorgehalten, daß wir gänzlich unfähig ſeien, Proſelyten zu machen. Und gerade hier ſo nahe der Diaſpora, wo man ſo manchen Übertritt zur römiſchen Kirche blutenden Herzens hat erleben müſſen. — Da iſt es um ſo wertvoller, wenn endlich einmal wieder durch einen eklatanten Fall dargethan wird, daß wir auch noch am Leben ſind. — Auch oben wird der Eindruck ein äußerſt günſtiger ſein. Kurz, mein lieber Paſtor, Sie können mit Ihrem Erfolge zufrieden ſein — und ich beglückwünſche Sie von ganzem Herzen!“ —

Gerland machte einen Verſuch, die Anſicht zu berichtigen, als ſei Gertruds Taufe ſein Werk. —

Aber es erging ihm hier gerade ſo, wie ſchon neulich Polani gegenüber; der Superintendent meinte mit wohlwollendem Lächeln: „Laſſen Sie's gut ſein, lieber Amtsbruder — laſſen Sie's gut ſein! Sie brauchen ſich nicht zu ſchämen; dieſen Ruhm können Sie getroſt auf ſich ſitzen laſſen. — Ich denke, die Gemeinde wird ſich auch zufrieden geben. Der Anlaß des Ärgerniſſes iſt ja nun weggeräumt, da die junge Dame der chriſtlichen Gemeinſchaft angehört. — Jetzt verſtehe ich auch Ihr Verhalten mir und dem Grafen gegenüber — damals! — Ich bitte Sie, mein lieber, junger Freund, warum ließen Sie mich denn nicht durch eine Andeutung merken, was im Werke ſei. — Wenn ich gewußt hätte, was Sie vorhatten,“ — wieder lachte der Alte und nickte Gerland in kordialer Weiſe zu — „ſoviel Vertrauen durften Sie doch ſchließlich zu Ihrem Oberen haben, daß ich nichts ausplaudern würde. Wahrhaftig, ich wäre der letzte geweſen, der Ihnen etwas in den

Weg gelegt hätte, und wir hätten uns manches Mißverſtändnis — und vor allem dieſe ganze Differenz mit Ihrem Patron erſpart. Mir gegenüber — wie geſagt — ſind Sie gerechtfertigt, und mit Ihrem Patron werden Sie gut thun, ſobald wie möglich ein Ausſöhnung zu ſuchen.“ —

Gerland wandte ein, daß er keine Veranlaſſung habe, Graf Mahdem gegenüber den erſten Schritt zu thun, da er ſelbſt und nicht der Graf der Beleidigte ſei.

„Nun, da wollen wir doch nicht ſo hartköpfig ſein, mein Lieber!“ fiel ihm der Superintendent ins Wort. — „Sie vergeben ſich durchaus nichts, wenn Sie verſuchen, ſich mit einem ſolchen Herrn zu ſtellen. Wir Geiſtliche müſſen mit den weltlichen Autoritäten rechnen und mit ihnen leben. — ‚Siehe, ich ſende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe‘. — Nicht wahr, mein lieber Paſtor?“ —

Gerland ließ ihn reden, nur noch mit halbem Ohre hinhörend. Ernſte Erwägungen beſchäftigten ſeinen Sinn.

Was der Superintendent im Laufe der letzten Stunde vorgebracht hatte, bewies ihm von neuem, wie himmelweit entfernt ſeine eigne Auffaſſung von der ſeines Oberen entfernt war. Was jenem Alten als der Kernpunkt paſtoraler Thätigkeit, was ihm wichtig und erſtrebenswert galt, erſchien ihm bedeutungslos und abgeſchmackt.

Es war ein Gegenſatz der Weltanſchauungen. —

Gerland hatte die Überzeugung, daß jener gar nicht imſtande ſei, ſich in ſeinen Seelenzuſtand zu verſetzen. — Dieſer Mann war irgendwo ſtehen geblieben in ſeiner Entwickelung. Bequem und ſelbſtzufrieden lebte er dahin in flacher Mittelmäßigkeit, verknöchert an Herz und Geiſt. — Dabei war er durchaus von der gottgefälligen Wichtig-

keit ſeiner Perſon durchdrungen. — So führte er eine behagliche Philiſterexiſtenz, immer mit einem Auge nach oben, mit dem andern nach der öffentlichen Meinung ſchielend, über nichts glücklicher, als daß er nicht nachzudenken brauchte, daß es Autoritäten gab, daß alle Welträtſel gelöſt und alle Fragen ſchon vorgekaut waren, und daß man niemals fehlgehen konnte, wenn man nur das that, was bei den Menſchen für gut und richtig galt. —

Als dieſer Alte ſich heute in ſeiner ganzen Trivialität ſo vor ihm entkleidete, fühlte Gerland recht, daß er von dem offiziellen Kirchentum durch eine tiefe Kluft getrennt ſei.

Schon während der Predigt hatte ihn das Gefühl bedrückt, daß er ſeinem Oberen gegenüber eine falſche Rolle ſpiele; aber erſt während dieſes Geſpräches war die innere Unruhe zum unleidlichen Drucke geworden. —

Daß dieſer Zuſtand der Zweideutigkeit auf die Dauer nicht beſtehen konnte und durfte, wußte er nur zu gut. Er trug ſchwer an der Lüge, Diener einer Sache zu ſein, von der er innerlich längſt abgefallen war.

In der letzten Zeit hatte es geſchienen, als trieben die Verhältniſſe einer Entſcheidung entgegen; und er hatte geradezu auf das Ereignis gewartet, das ihn zur Ausſprache ſeiner innerſten Meinung zwingen ſollte. Loyalität, ein gewiſſer tiefeingewurzelter Reſpekt vor dem Inſtitut der Kirche, der er ſolange gedient, hielt ihn ſchließlich noch immer davon zurück, frei von der Leber weg zu ſprechen. Er wünſchte einen äußeren Anlaß, der ihm gewiſſermaßen vor ſich ſelbſt ein Recht zum Vorgehen geben ſollte. Die Differenz mit dem Patron und der vorgeſetzten Behörde, glaubte er, würde den Prozeß beſchleunigen. Und nun

war, dank der Leisetreterei und des stets zur Versöhnung bereiten Opportunismus des Superintendenten, wieder ein fauler Frieden in Aussicht.

Sein Oberer hatte ihm volle Zufriedenheit ausgedrückt. Befremdend genug berührte den jungen Geistlichen dieses Lob; ja, es war beinahe wie ein Vorwurf auf seine Seele gefallen. Mehr denn je war es ihm gerade heute zum Bewußtsein gekommen, daß er vor der Gemeinde als ein Schauspieler agiere.

Was andres bedeutete das, als Menschenfurcht — Feigheit in der niedersten Form! — Mußte mit diesem Zustande der Heuchelei nicht endlich einmal gebrochen werden, wenn er nicht vor sich selbst sinken und seine Seele Schaden leiden sollte! —

Hier schien endlich die Gelegenheit gekommen, die er schon lange im geheimen ersehnt — die Gelegenheit zu sprechen — seinem Oberen gegenüber frei zu bekennen, wie es um ihn eigentlich bestellt sei. —

Superintendent Großer nahm eine sehr erstaunte Miene an, als Gerland mit seinem Geständnisse herauskam. Völlig aus dem Konzepte gebracht war er, wußte gar nicht, was er sagen sollte.

Das war ihm doch noch nicht vorgekommen, daß einer seiner Ephoren ihm frank und frei mit seinen religiösen Zweifeln bekannt machte.

„Nun hören Sie aber auf!“ war das erste Wort, welches der Superintendent fand. „Das ist ja geradezu — geradezu — —“

Er schien keinen Ausdruck ersinnen zu können, der seiner Entrüstung entsprochen hätte.

„Was glauben Sie denn eigentlich noch! — Was bleibt denn dann übrig vom Chriſtentum!“ —

„Der Unterſchied zwiſchen meinem Glauben und dem kirchlich erforderten iſt nicht ein quantitativer, Herr Superintendent. In Grund und Herkunft meines Glaubens liegt der Unterſchied begründet.“ —

Aus dem leeren Blicke, mit dem ihn der Alte anſah, erkannte Gerland, daß das zu hoch gegriffen ſei.

„Mein Glaube unterſcheidet ſich eben darin von dem offiziellen, daß ich ihn mir nicht binden laſſen will und kann. Regeln und Lehrſätze, welche Menſchen aufgeſtellt haben, ſind für mich kein Glaube. Nur das kann ich glauben, was mich Gott ſelbſt erkennen läßt.“

„Alſo vollſtändige Häreſie — überhaupt Anarchie!“ —

„Ich weiß mich darin mit den beſten Menſchen aller Zeiten und Völker einig — Chriſtus und ſämtliche Reformatoren eingeſchloſſen!“

„Und warum glauben Sie denn nicht, was Chriſtus und die Reformatoren aufgeſtellt und in allezeit giltiger Norm niedergelegt haben?“ —

„Weil das der geiſtigen Freiheit widerſpricht. — Nirgends hat Chriſtus das Forſchen und Suchen verdammt. Im Gegenteil! Er iſt uns das große Beiſpiel zur Entfaltung unſerer Innenanſchauungen, das Beiſpiel, wie jeder Einzelne Gott ſuchen ſoll. — Hätte der Herr Engherzigkeit, Verknöcherung und geiſtige Knechtung gewollt, ſo hätte er uns nicht von dem alten Bunde befreit und einen neuen geſtiftet — hätte nicht geſagt: ‚Gott iſt ein Geiſt, und die ihn anbeten, die ſollen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten.‘“

„Hören Sie auf, Herr Pfarrer! Ich bin nicht gewillt, ſo etwas länger mit anzuhören!“ rief der Superintendent jetzt in heller Wut. „Sie ſcheinen vollſtändig irrige Begriffe über ihre dienſtliche Stellung zu hegen, daß Sie es wagen, Ihrem Vorgeſetzten mit derartig ſchamloſen Enthüllungen unter die Augen zu treten!“ —

Gerland erklärte, daß ihn weiter nichts geleitet habe, als das Verlangen, der Wahrheit die Ehre zu geben, ſein Gewiſſen zu entlaſten und um Rat zu bitten, was er thun ſolle, um ſich nicht an dem Predigtamte zu verſündigen.

„Rat wollen Sie haben!? — Stecken Sie die Naſe in die Bibel, das iſt der Rat, den ich Ihnen erteile, mein Lieber!“

Gerland erklärte, daß er eifrig in der Bibel geforſcht habe und täglich ſo thue, und daß gerade mit dem Verſtehen der Schrift die Überzeugung in ihm gewachſen ſei, daß die kirchlichen Dogmen nicht göttlichen Urſprungs ſeien.

Er war nun einmal im Zuge. Er legte alles dar: ſeine Vorſtellung vom Weſen Gottes — ſeine Stellung zur Perſon Chriſti — ſeine Auffaſſung von den Sakramenten — vom Wunder — von Sünde und Gnade.

Sein Oberer ſaß mit offenem Munde da; offenbar rauſchten die Gedanken, welche der junge Mann ausſprach, an ſeinen Ohren vorbei. — Er vermochte nur das eine zu faſſen: den Abfall von der Autorität der Kirche.

„Sie werden begreifen, Herr Superintendent,“ ſchloß Gerland, „welch einen Gewiſſenszwang es bedeutet, mit ſolchen Anſchauungen allſonntäglich vor die Gemeinde zu

treten und das Apoſtolikum zu ſprechen. — Die Gemeinde muß doch annehmen — und ſie nimmt es an — daß ſich mein Glaube mit dem Bekenntnis deckt. Ich belüge alſo meine Beichtkinder, belüge ſie in den größten und heiligſten Dingen. Zu einer ſolchen Entwürdigung zwingt mich die Satzung der Kirche. — Wie rette ich mich vor meinem eignen Gewiſſen? — Darf ich das Prieſteramt unter ſolchen Umſtänden noch länger verwalten?“ —

Es entſtand eine längere Pauſe nach dieſer gewichtigen Frage.

Gerland ſah geſpannt in die Züge ſeines Oberen. — Der alte Mann blickte hilflos drein. — Er ſchüttelte den Kopf und brach ſchließlich in eine Jeremiade aus.

„Schon wieder eine ſolche Sache!“ rief er. „Man kommt aus den Skandalen nicht heraus! — Aber das iſt der Geiſt unſerer Zeit — das iſt die Verführung — das iſt die Freigeiſterei — die wiſſenſchaftlichen Theorieen — die Naturwiſſenſchaft. — Das ſind die Verführer der Jugend!“

Gerland wandte ein, daß es nicht Theorieen geweſen ſeien, die etwa von außen in ihn hineingetragen worden, nein! — Das Leben ſelbſt ſei es geweſen, mit inneren und äußeren Erlebniſſen, das dieſe Entwickelung in ihm gezeitigt und ihn dahin geleitet hätte, wo er jetzt ſtehe.

„Aber ſo verſuchen Sie es doch nur — nehmen Sie ſich doch vor, glauben zu wollen!“ rief der Superintendent in komiſcher Verzweiflung. „Was für mich, für uns andere genügt, wird doch für Sie jungen Menſchen wirklich auch noch gut genug ſein!“ —

Was ſollte Gerland darauf ſagen?

Der alte Mann konnte oder wollte den Kernpunkt der Frage nicht begreifen. Für ihn hatten Gerlands Enthüllungen nur die Bedeutung: ein neuer Skandal — eine Fortsetzung des Falles Fröschel — ein Affront, den ihm einer seiner Ephoren anthat. — Er faßte die Sache rein von seinem persönlichen Standpunkte auf; war unwillig mit Gerland, daß er ihn in seiner Ruhe störte. — Im Geiste sah der Alte schon wieder die öffentliche Meinung, aufgeregt; Anfragen von oben — Visitationen! Lauter Dinge, vor denen er eine heilige Angst hegte. Und das alles, weil dieser junge Mensch an einzelnen Glaubenssätzen irre geworden war. Warum konnte er das nicht in Gottes Namen für sich behalten? Es gab genug Geistliche, die nicht alles wörtlich nahmen, was in der Schrift und der Augustana steht. — Aber die hielten wenigstens den Mund, brachten ihre Vorgesetzten nicht in die unangenehme Lage, zu solchen heiklen Dingen Stellung zu nehmen. —

Gerland hatte auf die Frage, über welche vor allem er eine bündige Antwort von seinem Oberen hören wollte — auf die Frage, ob er mit seinen abweichenden Anschauungen noch länger das Seelsorgeramt verwalten dürfe — noch immer keine Antwort erhalten. Er stellte die Frage noch einmal.

„Was wollen Sie denn nur eigentlich!“ rief der alte Mann, als ihm jener so auf den Leib rückte. „Ich verstehe absolut nicht, was Sie eigentlich von mir wollen. — Ihr Gewissen entlasten! — Was heißt das? — Ich gebe Ihnen eben den Rat: Forschen Sie in der Schrift, wie es unser Herr und Meister selbst vorgeschrieben hat — dann

werden Ihnen schon andere Gedanken kommen. Glauben Sie! Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. Demütigen Sie sich! Nehmen Sie die Gnade an, die sich Ihnen durch Gottes Güte ebenso reichlich bietet, wie jedem von uns. — Beten Sie! — Beten Sie vor allem — mein Lieber — um Glauben!" —

Das also war der Rat, den ihm die Kirche auf seine Zweifel gab; dies das Mittel, welches sie ihm zur Beschwichtigung seiner Sorgen und Gewissensängste verordnete! —

Der Superintendent mochte Gerlands Schweigen und nachdenkliche Miene anders deuten. — Er meinte wohl, jenem die Unklugheit seines Verhaltens nahe geführt zu haben, und begann sofort, die Situation in seiner Weise auszunutzen.

„Das sind so Trübungen, mein lieber Amtsbruder!" ließ er sich vernehmen. „Momentane Versuchungen, die man niederringen muß. Und mit Gottes Hilfe geling einem das ja auch. Freilich, wollen muß man — wollen! — Sie sind noch sehr jung. — Gott, wenn man jung ist, da ist man meistens stürmisch. — Mit dem Alter wird man positiver; das ist ein Erfahrungssatz, der für das religiöse Leben ebenso gilt, wie für das politische."

Nach dieser Vorbereitung kam er endlich mit einer Antwort auf Gerlands Frage.

Der Amtsbruder solle im Amte bleiben — versuchsweise — nicht voreilige Schritte thun, die ihn später gereuen könnten. Mit der Zeit würden sich seine Zweifel schon legen. — Gott würde ihn erleuchten — er würde einsehen, daß der kirchliche Glaube der Felsengrund sei,

auf dem alles ruhe: Staat, Gesellschaft und das Schicksal des Einzelnen. —

„Ich weiß es, lieber Amtsbruder, Sie werden sehr bald zu mir kommen und mir die Eröffnung machen, daß Sie die Bedenken, mit denen Sie sich heute quälen, als das durchschaut haben, was sie sind: Irrtümer! — Einstweilen denken Sie über das nach, was ich Ihnen gesagt habe — geschweigen Sie Ihre Zunge — und thun Sie, was Ihr Amt Ihnen auferlegt.“ —

* * *

Damit war der Würfel endgiltig gefallen.

Gerland sah nun, was er bisher nur geahnt und gefürchtet hatte, als unabänderliche Thatsache vor sich stehen: er konnte nicht länger im Amte bleiben.

Es wäre ein Unrecht gewesen gegen die Kirche, gegen die Gemeinde, und vor allem gegen die eigene Person.

Nicht die kleinliche Lächerlichkeit, in der sich ihm sein Vorgesetzter gezeigt, war für ihn das Maßgebende bei diesem Entschlusse. Es gab bessere Männer in der evangelischen Kirche, als Superintendent Großer; das wußte Gerland wohl. — Nein! Dem jungen Geistlichen war bei dieser Gelegenheit klar zum Bewußtsein gekommen, daß ihn von den Vorgesetzten — den Amtsbrüdern — von der Kirche überhaupt eine tiefe Kluft trenne. — Daß zwischen ihrer und seiner Anschauung ein fundamentaler Unterschied bestehe — ein Unterschied der Grundprinzipien. —

Die Kirche verlangte Festhalten am Gegebenen — Unterwerfen unter ein Gesetz — Knechtung der Gedanken.

Seine Religioſität war eine aus dem Innerſten emporquellende fromme Gewalt — ein intimer Seelenprozeß — ein Element, das jedes Verhältnis befruchtete, und von jedem ſich befruchten ließ — ſchmiegſam — warm — fließend, wie der Lavaſtrom — nicht ein erkalteter, toter Buchſtabengehorſam.

Und trotz alledem hätte er ſehr gut im Dienſte der Kirche bleiben können. Sein Vorgeſetzter ſelbſt hatte es ihm ja ſo leicht gemacht. ‚Nur nicht die Sache ſo ernſt nehmen, junger Mann!‘ das war die Tendenz, die zwiſchen den Mahnungen des Prälaten zu leſen geweſen.

Das Syſtem war bereits ſo gelockert, daß jede Meinung freien Spielraum hatte, ja, daß der radikalſte Zweifler ſich darin getroſt tummeln durfte, wenn er nur gewiſſe Anſtandspflichten reſpektierte, wenn er die offene Ehrlichkeit vermied, wenn er mit Begriffen und Lehren ſo geſchickt operierte, daß man ihnen jeden Sinn unterlegen konnte.

Und gerade darin fühlte ſich der junge Geiſtliche auf ſittlich anderem Boden, als die offizielle Kirche, welche aus Opportunitätsrückſichten, vor allem aus Furcht — Furcht vor Menſchen und Verhältniſſen — die Häreſie in ihrem eignen Schoße mit dem vielfach geflickten Mantel eines fadenſcheinigen Dogmas zu decken verſuchte. —

Gerland wollte keine reservatio mentalis — erſt recht dann nicht, wenn ſie ihm von oben zugemutet wurde. Er wollte nicht länger eine Täuſchung der Gemeinde, die — ſolange eines Mannes Wort dazu da iſt, ſeine Gedanken zu äußern, nicht aber, ſie zu verbergen, — ein Recht hatte anzunehmen, daß ihr Hirte die Wunder glaube, die er allſonntäglich von Altar und Kanzel aus bekannte. —

Warten, wie es ihm der Superintendent angeraten hatte — warten und beten, daß Gott ihm den Glauben ſtärken möge — das war eine naive Anſchauung, wie ſie nur in einem Kopfe entſpringen konnte, dem Religion etwas außer dem Leben ſtehendes bedeutet, nicht eine naturnotwendige Bethätigung der Seele. Der Gott, mit dem er ſich betend, wie atmend und in jeder Lebensfunktion eins wußte, der konnte ihn in all ſeiner Größe doch nicht zurückführen zum Glauben der Kindheit. Denn ein Stehenbleiben, ein Zurückſchrauben und Zurückſinken in die frühere Verfaſſung gab es nicht mehr. Ein Halt machen auf der Bahn der Entwickelung war unmöglich, die ihn aus dem Joche der Menſchenkirche zum Herzen Gottes trieb. —

So hatte es ſich langſam in ihm vorbereitet.

Im Sonnenſcheine der Liebe, in Sturm und Regen trüber Ereigniſſe, im Dunkel mancher troſtloſen Nacht, mit ihrem herzbrechenden Gefühle des Gottverlaſſenſeins, war die Frucht herangereift, bis der leiſeſte Luftzug ſie abſtreifen konnte. —

Ehe er ſich niederſetzte, um ſein Abſchiedsgeſuch zu ſchreiben, gab es eine Stunde, wo Gerland Halt machte und rückſchauend ſein Leben überdachte.

In wunderlichen Schlangenwindungen war er zu dieſem Punkte gelangt. — Nun ſtand er, äußerlich betrachtet, wieder da, wo er vor Jahren ſchon geweſen. — Und doch ein ganz anderer! Zwar ein abtrünniger Prieſter — geſchieden für alle Zeiten von der offiziellen Kirche — aber im Innern war etwas herangewachſen in den letzten Jahren — ein Ergebnis ſchwerer Kämpfe: die Frömmigkeit.

Er ſah den Weg vor ſich, der in die Zukunft hinausführte — nebelverhangen — nicht abgeſteckt von fremden Händen, nicht geebnet, ausgemeſſen und mit Meilenſteinen verſehen. Aber in dieſer Morgenſtimmung ahnte er es: der Weg führte aufwärts. —

XXIII.

Das Abſchiedsgeſuch war genehmigt worden. Ein Amtsverweſer ſaß bereits an Gerlands Stelle; er ſelbſt wohnte bei Doktor Haußner in Eichwald. †

Jetzt, wo der Pfarrer gegangen, machte ſich eine ſtarke Bewegung für ihn in der Gemeinde geltend.

Der Vikar beſaß keine volkstümliche Begabung; er war den Breitendorfern zu gelehrt. Man verglich ſeine trockenen Predigten mit denen des früheren Pfarrers; und der Vergleich fiel zu Gunſten Gerlands aus. — Schweſter Eliſabeth, die Gemeindediakoniſſe, war, von ihrer Oberin zurückberufen, ebenfalls gegangen. Ihre helfende Hand und Gerlands Rat und Zuſpruch fehlten an allen Ecken und Enden in der verwaiſten Parochie.

Nun begannen ſie Reue zu fühlen, erkannten auf einmal, was ſie gehabt.

Eine Deputation erſchien eines Tages vor Gerland, um ihn zu bitten, das Amt doch wieder aufzunehmen. Alles ſollte ausgeglichen werden, was es etwa an Differenzen

zwiſchen ihm und der Gemeinde gegeben. Man verwünſchte Wenzel, ſeine Frau und ihre geſamte Clique, erklärte ſich bereit, nachzuweiſen, daß ſie falſche Beſchuldigungen gegen den Herrn Pfarrer erhoben hätten.

Gerland wies das alles weit von ſich.

Er konnte den guten Leuten ja doch nicht auseinanderſetzen, daß es nicht eine Intrigue ſei, der er zum Opfer gefallen; daß vielmehr ſein Weichen von dem bisherigen Poſten nichts anderes bedeute, als den natürlichen, notwendigen Abſchluß ſeiner inneren Entwickelung. Wie tief der Riß ſei, der ihn von ſeiner bisherigen Welt und mit ihr von ſeiner Gemeinde trennte, wußte nur er allein.

Er gab den Braven, deren Anhänglichkeit ihn doch rührte, den Rat, ruhig zu bleiben und ſich in das Neue zu ſchicken.

Er ſelbſt lebte in Übergangsgefühlen.

Der entſcheidende Schritt war gethan — er ſtand jenſeits der Schranken im anderen Lande. — Aber, obgleich er ſich wohl ſagte, daß er durch ſentimentales Rückſchauen nicht Zeit und Kraft verderben dürfe, ſo konnte er es doch nicht ändern, daß Heimweh noch manchmal über ihn kam, und die Erinnerung zurückſchweifte.

Wenn Sonntags die Kirchenglocken von Breitendorf heraufklangen, da packte ihn eine Unruhe, deren er nicht Herr werden konnte.

Martha, die neuerdings mit Gertrud zu jedem Gottesdienſte ging, hatte ihn ſchon mehr als einmal mit vorwurfsvollen Blicken an ſeine Sonntagspflichten gemahnt — umſonſt! — Dort, wo er ſo lange mit liebeheißem Herzen des Seelſorgeramtes gewaltet, mochte er nicht den Fremden kalte Formeln aufſagen hören.

Wenn die beiden Frauen sich zum Kirchgange rüsteten, schlich er sich fort — ging hinauf in den Wald — mit zitternder Seele.

Und solche Stunden tief-innerster Zurückgezogenheit waren auch ein Gottesdienst. —

* * *

Mit Haußner stand er sich jetzt vortrefflich. — Die Augen des Arztes hatten aufgeleuchtet, als ihm Gerland Mitteilung davon machte, daß er sein Abschiedsgesuch eingereicht habe. — Wie eine persönliche Genugthuung empfand es der Dissident, daß sein zukünftiger Schwiegersohn sich von dem Priesteramte frei gemacht.

Ein ganz neues Verhältnis bildete sich zwischen den beiden aus.

Gerland erkannte mit freudigem Staunen, was für eine Fülle von zurückgedrängtem Gemüt sich hinter der rauhen Außenseite des eigenartigen Mannes verbarg. Vielleicht, daß die Wendung, welche in der letzten Zeit die Dinge genommen hatten, seine Bitterkeit milderte, Balsam in alte Wunden träufelte.

Die beiden Männer standen jetzt wie Freunde zu einander.

Sie hatten gemeinsam Obstbäume ausgeputzt.

„Hier werde ich noch eine Reihe Äpfel anpflanzen im nächsten Frühjahr!“ sagte Haußner. „Für eine Mandel ist gerade noch Platz.“ Er sägte einen dürren Ast ab, hielt plötzlich inne, räusperte sich und meinte: „Ihr werdet einmal in Obst ersticken — hier — so in zwanzig, dreißig Jahren, du und Gertrud.“ —

Es war ſelten, daß er ſo beſtimmte Andeutungen über die Zukunft machte. Aber Gerland kannte ihn jetzt zur Genüge, um aus dieſer Andeutung zu ſchließen, daß er ſich einen ganz beſtimmten Plan zurechtgelegt habe, wie es mit dem Grundſtück ſpäterhin werden ſolle. So vertraut ſie auch ſonſt zu einander ſtanden, über dieſen Punkt hatten ſie ſich noch niemals offen ausgeſprochen.

Bald darauf ſaßen die beiden, von der Arbeit ausruhend, in der Laube.

Gerland mußte — wie ſie ſich ſo gegenüberſaßen — unwillkürlich an eine Szene denken, die ſich vor Zeiten hier abgeſpielt hatte: jene Unterredung mit dem Arzte.

Es erſchien doch faſt wie ein Traum. — Zu denken, daß er damals von dem glühenden Verlangen beſeelt geweſen, Haußner zu bekehren — den Abgefallenen der Kirche zurückzugewinnen. Dieſer Kirche, der er jetzt ſelbſt den Rücken gewandt hatte! — Und wenn er dann bedachte, wie tief ihn damals Haußners Verhalten gekränkt hatte. — Unwillkürlich mußte er lächeln.

Vielleicht verfolgte der Arzt ähnliche Gedankengänge — er ſaß geſenkten Hauptes, an ſeinem Barte nagend.

Der Mann trug irgend etwas auf dem Herzen — Gerland hatte es ihm ſchon den ganzen Morgen über anzumerken geglaubt. — Es war Haußners Art, Pläne und Gedanken lange mit ſich herumzutragen, um dann in abrupter Weiſe plötzlich damit hervorzubrechen.

So platzte er denn auch heute los: „Höre mal, Wilhelm! — Du müßteſt eigentlich Medizin ſtudieren.“ —

Gerland ſah ihn verdutzt an.

„Ich — Medizin!“ —

„Ja! — Ich habe mir das überlegt. — Du würdeſt, glaube ich, gut dazu paſſen. Zu alt biſt du keinesfalls; achtundzwanzig — was iſt denn das! — Da habe ich viel ältere Studenten gekannt. Deinen Anlagen nach eigneſt du dich ausgezeichnet zum Mediziner. Und dazu käme, daß ich dich in dieſem Fache mit Rat und That unterſtützen könnte. Du würdeſt gewiſſermaßen in meine Fußſtapfen treten. — Von der Theologie zur Medizin; ich dächte, das wäre gar keine üble Reihenfolge — jedenfalls ein Aufſteigen von der niederen zur höheren Form.“ Haußner ſchmunzelte bei dieſen Worten. „Überlege dir die Sache mal!“ —

„Schwiegervater! — Da iſt nichts für mich zu überlegen. — Auf dieſen Plan kann ich nicht eingehen.“

„Aber — irgend etwas mußt du doch anfangen!“

„Natürlich muß ich etwas anfangen. — Niemand kann das Bedürfnis nach Thätigkeit ſtärker fühlen, als ich.“

„Nun und was willſt du denn treiben, wenn man fragen darf? — Denn ich hoffe doch ſtark, daß du mit der Theologie endgiltig gebrochen haſt.“ —

„Mit der Theologie — ja! — Aber nicht mit dem Prieſteramt — Schwiegervater!“ —

„Was ſoll das heißen?“

„Mit der Theologie im kirchlich-konfeſſionellen Sinne — wenn du ſo willſt — habe ich allerdings nichts mehr zu thun — aber den Beruf zum Prieſter fühle ich nach wie vor in mir. Ja, ich bin mir durch den Bruch mit der Kirche erſt eigentlich bewußt geworden, daß ich in keinem anderen Berufe je würde glücklich werden können.“

„Was iſt das für Unſinn!“ rief Haußner, und Gerland bemerkte, wie ſeine Stirn ſich in unheilverkündender Weiſe dunkel färbte.

„Sieh mal, Schwiegervater!“ ſagte er und rückte dem Manne näher. „Kein Menſch kann aus ſeiner Haut heraus. Ich kann mich doch nicht auf einmal, dir zu liebe, zu etwas anderem machen, als was ich bin. — Mir iſt nun mal die Religion das Wichtigſte auf der Welt. Und ich fühle die Gaben in mir — und darum die Pflicht, von dieſer Gabe Gebrauch zu machen — andere zu Gott zu führen. — Wenn ich dieſen Grundzug meiner Natur verleugnen wollte, müßte ich heucheln. Ich kann mir nicht denken, daß du das willſt!“ —

„Nun, zum Teufel!“ brauſte Haußner auf, „dann ſind wir ja nicht einen Schritt weiter gekommen — trotz deines Abſchieds! — Du haſt die verdammte Muckerei alſo doch nicht ſatt gekriegt!“

„Die Muckerei — um dein Wort zu gebrauchen — habe ich allerdings abgelegt — endgiltig abgelegt! — Ich fühle es, daß ich im Anfange einer neuen Entwickelung ſtehe. — Bisher war ich kirchlich; jetzt hoffe ich fromm zu werden.“ —

„Redensarten!“

„Das ſind keine Redensarten! — Ich fühle, daß ich gewachſen bin, daß ich freier und beſſer bin vor Gott und mir ſelbſt, ſeit ich die kirchliche Feſſel abgeſtreift.“

„Einfach Rückfall!“

„Nein, Befreiung!“

„Du willſt den Prieſter eben doch nicht an den Nagel hängen!“

„Nein — ich will den Prieſterberuf in einem neuen Sinne bethätigen.“ —

„Ich bitte nun endlich um eine bündige Erklärung, was du eigentlich vorhaſt. — In dürren Worten: womit willſt du dir in Zukunft dein Brot verdienen?“ —

„Ich will das Lehramt ergreifen.“

„Einen abgehalfterten Geiſtlichen werden ſie gerade als Lehrer anſtellen! — Das halte ich für Illuſion, mein Lieber!“

„Nun, ich denke, irgendwo im deutſchen Vaterlande wird wohl noch eine Stelle ſein, wo man mir Wirkſamkeit geſtattet.“

„Die Orthodoxen haben überall das Heft in Händen, mein Beſter! — Man wird dich einfach nicht heranlaſſen.“

„Ich weiß das! — Ich weiß aber auch, daß Tauſende und Abertauſende im deutſchen Reiche unter dem Joche der konfeſſionellen Orthodoxie ſeufzen — daß ſie heißes Verlangen tragen, ſich davon zu befreien, wenn es ihnen die Verhältniſſe — die öffentliche Meinung — die Einrichtungen nur geſtatteten. Ich denke, es iſt unſere Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß wenigſtens die kommenden Generationen aus dieſer Zwangslage befreit werden. Damit die Lüge, die Heuchelei, der Widerſpruch zwiſchen Glaube und Bekenntnis nicht ins Unendliche fortwächſt. — Mir kommt es vor, als ſei die Zeit reif für den Wandel. Ich fühle mich berufen, an dieſem Werke mitzuarbeiten. Es iſt das größte, das es für ein Volk und für den Einzelnen geben kann: die Menſchen zu Chriſten erziehen. Denn bis jetzt waren wir nur Namenchriſten. Wo anders können wir damit anfangen, als bei der Jugend? — Und

ſiehſt du, das iſt, was ich Bethätigung meines göttlichen Prieſterberufes nenne: ich will Religion leben, nicht mehr ſie ſtudieren, nicht mehr mit dieſem heiligſten Gefühle experimentieren. — Und ich will auch andern das mitteilen, was ich erfahren habe. Ich will verſuchen, den Kindern das zu erſparen, was ich ſelbſt erlebt habe: all die Stadien des Buchſtabenglaubens, des gedankenloſen Götzendienſtes, des Verzweifelns an allem Göttlichen, des Indifferentismus, des religiöſen Bankerotts. — Nicht jeder wird ſo glücklich geführt, wie ich! Viele bleiben auf irgend einer Stufe der Entwickelung ſtehen. — Ich möchte meine Erfahrungen der Allgemeinheit nutzbar machen. — Und dazu ſehe ich keinen beſſeren Weg, als den, mich an die Jugend zu wenden." —

Es entſtand eine längere Pauſe.

Der Arzt ſaß düſter brütend da. Das Vernommene zerſtörte ihm einen lang gehegten Lieblingsplan von Grund aus.

„Und da haſt du wohl gar ſchon Schritte gethan?" — fragte er plötzlich.

„Das habe ich allerdings — Schwiegervater!"

„Nun — und haſt du irgendwelche Ausſichten?"

„Ausſichten habe ich; wenn auch die Sache noch nicht zum Abſchluß gediehen iſt."

Wieder entſtand eine Pauſe.

„Und — wo denn?" fragte Haußner gepreßt.

Gerland antwortete zögernd: „In Süddeutſchland — wahrſcheinlich!"

„So weit weg von mir!" ſagte Gertruds Vater mit umflorter Stimme. —

Haußner ſaß lange Zeit geſenkten Hauptes.

Gerland hatte das tiefſte Mitleid mit ihm in dieſem Augenblicke.

* * *

Zur ſelben Zeit ſaßen Martha und Gertrud in einer der großen Parterreſtuben bei einander — nähend. Schichten von Leinewand und bunten Stoffen lagen ringsum aufgeſtapelt. Martha ſchnitt Hemden aus. Gertrud ſäumte Wiſchtücher.

Schon ſeit Wochen arbeiteten ſie fleißig an der Ausſtattung: der Hochzeitstermin nahte heran.

Martha, eine Brille auf dem ſpitzen Näschen, hielt plötzlich in der Arbeit inne. Über die Gläſer hinwegſchielend, betrachtete ſie das junge Mädchen. Gertruds Nadel ging fleißig; wo mochten die Gedanken wohl ſein? — Ein Lächeln flog über ihre ſonnigen Züge.

Martha räuſperte ſich zur Einleitung. Ihr war während der letzten halben Stunde allerhand durch den Kopf gegangen. — Lange hielt es die Mitteilſame ſelten in Geſellſchaft ihrer eignen Gedanken aus.

„Ja, ja!“ meinte ſie, „ſechs Dutzend Wiſchtücher iſt wirklich ganz genug — Trudel — für den Anfang.“

Das junge Mädchen ſah nur flüchtig von der Näherei auf, lächelte die Tante an und arbeitete weiter.

„Weißt du, Trudel!“ begann Martha nach einiger Zeit, „eigentlich iſt das eine ſonderbare Sache mit euch! — Du weißt noch nicht einmal, wo du hinkommſt. — So gar nichts Sicheres darüber zu wiſſen, wo man ſich nieder-

laſſen wird, das iſt doch, wenn man's überlegt, ſehr eigentümlich." —

„Das iſt Wilhelms Sache — Tante!" —

„Freilich iſt es Wilhelms Sache! — Natürlich iſt es Wilhelms Sache!" rief die Alte voll Eifer. „Das iſt 's ja eben! — Wäre er im Amte geblieben — hätte er nicht ſeinen Abſchied genommen, ohne Sinn und Verſtand — denn man weiß eigentlich gar nicht warum — er hatte ja ſo ſchöne Ausſichten — das hat mir neulich erſt meine Freundin geſchrieben. — Und man wundert ſich auch allgemein — jawohl! — Großes Aufſehen hat die Sache gemacht — berechtigtes Aufſehen!" —

Das alte Mädchen mußte wegen Mangels an Atem ausſetzen; wenn ſie auf dieſes Thema kam, zeigte ſie ſich immer ſehr erregt.

Gertrud war errötet. Ihre Nadel ſetzte aus. „Tante! — Wilhelm hat uns doch auseinandergeſetzt, daß er nicht anders konnte."

„Ja, ich weiß ſchon! — Er ſpricht dann immer von moraliſchem Zwange — von der Lüge, die er nicht länger ertragen konnte und durfte. — Aber, ich frage: warum denn!? — Warum kann er ſich denn nicht fügen? Warum mußte er ſich denn mit dem Herrn Superintendenten und ſeinem Patron, dem Grafen, entzweien? — Das war gar nicht nötig. — Und nun ſitzt er da, ohne Stellung! — Aber ich will dir ſagen, mein Kind, woher das kommt: Von den freien Anſchauungen kommt das — wenn man nicht an der orthodoxen Lehre feſthält. — Das iſt ſehr ſchlimm! — Ich muß dir das einmal ſagen, mein Kind. Und wenn Wilhelm nicht beizeiten umkehrt auf dieſem Wege,

wird es noch ganz arg mit ihm werden. — Ein Geiſtlicher, der ſeiner Kirche den Rücken kehrt — man weiß gar nicht, was man dazu ſagen ſoll!“ —

Gertrud hatte geſchwiegen; es arbeitete in ihren Zügen. Dann, ohne die Tante anzuſehen, antwortete ſie etwas ſtockend: „Tante Martha, ich finde es gar nicht ſchön, daß du ſo über Wilhelm ſprichſt.“

„Aber Kind, ich ſpreche doch nicht ſchlecht von Wilhelm — ich doch gewiß nicht!“ —

„Du ſagſt immer, er ſei nicht fromm.“

„Nun ja — das heißt — ich meine, er iſt nicht orthodox. — Verſtehe mich nur recht, Trudel!“

„Wilhelm ſagt: darauf käme es gar nicht an. Was man glaubt, wäre nicht ſo wichtig, ſagt er, als wie man glaubt.“

„Das ſagt er! — Nun, ſiehſt du, das iſt eben unchriſtlich gedacht — wenigſtens nicht orthodox. Eben ſehr kommt es darauf an, daß man das Richtige glaubt. — Da haſt du gleich einen Beweis ſeiner freien Richtung. Und darin ſollteſt du ihn nicht beſtärken, Trudel! — Du ſollteſt ihn vielmehr anhalten zum wahren Glauben, wie du ihn dir ſelbſt angeeignet haſt. Und ich hoffe auch darin wirklich ſehr auf dich, daß du ihn mit der Zeit zurückführen wirſt — zur Kirche!“

„Nein, Tante!“ ſagte Gertrud. — In ihren kindlichen Zügen drückte ſich plötzlich großer Ernſt aus. „Das werde ich nicht thun! — Ich werde immer ehrlich ſein.“

Das alte Mädchen ſah die Nichte erſtaunt an. —

Das Kind war ihrer Leitung entwachſen.

XXIV.

Wieder füllte ſich das ſchindelgedeckte Kirchlein droben in Göhdaberg mit einer ſchauluſtigen Menge. Wieder knarrte die alte Orgel in Schwindſuchtstönen. Im Schiff und auf den wurmſtichigen Emporen drängte ſich Kopf an Kopf. Neugierig waren aller Blicke nach dem Eingang unter der Orgel gerichtet, ob das Brautpaar nun bald kommen werde. — Denn heute machte der ehemalige Pfarrer von Breitendorf Hochzeit mit der Tochter des Eichwalder Arztes.

Das war kein kleines Ereignis für die Gegend. Trotz des weiten und ſteilen Weges hier herauf, waren doch eine ganze Anzahl Breitendorfer zur Stelle, welche der Trauung ihres früheren Hirten beiwohnen wollten. —

Da war der Gärtnergewendbauer, der Kirchbauer, der Gemeindevorſteher und andere Honoratioren — in einer Ecke hockte das Freundespaar: Tobis, der Taube, und Schunkelauguſt vom Armenhauſe. Der Nachwuchs der alten Märzliebs-Hanne von Eiba war ſtark vertreten.

Auch manches alte Mütterchen hatte den beſchwerlichen Marſch nicht geſcheut.

Nicht die Neugier allein führte dieſe Leute hierher. Von der Liebesſaat, die Gerland ausgeſät, war doch auch manch Körnlein aufgegangen. —

Die Gegenpartei fehlte. Weder die Finkes, noch das Ehepaar Wenzel, noch Herklotz waren erſchienen. Nur die Tonchen war zur Stelle; aber die hatte geſchwenkt, ſeit ſie ſah, wie in der Gemeinde jetzt eine ſtarke Partei für den verabſchiedeten Geiſtlichen auftrat.

Gänzlich fehlten heute die ſchwarzen Röcke der Geiſtlichkeit in der Verſammlung.

Seit Gerland ſeinen Abſchied genommen, und vor allem ſeit es bekannt geworden, unter welchen Umſtänden und aus welchen Gründen er gegangen, hielten ſich alle Amtsbrüder, die etwas auf Reputation gaben, fern von ihm. Selbſt Polani war nicht gekommen. Der Kluge hatte ſeinem Bedauern über Gerlands Abſchied in ziemlich gewundener Weiſe ſchriftlichen Ausdruck gegeben. — Dornig war offener geweſen, er hatte dem ehemaligen Schulkameraden ins Geſicht erklärt, er ſei verrückt. Zur Hochzeit zu erſcheinen, hatten beide Paſtoren verſprochen, waren aber heute nicht zur Stelle; Polani entſchuldigt wegen angeblicher Unpäßlichkeit, Dornig unentſchuldigt.

Gerland wußte ſich darüber zu tröſten. Es konnte ihm nichts daran liegen, daß ſich irgend jemand um ſeinetwillen kompromittiere.

Schmerzlicher war es für Gerland, daß ſeine älteſte Schweſter abgeſagt hatte — wohl aus Rückſichten auf die Karriere ihres Mannes. — Die jüngere Schweſter

war mit ihrem Gatten, welcher nur Kaufmann war, gekommen.

Aus ganz andern Gründen hielt sich der Vater der Braut von der Hochzeit fern.

Haußner hatte von vornherein erklärt, der kirchlichen Feier nicht beiwohnen zu wollen, und davon ließ er sich auch nicht durch Gertruds Bitten, die sonst alles bei ihm durchsetzte, abbringen. Je näher der Tag herankam, desto düsterer und verschlossener wurde er. — Wie eine dunkle Wetterwolke drohte seine Laune am sonnigen Himmel der Hochzeitsstimmung. —

Ein kleines Häuflein war es, das dem Bräutigam zum Altare folgte.

Martha Herberge, geschäftiger und erregter denn je, in einem Kleide von hellgrauer, knitternder Seide, mit vielen flatternden Bändchen um sich. — Gerlands Schwester, eine blonde Frauenerscheinung, von einfach freundlichen Gesichtszügen. Sie sowohl wie ihr Gatte, fühlten sich offenbar gedrückt; sie mochten es als etwas sehr Gewagtes betrachten, daß sie dieser Feier beiwohnten. — Dann war noch Doktor Herzner von Färbersbach gekommen, in seinen Examenfrack eingezwängt. Er sah sich erstaunt um, als er die Kirche betrat. Wie lange mochte es her sein, daß dieser Heide zum letzten Male ein Gotteshaus betreten? —

Auf eine lieblichere Braut, als Gertrud hatte die bemalte Decke des Kirchleins wohl noch nicht herabgeschaut.

Den Blick züchtig zu Boden geschlagen, die Wangen wie junge Rosenblätter, den blonden Scheitel unter dem

Myrtenkranze gesenkt — so schritt Gertrud, begleitet von den schlichten Klängen einer alten Kirchenmelodie, zum Altare.

Pfarrer Valentin empfing sie dort. Mit zitternder Stimme sprach der Greis den siebenundsechzigsten Psalm, als Einleitungsgebet.

Es lag etwas Müdes in Erscheinung und Wesen des alten Mannes. Er klagte seit kurzem über körperliches Übelbefinden, was er vordem nie gethan. Gerlands Austritt aus dem Amte war ein schwerer Schlag für ihn gewesen. Zwar hatte ihm der junge Mann in einem entscheidenden Gespräche die Notwendigkeit seines Gehens auseinandergesetzt — und Valentin mußte zugeben, daß ein offener Bruch besser sei, als ein Kompromiß — aber im Innersten kam der alte Mann doch nicht darüber hinweg, daß Gerland abtrünnig geworden.

Die freudige Stimmung, die ihn neulich bei Gertruds Taufe getragen, fehlte ihm heute. Er sprach schleppend, hin und wieder sogar mit Gedächtnisschwäche kämpfend. — Der Text, den er der Traurede untergelegt hatte, lautete: „Des Herren Rat ist wunderbarlich und führet es herrlich hinaus." Die Predigt war kurz, Pfarrer Valentin mochte fühlen, daß er schwach werde, er eilte zur Kopulierung. —

Von Anbeginn der Feier stand in der obersten Empore, gedeckt von einem klobigen Holzpfeiler, ein bärtiger Mann. —

Einige Neugierige von Göhdaberg neben ihm wunderten sich über das Benehmen des sonderbaren Fremdlings, der in einem fort dort hinunterstarrte, düsteren Gesichtes die Hände ballte und sich nervös unter den Bart griff.

Als dann vom Altare her, erst das kräftige „Ja"

des Bräutigams, dann das zartere der Braut heraufklang, und die Ringe gewechſelt wurden, lehnte ſich der Fremde weit vor über die Brüſtung. Als er ſich wieder ſetzte, war ſein Geſicht thränenüberſtrömt.

Beim Schlußliede erhob ſich der ſonderbare Gaſt und entfernte ſich ſchnell. —

Noch während die Verſammlung aus der Kirche ſtrömte, verbreitete ſich das Gerücht, wie ein Lauffeuer, Doktor Haußner ſei doch zugegen geweſen. Einige Breitendorfer hatten ihn oben in der Empore erkannt. Man erfuhr auch, daß er das Dorf bereits wieder verlaſſen habe, einſam dem Walde zuſchreitend. —

Die Hochzeitsgeſellſchaft vereinigte ſich zu einem beſcheidenen Mittagsmahle im Pfarrhauſe. Die alte Hanne hatte das ihrige gethan. Das Eſſen war gut und auf dreimal ſo viel Gäſte berechnet, als zur Stelle waren.

Aber die rechte Hochzeitsſtimmung wollte nicht aufkommen. Es ſchwebten viel Thränen in der Luft. Beſonders Marthas Augen floſſen wie Brünnlein. Der greiſe Paſtor Valentin deutete in ſeinem Toaſte auf das Brautpaar an, daß er nunmehr entſchloſſen ſei, ſich emeritieren zu laſſen. Die elegiſche Stimmung, die über allen ſchwebte, bändigte ſogar Doktor Herzners gottloſe Zunge. — Zwiſchen langen Pauſen dehnten ſich die Gänge ins Endloſe. Gerland ſah mehrfach verſtohlen nach der Uhr. —

Endlich war es ſoweit. Gertrud hatte ſich umgezogen. Unten hielt der Wagen, der das junge Paar aufnehmen ſollte.

Die Peitſche knallte. Unter Küſſen, Thränen, Glückwünſchen und Taſchentücherwinken ging es fort, aus dem Dörfchen fort, in den milden Abend hinein.

Noch einmal ſahen ſie ſich um. — Dort ſtand Martha und winkte, der alte Valentin mit weißem Haupte daneben; bis ſie ihnen entſchwanden, und nur noch der ſpitze Turm des Kirchleins aus den Lindenbäumen zu erkennen war.

Dann ſetzten ſie ſich zurück; Gerland ſchlang den Arm um ihre Schultern und blickte in die ſchönen, vom Weinen großen Augen ſeiner Frau. Die Fahrt ging bergan.

Klar lag das Gebirge vor Gerland, langgeſtreckt, ein mächtiger Grat mit Schründen, Spalten, Abgründen und Senken. Von der Ebene her ſchoben ſich Vorberge an den Hauptſtock heran, waldbekränzt! — In den Thälern manch ein menſchliches Anweſen. Weiter draußen dehnten ſich fruchtbare Gebreiten mit Dörfern, Bauernhöfen, Kirchen.

Irgendwo, dort, lag auch ſein Breitendorf.

Er ſuchte mit den Augen — endlich fand er einen Anhalt. Da hinter dem waldigen Bergrücken mußte es liegen — Einzelheiten waren von hier aus nicht zu erkennen; es war ſchon zu weit. — Dort lag auch Annenbad, wo ſein armer Freund in kühler Erde ruhte. —

Gerland hielt ſich nicht bei traurigen Gedanken auf. — Mochte das Vergangene vergangen ſein! Ihn umwitterte die morgenfriſche Zukunft. Weiter ließ er ſein Auge ſchweifen, über Thäler und Kuppen, Ebenen, Menſchenheime, bis hinaus an den dunſtigen Rand des Himmels, der allem ein Ende machte.

Weiheſtimmung überkam ihn im Angeſichte ſolcher Größe. Ein Gebet drängte ſich ihm auf die Lippen; aber nicht Worte der Zerknirſchung und Selbſtverkleinerung. — Freudige, ſelbſtbewußte Worte ſprach er zu dem Allmächtigen. Nicht als Staub fühlte er ſich — nicht als ein

unterdrücktes, elendes Weſen, das nicht wert war, zu leben. — Nein! Als einer, der berechtigt iſt, frei zu atmen und ſich ſeiner Kräfte zu freuen.

Der Horizont weitete ſich vor ſeinem Auge. Ihm war, als ſähe er die Welt zu ſeinen Füßen liegen, wie ſie geweſen war von Anbeginn — ſich herausringend aus den Nebeln der Weltendämmerung. Und Zeit, Ort, Materie verſchwanden für ihn in dem einen Gefühl der Allgegenwart Gottes. Ihm gehörte er zu, dem gütigen Vater, in deſſen ſchönes Angeſicht er blickte.

Wer wollte ihn fortan von dieſem Ewigen trennen, den er gefunden, der ſich ihm aus Nebeln und Schleiern enthüllt? —

Nun konnte er ihn nicht mehr verlieren; denn er hatte die Verwandtſchaft mit ihm erkannt.

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin-Grunewald

Die Verſuchung

Eine Studie

von

Wilhelm von Polenz

Geh. 2 M.; geb. 3 M.

Urteile der Preſſe:

(Tägliche Rundſchau.) ..... Der Verfaſſer gehört mit dieſem Buche zu den Eleganten, die mit Geiſt und Feinheit anzuregen und zu unterhalten wiſſen. Ein Weltmann ſteckt in ihm, der die Dinge mit humoriſtiſch-ſatiriſchem Lächeln anſieht. So zeichnet er das Laſter nicht in ſeiner häßlich ekelerregenden Geſtalt, wie es die Bußprediger und Sittenrichter des Naturalismus tun. Die Liebe iſt ihm nichts Erhabenes, nichts Schlechtes, ſondern nur ein ganz Natürliches. Er erzählt mit guter und friſcher Laune und hat ein offenes Auge für witzige „Situationen", die Menſchen ſtellt er in leichter, anſchaulicher Charakteriſtik vor uns hin, und die Bilder aus dem Berliner Sittenleben ſind volle Wirklichkeitsbilder, weder übertrieben ſchwarz noch übertrieben roſa gefärbt.

(National-Zeitung.) Polenz iſt keiner von den Ungebärdigen; er ſchreibt nicht, um das Alte einzureißen und auf den Trümmern ein neues Banner aufzupflanzen; aber wenn er ſchreibt, bricht er doch rechts und links mit mancherlei techniſchen Gepflogenheiten ſeines Gebietes. Hier eine „Studie". Der Verfaſſer hat die Bedingungen dieſer Art von Erzählungen gut erfaßt und erfüllt. Das Buch iſt keinen Augenblick langweilig, nirgends banal, und ebenſo wahr wie intereſſant. Eine Studentengeſchichte voll trefflicher Typen. Echteſte moderne Berliner Univerſitätsatmoſphäre. Polenz gehört in dieſem Sinne zu den eigentlichſten Realiſten, daß er jeden perſönlichen Beiton vermeidet.

(Voſſiſche Zeitung.) ..... Der Roman „Sühne" offenbarte bereits, daß wir den Verfaſſer dieſer „Studie" zu den Jüngſten, den modernen Realiſten, zu rechnen haben, und er bleibt auch hier ſeiner Fahne getreu. Aber er gehört zu den Beſſeren, das heißt, er ſchreibt wie ein gebildeter Mann und verweilt nicht bei dem Schlüpfrigen und Gemeinen, ſondern nimmt es als notwendiges Übel mit in den Kauf. Vor ſeinen Geſinnungsgenoſſen zeichnet ihn ein Talent aus, das wir bisher vergebens bei den übrigen ſuchten, ein trockener Humor. So findet er ſich mit ſeinem etwas heiklen Thema vortrefflich ab, und die einzelnen Geſtalten der Erzählung ſind getreu nach der Wirklichkeit be-

zeichnet. „Die Verſuchung“ kommt über den ehrenwerten Studioſus der Theologie Weikert in Geſtalt einer liebenswürdigen Berliner Konfektioneuſe Emmy, und er hält derſelben — nicht Stand. Köſtlich ſind nun die Seelenkämpfe des Armen geſchildert. (Inhalt) ..... Auch die Nebenfiguren der Erzählung, der burſchikoſe Mediziner Kritzel, der Konſiſtorialrat Böhme, die Berliner Studentenwirtin, ſind ſehr geſchickt gezeichnet.

(Freie Bühne.) Es iſt eine der vorläufig äußerſt ſeltenen und deshalb hochwillkommenen Proben realiſtiſcher Behandlung, die eines wohlwollenden Humors nicht entbehren. Ein trefflich gezeichneter, kreuzbraver Student der Theologie vom Lande knüpft im Sündenbabel der Großſtadt ein kleines Verhältnis an. Die Geſchichte hätte frivol werden können, die Klippe iſt vermieden durch die feine, lächelnde Satire, die unabläſſig im höchſten Grade beluſtigende und doch feine Seitenhiebe gegen unſere konventionelle Moralphraſe führt. Die eingeſtreuten kleinen Bilder aus dem Leben der Großſtadt ſind ungewöhnlich ſcharf gefaßt, man fühlt eine Kraft, die zweifellos bald Bedeutendes leiſten wird, die ſtark iſt und feiu, voll Mut und doch beſonnen durch die gute Schule ſorgfältiger Selbſt- und Weltbeobachtung.

(Das Magazin für Litteratur.) Wilhelm von Polenz bekundet in der „Verſuchung“ ein ernſt-ſtrebendes Talent, das ſcharf zu beobachten und fein zu charakteriſieren verſteht. Polenz weiß im Gegenſatz zu ſo manchem ſeiner Kollegen den Standpunkt und die Tonart des modern gebildeten Schriftſtellers zu wahren.

(Breslauer Zeitung.) Das Bemerkenswerte an dem Buche ſcheint mir zu ſein, daß ein dem Naturalismus bisher nur zu fremdes Kunſtmittel nicht als gelegentliche Begleiterſcheinung, ſondern als kennzeichnendes Moment in die Erſcheinung tritt: der Humor. Der Humor des Herrn von Polenz iſt ein trockener, ſozuſagen ein ſachlicher Humor, der einen ſpezifiſch oſtdeutſchen Charakter zu tragen ſcheint. Bei unſerm Künſtler hat man von Anfang an das frohe Gefühl, einen ſicheren und überlegenen Führer vor ſich zu haben, der die ſelbſt aufgeworfenen Kontraſte auszugleichen verſtehen wird. Er verzerrt nicht, er ſpöttelt nicht; er ſtellt einfach wahrhaft dar. Welch eine Kluft zwiſchen dem reuevoll über ſeinen Sündenfall brütenden Theologen und dem unbekümmert weiter flatternden Mädchen! Geſtaltet ſich dieſer ſchroffe Kontraſt ſchließlich verſöhnend und im Sinne des Humors aus, ſo liegt das an dem Verhältnis des Verfaſſers zu den berührten Gedanken, die er vermocht hat, innerlich zu überwinden und zu höheren, freieren Standpunkten in ſich zu erheben. Darum kommt er auch zu einem weiteren Fortſchritt in bezug auf die Behandlung des Sexuellen. Weil hier weder ein Vergnügen an dieſen Dingen noch eine Berechnung auf die Lüſternheit des Leſers vorliegt, ſo wird endlich wieder das Selbſtverſtändliche und Natürliche bei aller Ehrlichkeit ſelbſtverſtändlich und natürlich geſagt, und man hat wieder das Gefühl des Vornehmen, Freien, des Beherrſchens der Dinge.

W. von Polenz:

Das Land der Zukunft

oder

Was können Amerika und Deutschland voneinander lernen?

Broschiert 6 M., gebunden 7.50 M.

Aus den Besprechungen (**Die Woche**):

Das Reisen wird immer leichter. Der faulste Epikureer, der kaum seine eigene Muttersprache beherrscht, kann heute ohne Beschwerde um seinen Planeten fahren. Die Reisebeschreibungen aber werden im gleichen Schritt durchweg schlechter. Man fährt ins fremde Land und läßt sich von der Masse der Eindrücke totschlagen — und das nennt sich dann objektives Hinnehmen der Dinge, wie sie sind. In Wahrheit liegt hier, wie immer, alles daran, was einer mitbringt. Als Humboldt einst nach Amerika ging, war das große kosmische Naturbild, das er im Kopf hintrug, die Hauptsache. In diesen Rahmen hat er Einzelzüge vor dem Original eingefügt: das gab die Frische, aber die Kraft war schon mit über den Ozean gefahren. Ein Kontinent mag so riesig sein, wie er will: er ersetzt nicht eine Persönlichkeit. Das ist das Urgeheimnis dieser Welt: so groß die Sonnen des Firmaments auch sind, unser „sonnenhaftes Auge" ist zuletzt doch das erste und größte. Von diesen Wünschen aus ist es mir eine wahre seelische Wohltat gewesen, einmal wieder auf ein echtes Reisewerk zu stoßen: „Das Land der Zukunft" von Wilhelm von Polenz (Berlin, F. Fontane & Co.). Der Mann, der hier von Nordamerika erzählt, ist erstens eine Persönlichkeit, nämlich Polenz. Und zweitens ist er ein Mann, der, ehe er nach Amerika ging und ehe er über Amerika urteilte, eine kleine Vorstudie gemacht hatte, die man wirklich nicht gut noch während der Überfahrt in der Kajüte eben nachholen kann: er kannte nämlich Europa. Polenz ist mit seinem eminent scharfen Beobachterauge einer der besten Kenner unserer deutschen Verhältnisse, die wir haben. Seine Studien über Deutschland, über soziale wie ethische Zustände, stecken in seinen Romanen. Wer sich so weit in seiner Bildung heraufgekämpft hat, um diese höhere Achtung vor der echten starken Dichtung und dem Dichterauge zu besitzen, dem gelten Romane wie Polenz' „Pfarrer von Breitendorf" und „Büttnerbauer" als kulturgeschichtliche Dokumente ersten Ranges. Und bei dieser Schärfe

des Blicks hat der Dichter gerade, der in ihm steckt, ihn zugleich davor bewahrt, Parteimann zu sein. Ein Mann mit dieser Vorschule durfte es wagen, über Amerika zu schreiben — auch ein Buch zu schreiben, das selber einmal keine Dichtung war; das Auge und die Toleranz des großen Poeten gingen ja doch mit als Führer. Wir besitzen in unserer Literatur meines Erachtens keine einzige Studie über Amerika, die sich mit dieser in Form und Inhalt messen kann. Vielleicht ist der Titel nicht völlig gerecht. Vielleicht wäre besser etwas wie: Amerika, geschildert als ein Stück Menschheit. Nicht rechtend und richtend, sondern eben mit der großen Toleranz des Poeten, der seinen Helden Mensch in jeglicher Gestalt liebt, tritt Polenz vor den Amerikaner. Wunderbar ist die historische Einleitung, wie er ihn vor uns noch einmal werden läßt; das ergreifende Schauspiel, wie der alte Kulturmensch plötzlich hinausverjagt ist auf eine fremde Planetenseite, wie auch er zuerst wieder nur zaghaft, gleich den uralten Kolonisten am Mittelmeer, den Küstensaum besetzt — bis ihn dann die ungeheure Mission ergreift, daß hier ein ganzer Kontinent auf einmal in seine Hand gegeben sei. Das Drama Amerikas ist hinreißend in diesem Buch geschrieben — in seinen tiefsten Zügen ist es das Drama der Kultur selbst. Durch alle ihre Extreme tobt diese Kultur auf der neuen Erde, alles, was noch brutal und unter tausend Verhüllungen kernfaul war in ihr, kommt hier nackt zutage. Wie ein wildes Wiedertäuferreich, das alle Schranken gebrochen hat, nur noch im Tag leben will, als sei alle Vergangenheit jäh ausgelöscht, so mutet diese härteste Feuerprobe des Menschengeistes oft an. Aber das stille, feste Beobachterauge des Dichters, den selbst sein unerschüttertes Wurzeln im Heimatboden so abgeklärt, so ruhig, so harmonisch macht, sieht in allem grellen Tanz, diesem Indianertanz der alten Kultur, doch unentwegt die geheime Schicksalslinie der Menschheit, die durch alle Arabesken doch immer und immer wieder den Anschluß der Entwicklung nach oben findet. Und er ahnt eine Klärung der Kultur eben durch diese einschneidende Erfahrung. Erst in diesem Sinn wird der Titel mit seiner „Zukunft" der Idee gerecht.

Eine große Ideenstudie über Amerika ist uns in diesem reichen Werk gegeben. Und in diesem Sinn begrüße ich es: endlich einmal wieder ein Beitrag zu der Reiseliteratur höchsten Stils, die uns aus dem Wirrwarr des Eindringenden, des Fremden erretten will zu einer höheren Schau, einem besseren Besitz des Eigenen.

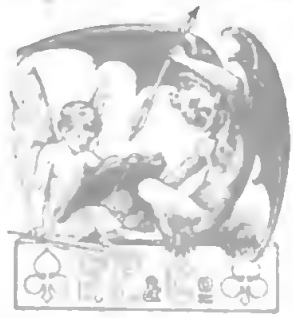
Wilhelm Bölsche.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

F.F.&C.

UNIV. OF MICH.
JUL 25 1936
RECEIVED

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06452 5028



Digitized by Google